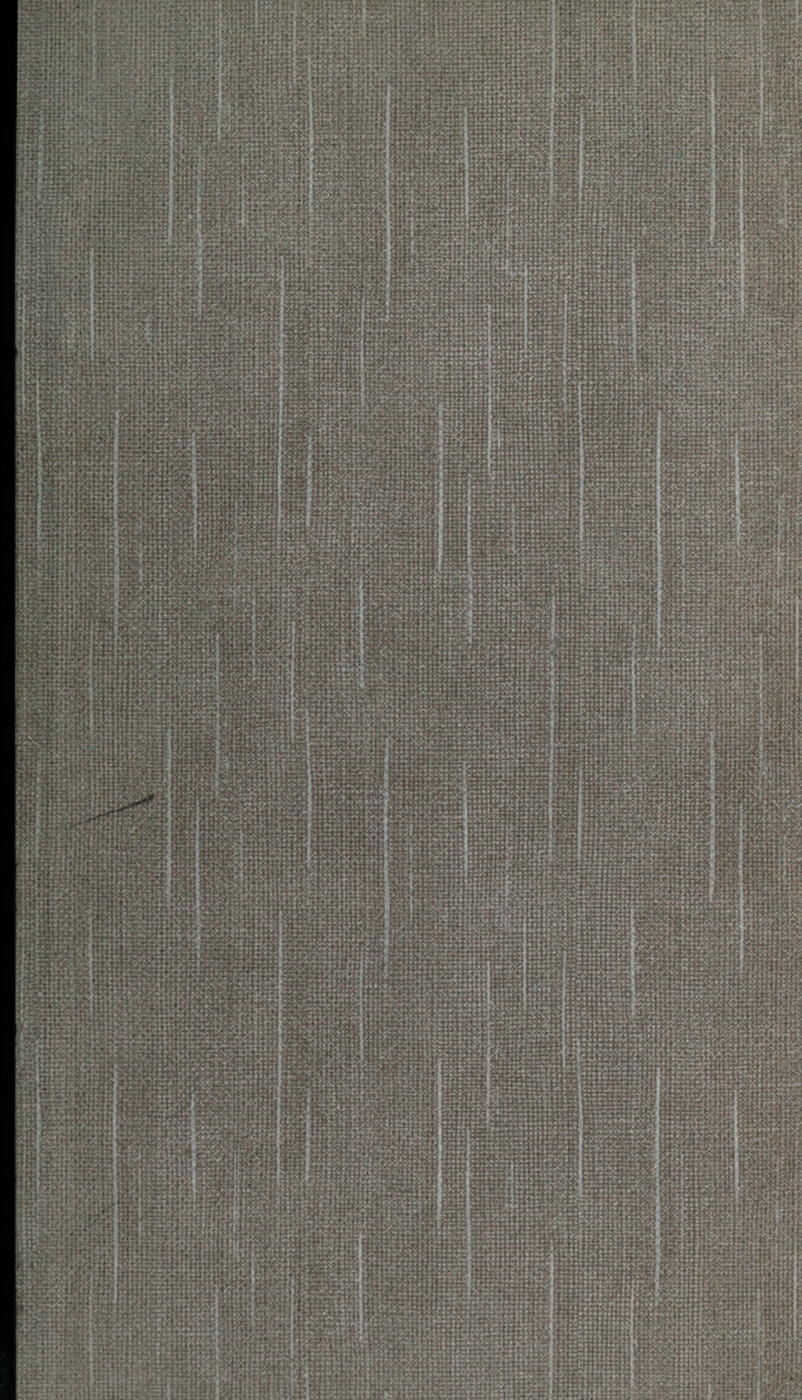
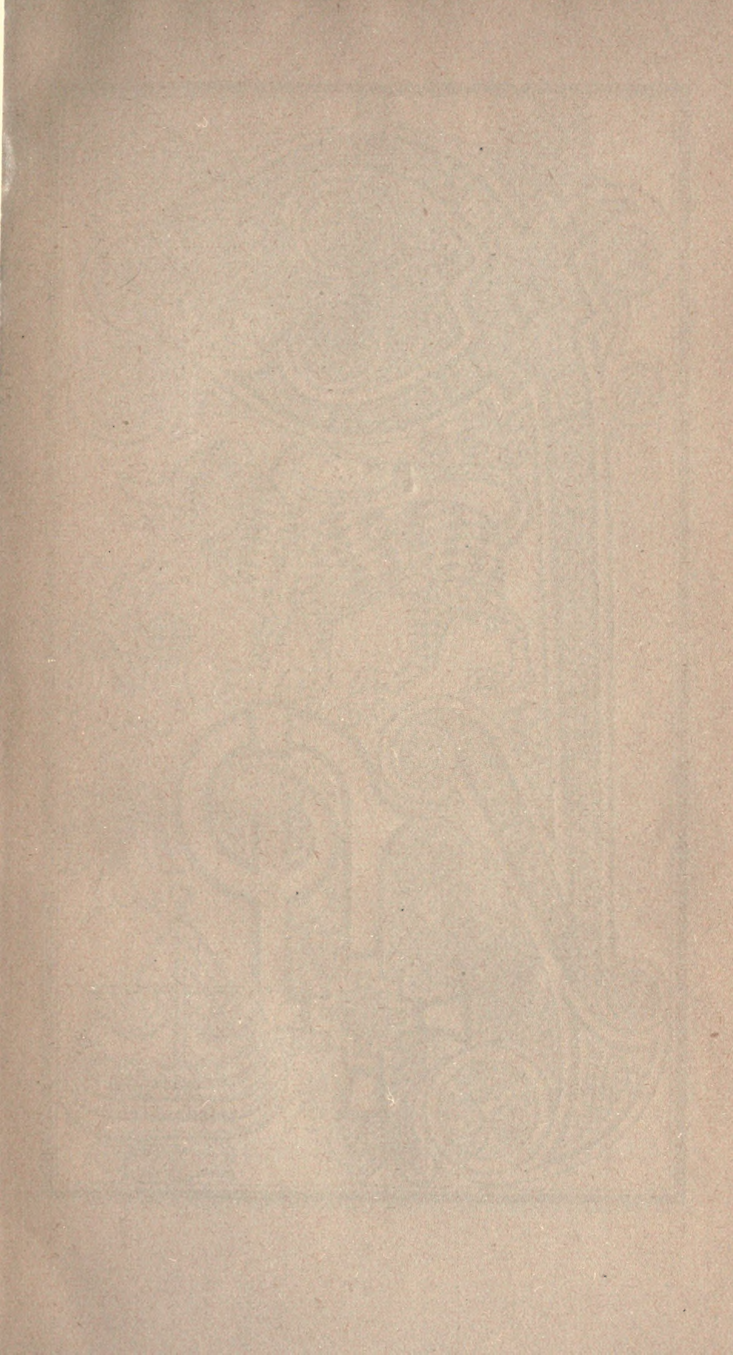


Die Märchen der Weltliteratur



Herausgegeben von
Friedrich von der Leyen und Paul Zaunert





Isländische Volksmärchen



Übersetzt von Hans und Ida Naumann

Verlegt bei Eugen Diederichs, Jena 1923

Buchausstattung von F. H. Ehmcke
Erstes bis sechstes Tausend



Für unsere Kinder
Eberhard, Hansjörg und
Isabella-Claudia

Einleitung

Der Freund des altisländischen Prosaschrifttums, der alten Isländersaga, wird auch in den neuisländischen Märchen und Sagen dieses Buches sein altes Island wiedererkennen. Freilich, an Stelle des Goden und des Gesetzessprechers ist in diesen Geschichten der Pfarrer, der Amtmann und der Richter getreten, an Stelle der kraftvollen norwegischen historischen Königsgestalten erscheinen die schwächern Könige der allgemeinen Märchenwelt, an Stelle der starken und immerhin reichen Kultur des alten Islands finden wir die verarmte und kümmerliche des neuen. Die vielen Prozesse und Rechtshändel sind verschwunden, weil die staatlichen und zivilen Verhältnisse ruhiger und geordneter geworden sind, wir finden nichts mehr von Roßkämpfen, von Wikingertum und heidnischem Kult, wir finden etwas weniger Totschläge, Kämpfe, Fehden und „Brennas", keine überwältigenden Charaktere mehr, kaum noch Schicksalsglauben, kein Interesse für Familienstammbäume, kein Skaldentum und daher auch fast keine Strophen innerhalb der Erzählung mehr. Natürlich ermangelt diesen Volksmärchen und Volkssagen auch die künstlerische Kultur und stilistische Zucht des alten Prosaschrifttums, und derjenige Leser, der dieses selbst nicht kennt, wird die Unterschiede zwischen der Mehrzahl der hier vereinigten jüngern Stücke und den zehn hier aus dem ältern Schrifttum aufgenommenen[1] wohl bemerken. Diese zeigen zumeist den Wert, den man dereinst auf den die Erzählung scheinbar hemmenden, sorgfältig geführten Dialog gelegt hat, die offenkundige Freude an einer klugen, prägnanten, in klassische Zucht genommenen Unterhaltung; gerade hierin ist in Märchen und Volkssage die innere aristokratische Haltung einer gänzlichen Verbauerung gewichen. Der Vergleich aber in dieser Hinsicht ist deshalb erlaubt, weil wir die vornehmen Züge der alten Saga auch für ihre mündliche Darstellungsform, nicht nur für ihr schriftliches Kleid annehmen dürfen.

[1] Nr. 1—5, 38, 68—71.

Freilich, jene Märchen der Hirtenbuben, die sogleich erwähnt werden sollen, werden sie nicht getragen haben.

Aber was wir in der neuen wie in der alten isländischen Erzählung in gleicher Weise finden, ist die primitive Bauernkultur und die naive Freude am Besitz, der Realismus der Darstellung, der den solide verzeichneten Sachverhalt liebt mit peinlich genauen Angaben aller nur erdenkbaren Art, ist die harte, scharfe, kühle, kritische Nüchternheit, die sich dennoch mit Traumglauben, Hellsehen, Spuk und Wiedergängerei, mit einem oft bizarren, stets grob materialistischen Totenglauben verträgt, ist die sonderbare und nicht ganz feste Rolle des Christentums, der gewissermaßen noch ungetaufte Geist der Primitivität, ist der Umstand, daß man die Stimmung noch immer eigentlich zwischen den Zeilen lesen muß, ist die große Rolle der Objektivität, die noch immer die Zeitwörter „dünken, scheinen, glauben, erzählt werden" in dem Berichte spielen, und ist schließlich rein inhaltsmäßig Handel und Fischfang, Kräutersammeln, Heuernte und Almwesen, Wirtschaft, Viehzucht, Hauswesen und Ächterwesen. An diesen Dingen wird der „Thule"-freund sein altes Island wiedererkennen.

Und er wird es auch an der Landschaft, die, wenn sie nicht gerade die romantisch-märchenhafte von Nirgendwo ist, mit handgreiflicher Deutlichkeit den Hintergrund unserer Berichte bildet. Wir sehen die Gletscher, Felsen, Lavafelder, das Ödland, die See mit Fjorden und Inseln, den zum Fischen günstigeren Südstrand und die Almen Islands. Wir sehen, wie unser Märchen Nr. 30 und seine färöische Variante Nr. 72 das Motiv vom Mahrtendienst oder der Mahrtenehe in die Linien eines primitiven Fischerglaubens umstilisieren und die Elben und Huldren in Seehundsgestalt kleiden. Es ist die Insellandschaft, die sich in dieser Glaubens- und in dieser Sagenstilform widerspiegelt. Und während man den Elben anderwärts beim Tanz begegnet oder bei festlicher Freude, so begegnet man ihnen hier beim Fischfang in den Booten auf der See (Nr. 74, 78). Meermännlein erscheinen in Dienst genommen, und Schiffe können sprechen miteinander und

wissen Zukünftiges voraus, wie sonst im bäuerlichen Milieu die Pferde oder die Stiere nachts zu bestimmter Stunde im Stall. Die Menschen aber, von denen diese Geschichten handeln, sind so bäuerlich-primitiv wie ihre Erzähler, und es nimmt nicht wunder, daß mehrere der alten Erzählungsmotive unter ihren Händen völlig verbauerten, wie noch unten erwähnt werden wird.

Es fehlt nicht an Zeugnissen dafür, daß schon sehr früh auf Island auch Märchen erzählt worden sind, wenn wir überhaupt für eine so selbstverständliche Sache der Zeugnisse bedürften. Wichtiger ist, daß wir auch darüber Aufschluß erhalten, welches das beliebteste Motiv gewesen war. Die am Ende des 12. Jahrhunderts von Karl Jónsson, Abt des isländischen Klosters Thingeyrar, begonnene und im 13. Jahrhundert überarbeitete und vollendete Swerrissaga vergleicht die Schicksale ihres Helden auf seiner Fahrt nach Wermaland mit den Erzählungen alter Sagen über die Geschicke von Königskindern, die von ihren Stiefmüttern verwünscht worden sind.[1] Und wiederum meint der Mönch Odd Snorrason, der ungefähr um dieselbe Zeit in dem gleichen Kloster eine Lebensgeschichte des Königs Olaf Tryggwason verfaßt hat, es sei besser, eben diese Lebensgeschichte des heiligen Königs mit Freude zu hören, als die Stiefmuttermärchen (stjúpmœdrasögur), wie sie die Hirtenbuben einander erzählen, von denen niemand wisse, was daran wahr sei, und in denen immer der König am übelsten wegkomme.[2] Und in der Tat sind bis in die Neuzeit die stjúpusögur ein Hauptkontingent der isländischen Märchen geblieben. Konrad Maurer sagt über sie: „Der Regel nach sind es menschenfressende Riesinnen, welche die Rolle der Stiefmutter spielen. Wunderschöne Gestalt annehmend, treten sie zumeist als Königs-

[1] Fornmannasögur VIII, S. 18; vgl. Flateyjarbok II, S. 539; zu obigem Maurer, Germania 11, 1864, S. 240. [2] Oláfs saga Tryggvasonar ed. Munch S. 1. Über ein weiteres frühes Zeugnis zur isländischen Märchensaga vergleiche jetzt Heusler in seiner Abhandlung: Die Anfänge der isländischen Saga, Abh. d. preuß. Akad. der Wissensch. 1913, S. 20 ff. (Sturlunga saga: Thorgils saga og Haflida ed. Kålund I, 22).

witwen auf, welche ihren Eheherren durch einen plötzlichen Überfall von Wikingern verloren haben, und locken in dieser Weise den verwitweten König an sich, bis er sie heiratet. Sind sie erst so weit, so schicken sie den Betörten wohl aus, um ‚von seinen Landen Schatzung zu erheben‘, und während seiner Abwesenheit pflegen sie nicht nur durch heimliches Auffressen seiner Hofleute ihre unholdmäßige Natur zu offenbaren, sondern sie stellen jetzt auch ihren Stiefkindern nach und setzen sie aus, ermorden oder verzaubern sie, nicht selten, um ihren eigenen ungeschlachten Kindern an deren Stelle zu verhelfen. Aber doch gelingt es den bedrängten Kindern stets, sich zu retten, sei es nun, daß ihre eigene Kraft und Klugheit sie den drohenden Gefahren entgehen läßt, oder daß sie, was das Häufigere ist, Kleinodien besitzen von besonderer helfender Kraft, oder daß ihnen Zwerge und andere gute Geister hilfreich zur Seite treten; die böse Stiefmutter findet dann entweder auf natürlichem Wege den Lohn ihrer Untaten, oder sie geht auch wohl an einem zauberkräftigen Fluche zugrunde, welchen die verfolgten Kinder auch ihrerseits wieder auf sie gelegt haben.“ Märchen mit diesem Stiefmuttermotiv sind in unserer Sammlung Nr. 6, 8, 17, 19, 34, 53, 66. Wie eine Reaktion darauf nehmen sich Nr. 21, wo die Mutter der Königstochter Ingeborg als böse, ihre Stiefmutter aber als gut dargestellt wird, und Nr. 42 aus, wo die gute Stiefmutter ihren Stiefsohn rettet, desgleichen Nr. 49.

Übrigens fehlt es auch nicht geradezu an erhaltenen frühen Belegen für das isländische Stiefmuttermärchen. Die isländischen, durch und durch märchenhaften Fornaldarsögur — als eine Probe dieses märchenhaften Charakters mögen unsere den Fornaldarsögur entnommenen Märchen Nr. 4 und Nr. 70 von „Thorstein Hofkraft“ und dem weissagenden Meermännlein dienen — enthalten das Stiefmuttermärchenmotiv mehrfach. Darüber hat zuletzt Franz Rolf Schröder gehandelt in der Einleitung zu seiner Ausgabe der Hálfdanar saga Eysteinssonar, Altnordische Sagabibliothek 15, 1917, S. 16ff.; vgl. auch Germanisch-Romanische Monats-

schrift 1920, S. 207. So enthält die Hjálmtérs saga ok Ölvis das Stiefmuttermärchenmotiv gleich zweimal, die Hrólfs saga kraka enthält es und für die Hálfdanar saga Eysteinssonar hat nach Schröder (S. 20) die ursprüngliche Fassung etwa folgendermaßen gelautet:

„König Eystein und seine Gemahlin Asa hatten einen Sohn namens Halfdan. Als dieser fünfzehn Jahre alt war, starb die gute Königin, tiefbetrauert von allen, am meisten aber von ihrem Gatten selber. Jahre vergingen. Auf einer Heerfahrt traf König Eystein eine sehr schöne Frau, die sich Isgerd nannte. Der König fand Gefallen an ihr und heiratete sie. Die Stiefmutter verliebte sich in Halfdan, dieser aber wies ihre Liebe zurück. Da verfluchte sie ihn, er sollte keine Ruhe und Rast mehr haben, bis er Ingigerd gefunden habe. Halfdan ging zu seiner Pflegemutter und fragte sie um Rat. Diese schenkte ihm ein gutes Schwert und ein Amulett sowie einen Hund, der ihm den Weg weisen sollte. Dann machte sich Halfdan, von dem Zauber des Fluches getrieben, auf die Suche. Der Weg führte ihn an drei Riesenwohnungen vorbei, deren Besitzer er nach schwerem Kampf überwand. Dann kam er zu einem breiten Strom. Auf einem Boot, das er am Ufer fand, setzte er hinüber und gelangte endlich zu der Burg, in der Ingigerd gefangen gehalten wurde. Es glückte ihm, sie zu befreien und mit der Erlösung der Jungfrau war auch von ihm der Fluch genommen."

Die Verwandtschaft dieser erschlossenen Kernfabel der Halfdanarsaga mit unseren Stiefmutterchenmärchen, man vergleiche etwa Nr. 42, liegt auf der Hand und ist von Schröder kurz behandelt (vgl. S. 36 ff.). Aber nicht nur in die Fornaldarsögur ist dieses so beliebte Motiv gedrungen, sondern auch in die Liederedda. Es ist schon lange bekannt, daß das Lied von Swipdag (Thule II, S. 15, Fjölswinnlied) ein eddisch stilisiertes Stiefmuttermärchen ist.[1] Für die Er-

[1] Vgl. Hj. Falk, Om Svipdagsmál im Arkiv f. nord. filologi IX, 311 ff.; X, 26 ff.; Heusler in Herrigs Archiv 116, 268 und Fr. R. Schröder a. a. O. S. 18.

kenntnis der ursprünglichsten Form des inzwischen vielfach entstellten und erweiterten Motivs werden diese frühen Verwendungen ungemein nützlich sein. Wie das Motiv auch ganz verloren gehen kann, dafür ist unser Märchen Nr. 66 „Asmund und Signy" lehrreich (vgl. die Anmerkung dazu).

Diese Zeugnisse und Belege des 12. Jahrhunderts sind uns, wie gesagt, hauptsächlich insofern willkommen, als sie für das Motiv der bösen Stiefmutter einen frühen chronologischen Anhaltspunkt liefern, ohne freilich damit über seine Herkunft und Entstehungszeit irgend etwas auszusagen, — für das selbstverständliche Vorhandensein von Märchen überhaupt auch auf Island bedürfen wir natürlich dieser Zeugnisse nicht. Einfache Märchen, die, insofern als sie noch keine kunst- und planvoll abgerundeten Novellen sind, insofern sie mehr noch Glauben verlangen als nur zur Kurzweil erzählt sind, insofern sie deshalb noch fixiert erscheinen in lokaler wie personeller Hinsicht, insofern sie also noch Namen von Orten und Personen in sich tragen und noch nicht so frei über Raum und Zeit dahinschweben, wie unsere Märchen-Novellen das tun, einfache Märchen, die, insofern sie nach alledem noch geradezu Ausfluß des Volksglaubens oder der primitiven Religiosität sind, mehr noch unsern Sagen oder den Märchen der Naturvölker gleichen als unsern Märchennovellen, solche einfachen Märchen haben sich die dafür in Betracht kommenden Schichten der Bevölkerung Islands natürlich seit seiner Besiedlung erzählt. Sie wurden von Norwegen schon mitgebracht und sie gebaren sich auf Island aus den Elementen des primitiven Gemeinschaftsgeistes in immer neuen Variationen immer wieder neu. Die Märchenerzählung Islands trägt auch dort noch, wo sie nach der abgerundeten Novelle strebt, den Zustand der Fixierungsmöglichkeit, das archaische Merkmal der lokalen und personellen Gebundenheit an sich, sie hat die Namen niemals abgestreift und damit ein wesentliches Kriterium unserer Märchenerzählung noch nicht erreicht. Die Grenzen von Märchen und Sage laufen hier auf Island noch mehr als bei uns ineinander über,

und der Tenor der allermeisten in diesem Buche erzählten Geschichten ist noch so, daß sie mehr geglaubt sein wollen als nur zur Unterhaltung erzählt.

Auch in andern Dingen ist es ja so, daß Island — Sonderzüge abgerechnet — Zustände, die früher auch bei uns gegolten haben, widerspiegelt. Es fragt sich, ob zu der archaischen Stilform des isländischen Märchens, die früher auch unser Märchen gehabt haben wird, auch archaische Motive kommen, die unsere Märchen früher gehabt haben mögen, inwieweit wir überhaupt im isländischen Märchen ein Spiegelbild früheren deutschen Märchens erkennen dürfen. Hier fehlt noch jede Untersuchung. Zu den — wie schon eingangs erwähnt — für Island besonders charakteristischen Stiefmuttermärchen kommen noch die zu erwähnenden, ebenso charakteristischen Ächtermärchen. Nun wissen wir zwar, daß auf Island das Ächterwesen eine ganz besondere Rolle gespielt hat, aber in den übrigen germanischen Ländern und darüber hinaus wird es einmal nicht anders gewesen sein, auch für uns werden wir die Ächtererzählung anzusetzen haben, und einzelne landschaftliche Räuber- und Unholdsagen werden die letzten Reste sein. Auch bei uns werden die Stiefmuttermärchen einmal in besonderer Blüte gestanden haben; auch hier wären ihre Reste zusammenzustellen und mit den isländischen zu vergleichen. Und auch ins Detail mag man mit einer solchen Untersuchung gehen. Zwar haben wir in unserer Sammlung weniger den Hauptwert auf die Wiedergabe berühmter Parallelen gelegt, als vielmehr auf die charakteristisch isländischen Erscheinungen, aber die isländischen Varianten einiger berühmter Wandermärchen oder Wandermotivformeln wird man auch hier wiederfinden. So enthält Nr. 17 „Der verlorene Goldschuh" das Aschenbrödelmotiv, Nr. 18 „Die Mühle, die alles mahlt" das Motiv vom verräterischen Scheffelmaß, Nr. 28 „Die Frau will was haben für ihren Knopf" enthält das verbäuerlichte Motiv vom Fischer und syner Fru, Nr. 41 „Graumann" ist die Geschichte vom Meisterdieb, Nr. 51 ist eine isländische Variante zu

unserm „Aschenbrödel“, Nr. 55 ist die isländische Fassung des Märchens „Von einem, der auszog, um das Gruseln zu lernen“, Nr. 59 ist der „Gescheute Hans“, Nr. 58 ist das isländische „Rumpelstilzchen“, Nr. 19 „Die rechte Braut“ ist die Geschichte von Jungfrau Maleen, Nr. 59 „Brjam“, der Narr, der seinen Vater rächt, ist das ins Volk geratene Amlethmärchen, Nr. 21 enthält zu Eingang ein aus Schneewittchen bekanntes Wunschmotiv, Nr. 9 ist die isländische „Lenore“ und Nr. 24 enthält das aus „Brüderchen und Schwesterchen“ bekannte Motiv von der nächtlich zu ihren Kindern wiederkehrenden (toten) Königin. Aber gerade hier sieht es fast so aus, als ob das isländische Märchen von der „Riesin im Steinboot“ Motive und Figuren enthielte, die unser deutsches Märchen von „Brüderchen und Schwesterchen“ früher auch enthalten haben mag.

Infolge ihrer Fixierungsmöglichkeit erscheinen die primitiven Märchenmotive auch in der Mythologie. So sind die drei Thorsmythen sagen- und märchenhaften Charakters, die wir hier aufgenommen haben, wie die meisten eddischen Mythen zugleich Bestätigungen des oben postulierten frühen Vorhandenseins von Märchen auf Island. Nr. 1 „Die verspeisten Böcke“ bringt ein primitives Wunschmotiv als Mythos in feierlicher Stilisierung, der Ton ist gänzlich anders als in Nr. 2 „Thors Fahrt zu Utgarda-Loki“, auch das Bild von Thor ist beidemal ein völlig verschiedenes, und so haben wir denn die beiden Geschichten, die Snorri bekanntlich kontaminiert, hier wieder voneinander gelöst. Die Stimmungen beider Märchen sind völlig verschieden, weniger brauchen die Kreise und Zeiten, denen sie beide entstammen, auseinander zu liegen. Aus Traumverlegenheiten als letzten Elementen besteht Nr. 2, wie ein plötzliches Erwachen mutet der Schluß noch an. Thors Heimtücke und Hinterlist braucht man nicht allzusehr zu betonen, der Mensch schafft seine Götter und Helden nach seinem Bilde, und es handelt sich um die Primitivität des frühen bäuerlichen Nordländers, die man am besten prämoralisch nennt. Im übrigen verrät sich

schon eine schöne Höhe der Erzählung; zu der Wendung ins Humoristische bei dieser Unterweltsreise und Hadesfahrt kommt die ins Symbolische. Der eigentliche Zweck der Proben, die Hauptesløsung, wie sie noch etwa in den Märchen 27, 33, 35, 49 vorliegt, ist verloren gegangen; die Zauberernatur des riesischen Unholds, die in vielen Dämonenfiguren der nachfolgenden Märchen seine Entsprechungen findet, ist noch deutlich erkennbar in allem Blendwerk. Des Teufels Großmutter fehlt nicht, der Riese nennt sie selbst seine Ziehmutter, aber auch sie ist schon symbolisch als das Alter umgedeutet. Diese und andere Züge verraten die Nähe von Islands klassischer Zeit. In vieler Beziehung sind die meisten der späteren Märchen kunstloser und primitiver, als diese zu gepflegten Mythen umstilisierten es sind. Hier ist jedes Wort mit der Goldwage gewogen und daher war hier wörtlichste Wiedergabe dieser Kostbarkeiten geboten. Das dritte der Thorsmärchen zeigt auch mit den eingelegten Strophen noch den Stil einer isländischen Saga. Grid ist ursprünglich die so beliebte Figur der guten Warnerin, die den kühnen Besucher zu behüten sucht im Reiche des Unholds, eine Figur, der man immer und immer wieder begegnet und die auch in die Ächtersagen Eingang gefunden hat (vgl. Nr. 20). Hier bei uns ist sie in eddischer Atmosphäre zur Wölwa mit dem Zauberstab umstilisiert. — Ein Freyja-Märchen und ein Freyja-Name klingt in Nr. 6 „Mårdøll" wieder, das alte Frodi-Märchen von der Zaubermühle ist in unserer Nr. 18 „Die Mühle, die alles mahlt" wieder benutzt, das alte Hildesagenmotiv von dem ewigen Kampf der durch eine überirdische Frau immer wieder erweckten Krieger begegnet in unserem Märchen Nr. 55 „Von dem Burschen, der sich vor nichts fürchtet"; die alten eddischen Fassungen findet man in unsern Anmerkungen zu den Märchen 6, 18 und 55. Für weitere Märchen in den Göttersagen der Edda sei hier auf die in der Anmerkung zu Nr. 2 zitierte Arbeit v. d. Leyens verwiesen.

Auch die drei nächsten „Märchen" sind solche älterer Herkunft, desgleichen das Elbenmärchen Nr. 38, das Gerings

„Islendzk æventyri" entnommen ist als die einzigste der in dieser gelehrten mittelalterlichen Sammlung enthaltenen Geschichten, die der lebendigen Volksüberlieferung näher steht. Sie ist, wie Nr. 1—5 und wie Nr. 68—71, noch in altisländischer Sprache geschrieben; sie erhebt, wie der ausgebaute Dialog erweist, durchaus den Anspruch, den guten altisländischen Sagastil zu erreichen. Das Märchen von Thorstein Hofkraft ist wiederum wie Nr. 2 und 3 eine Hadesfahrt, aber nunmehr nicht als Mythos, sondern in der Form einer Isländergeschichte aus der Wikingerzeit mit den typischen Ostlandfahrten und einer Fülle von Märchenmotiven, für die wir in unserer Sammlung mancherlei Parallelen finden. Nr. 6, „Der rollende Rindsmagen", nach Maurer aus einem alten alliterierenden Lied aufgelöst, zeigt — wie übrigens Nr. 55 auch — die groteske Phantasie, deren die Isländer zuweilen fähig sind, in kaum noch zu überbietender Weise.

Aber Märchenmotive sind nicht nur in die Göttersagen der Edda hineingekommen und in die Fornaldarsögur, wir wissen heute, daß auch die Isländersaga mancherlei Dichtung in sich schließt, und auch mancherlei Märchenmotive sind in diese scheinbar so von Grund auf realistischen Familiengeschichten hineingeraten. Besonders der ferne norwegische Ursprung erscheint zuweilen gern in einem romantischen Lichte. Als ein Probestück dieser noch zu sammelnden „Märchen in den Isländergeschichten" sind hier in Nr. 5 die ersten Kapitel der Vatnsdœlasaga wieder erzählt. Thorstein ist hier der Held eines veredelten Ächtermärchens geworden, des frühesten unserer Sammlung, zuweilen an Nr. 32 (auch 43 und 50) erinnernd, und an die Fahrt zum Ächter ist hier noch das Motiv von der Fahrt zum Unhold und wiederum das Motiv von der freundlichen Warnerin, freilich in kultiviertester menschlicher Stilform, angeschlossen worden. Gleichfalls der alten Isländersaga entnommen sind die Stücke 68, 69 und 71. Sie zeigen das Alter und die ewige Jugend des Typus der nach bestimmten Gesetzen verlaufenden Spuk- und Gespenster-

saga auf dem isländischen Bauernhof, die Rolle des fremden gedungenen Knechts, die unheimliche Natur des Christabends, an dem niemand gern allein daheim bleiben will. Diese Stücke, die sich leicht aus den alten Quellen vermehren ließen, finden die genauesten Parallelen bei ihren jüngeren Geschwistern.

Die übrigen Märchen sind samt und sonders im vorigen Jahrhundert und in neuisländischer Sprache zum erstenmal aufgezeichnet worden.

Ächtersagen sind außer Nr. 5 noch Nr. 8, 11, 12, 13, 14, 20, 32, 46, 47, 62. Indessen kann man bei Nr. 32 nur von einer gewissen Grundlage des Ächtermotivs sprechen und Reminiszenzen an Nr. 5 werden wach dabei, aber auf dieser Grundlage ist ein typisches Königssohnmärchen aufgebaut, verquickt mit dem Motiv vom dankbaren Toten. So erscheint hier das Ächtermotiv in reiner Märchenform, während sonst seine Einkleidung oft noch höchst unromantisch und nüchtern ist; vgl. Nr. 13 und 62 unserer Sammlung. Von den zwei Schelmenmärchen Nr. 59 und 60 ist das zweite (Hwekk) interessanterweise durchaus in die Form einer Ächtersage gekleidet. Der heimische Name der Ächtersagen ist útilegumanna sögur, die útilegumenn sind die (in Wald und Wildnis) Draußenliegenden, Geächtete, die in einsamen Hütten, manchmal in ganzen Kolonien, in ihren fernen Gebirgstälern leben, weitab von sonstigen menschlichen Behausungen. So typisch wie in den Königssohnmärchen die Eingangssituation mit der Hütte eines alten Ehepaares unweit des Königshofes ist, so typisch ist im Eingang der Ächtermärchen das Motiv, daß sich die Bewohner einer Siedlung in den Bergen auf der Kräutersuche befinden. Hier geschieht es dann, daß die Ächter kommen und eines der Mädchen rauben, oder sie haben das Vieh von der Weide gestohlen, oder sie stehlen sich beides zugleich, Mädchen und Vieh (13, 14, 20). Dann glückt es in der Regel nur jungen, kühnen Besuchern, in das gefährliche Reich vorzudringen und die Geraubte zu befreien. Es handelt sich im Grunde dabei

nur um ein Motiv, das in mythischerer Fassung längst von Riesen und Dämonen erzählt worden ist, und so kann es nicht wunder nehmen, wenn bei dieser Verwandtschaft die Ächtersagen immer romantischer werden, das Motiv von der schönen Warnerin sich einstellt (20), die Ächter selbst mehr und mehr eine dämonische Natur erlangen und die Rolle des dämonischen Unholds spielen. Sie können böses Wetter machen, Nebel und Schnee, damit die Menschen ihren Weg verlieren (11, 12, 15, 20, 27, 33), sie sind zukunftkundig (13), häßlich, sind Menschenfresser (20) und trollartig von Natur (13, 20, 22). Gelegentlich nimmt ihre Kolonie Züge des Elben-, ja Totenreiches an, und die Fahrt zu den Ächtern wird fast zu einer Hadesfahrt (14). Das alles sind Züge, die sonst — und auf Island gerade besonders viel — von Riesinnen erzählt worden sind, und solche Riesinnenmärchen finden wir auch reichlich in unserer Sammlung; in Nr. 26 ist eine Kuh von Riesen geraubt wie sonst von Ächtern und wird vom kühnen Besucher zurückgeholt. Auch Nr. 8 „Die kluge Finna" schillert zwischen Ächtermärchen und Hadesfahrt zum bösen Unhold; zugleich kommt am Schluß das dritte Motiv, das von der bösen Stiefmutter, hinzu; und der Ächter oder Unhold entpuppt sich märchenhaft als ein von der bösen Stiefmutter Verfluchter, der nun von der jungen, klugen Entführten erlöst wird, während das Motiv vom kühnen Besucher-Befreier, hier in Gestalt ihres jungen Bruders, stark verkümmert erscheint. Während der Fluch der bösen Stiefmutter sich hier auf den Inzest mit der eigenen Schwester erstreckte, erstreckt er sich sonst auf Verwandlung in Tiergestalt oder dergleichen (6, 7, 8, 17, 21, 24, 27, 49, 50, 53, 65), wo dann die Tierhaut nach der Erlösung sogleich verbrannt werden muß. Wie die bösen Stiefmütter sich meist als dämonische Riesinnen entpuppen, so verhängen auch sonst die Riesinnen den verderblichen Fluch (42).

So ist dieses Märchen Nr. 8 ungemein lehrreich infolge seiner Motivzusammentragung. Der Apparat ist überhaupt bis in die kleinsten Details bei den verschiedenen Typen

immer der gleiche; es ist stereotyp, daß sich die kühnen Besucher und Befreier von ihren Eltern „Proviant und neue Schuhe“ mit auf die Reise geben lassen (12, 13, 14, 18, 26, 43, 49, 50), und auch, wenn die Riesinnen Königssöhne an sich locken, so trennen sie sie vorher durch einen Nebel von ihrem Hofgesinde (z. B. 43). In dem Schachspiel und den silber- und golddurchwirkten Bettdecken des Riesinnenmärchens Nr. 43 spiegelt sich noch ein letzter Nachklang des an südländischer Kultur gehobenen Geschmacks der Wikingerzeit aus den motivverwandten Märchen 5 und 4. Aber das Leben der riesischen Dämoninnen selbst sticht mit der Primitivität der Höhlenbewohner von den kostbaren Decken seltsam ab: sie haben nichts zu tun als täglich im Walde nach ihrer Nahrung zu jagen, dazwischen gelegentlich Ball zu spielen und sich einen Menschen zu rauben. Wir wissen ja längst, daß das Märchen überhaupt frühe, primitive Zustände widerspiegelt, hier auf Island kann in manchen Zügen der archaische Charakter kaum übertroffen werden.

Besonders leicht lassen sich an den isländischen Sagen und Märchen die Milieuwandlungen der Motive erkennen. Einzelnes erwähnten wir schon. So stehen die Märchen Nr. 22, 23, 37, 43 und 45 in gewisser sehr lehrreicher Beziehung zueinander. Ein Mensch, ein Knecht, ein Bauer oder ein Königssohn, gerät in die Gewalt eines höheren dämonischen Wesens, einer Bärin (vgl. die Anmerkung zu Nr. 22), eines Elbenkönigs und seiner Töchter, einer Riesin — es sind nur verschiedene Stilformen des dämonischen Wesens. Teils erwirbt er sich ihr Zutrauen und ihre Dankbarkeit (22, 45, 65), und sie bringen ihn gütlich wieder zurück, teils suchen sie ihn zu behalten, und er muß erlöst und befreit werden. Das freundliche Elbenmädchen in Nr. 23 vergleicht sich den freundlichen Mädchen der Ächtersagen und steht dem Typ der schönen Warnerin nahe. Wer tiefer zu blicken weiß, der sieht, daß sie selbst nur ebenso unfreiwillig im Elbenreich weilt wie die Mädchen im Ächterhaus, daß sie aus dem Elben- oder

sagen wir Totenreich zurückverlangt ins menschliche Leben, und daß der ganze hier in Rede stehende Typ im Grunde wieder nur Hadesfahrten darstellt. Man vergleiche mit Nr. 23 außerdem Nr. 15 in bezug auf das Motiv vom Kind in der Wiege, das getauft sein will: Kind des Elbenmädchens hier, Kind des Ächtermädchens da, oder vielmehr: auch in Nr. 15 handelt es sich um Ächter nicht mehr, sondern etwa um Elbenvolk. Und man muß zu Nr. 15 nun weiter Nr. 14 heranziehen, um das Ächtermotiv in voller Klarheit zu erkennen: Milieuverwandlung des Motivs! Nr. 46 und 47 zeigen die Ächtersagen in zunehmender Verquickung mit Märchenmotiven: in dem einen erscheint ein Zauberroß von der Art dessen, das in dem Königssohnmärchen Nr. 42 begegnet, und das andere von „Sigrid, der Sonne des Inselfjords" ist ursprünglich ein reines Elbenmärchen und wird nach Arnasons Anmerkung (II, 212) in ähnlicher Fassung auch von Elben anstatt von Ächtern in einigen Gegenden Islands erzählt. „Das Mädchen von der Alm" (Nr. 48), ein Elbenmärchen, steht zu diesen Geschichten in engster Beziehung. Die Beeinflussung mag hinüber und herüber gehen, die Grundfiguren werden zweifellos die dämonischen Wesen sein. Die ursprünglichsten Ächtersagen werden noch ganz nüchternen und unmärchenhaften Charakters sein; indem die Ächter selbst in immer romantischerem Lichte erschienen, änderten sie und die von ihnen erzählten Geschichten ihr Wesen und ihre Art.

So zeigt Nr. 33 in bäuerlichem Milieu, was in Nr. 35 in dämonischem Gewande erscheint. So stehen Nr. 34 und 36, nur mit verschiedener Stilform des fürchterlichen Dämons — einer mehr märchenhaften und einer mehr sagenhaften —, miteinander in lehrreicher Parallele. Nr. 39 und 40 gehören eng zusammen und zeigen, wie Nr. 37, 38, 44, die gewisse Bedeutung des christlich-kirchlichen Elements. Bedrängt man die dämonischen Wesen allzu sehr und über eine gewisse Grenze hinaus mit den Institutionen der Kirche, so verschwinden sie (Nr. 37, 38), wie sonst Elben und Mahrten verschwinden nach Aufdeckung ihres Geheimnisses (Nr. 10),

oder wenn sie den Schlüssel zur Truhe gefunden haben, die ihr Verwandlungskleid enthält (Nr. 30, 72). In Nr. 38 handelt es sich — in der Stilform der Saga — um das Motiv von der elbischen Frau, die bei Menschen in Dienst oder Ehe tritt, das Motiv vom Mahrtendienst oder der Mahrtenehe, und es gehören in diese Kategorie noch Nr. 10, 30, 72 und das schöne Märchen Nr. 57 hinein. Wie gerade auf diesem Gebiete die besondern Züge Islands zutage treten, wurde schon oben angedeutet.

Reizend zeigt die Übertragung ins kleinbäuerliche Milieu Nr. 28 „Die Frau will was haben für ihren Knopf", die isländische Parallele zu unserem deutschen Märchen vom „Fischer und syner Fru": Ein Idyll vom Toten draußen im Hügel, der zum Elb geworden ist und die Leute foppt, ihnen aber auch Geschenke gibt, und der nur deshalb nicht zu einer regelrechten Gottheit aufsteigen kann, weil die christliche Religion schon herrscht. Ätiologisch ist das Märchen in seinem Ausgang gewendet, wie auch einige von den färöischen Sagen ätiologisch sind. Auch bei Nr. 41 „Graumann", der Parallele zu dem berühmten Märchen von „Meisterdieb", kann man typisch isländische Züge im Eingang, der nach einem Königssohnmärchen geformt ist, und in einigen recht derben, ja vulgären Motiven erkennen. Die Traumvision, die schon in der Isländersaga eine so große Rolle spielt, spielt sie auch im isländischen Märchen; vgl. Nr. 13, 14, 15, 17, 21, 33, 40, 63, 65, 74. Ob auch das seltsame Motiv vom Spaziergang und der Erlustigung im Wald (21, 27 u. ö.) isländischem Vorstellungskreis von dieser daselbst unbekannten Landschaft entspringt, die sonst im Märchen meist ein Ort des Grauens und der Unheimlichkeit ist, wagen wir nicht zu entscheiden. An alten und interessanten Motiven seien in diesem Zusammenhang hier noch notiert das Motiv vom Schlafdorn in Nr. 7, von Zauberrunen in Nr. 43, von singenden Schwänen in Nr. 43, von „Ich rieche Menschenfleisch" in Nr. 42, 43, 45, 49, 50, 56, 65, vom verführerischen Harfengesang in Nr. 17, von der Magischen Flucht in Nr. 26 und 42, von den

drei Feen als Patinnen in Nr. 7, vom Zauberknäuel in Nr. 18, 21, 42, vom Wetterstein in Nr. 4 und 43, vom Lebensei in Nr. 43 und 49.

Einen großen Raum auf Island nehmen die Totensagen ein; wir bringen solche in Nr. 9, 25, 29, 54, 55, 64, 67, 68, 69; auch Nr. 36 ist eine Totensage und Nr. 34 ist ein Stiefmuttermärchen auf Grund einer Totensage, und es ist mit dem Übergang von der Totensage zum Märchen hier wie auch sonst zuweilen deutlich zugleich der Übergang vom Toten zum riesisch-unholden Dämon erkennbar. Mythengeschichtlich sehr instruktiver Art sind Nr. 54, 55 und 69. Man erlebt es mit, wie der Tote zum Dämon wird und der Dümmling zum jungen kühnen Befreier. Erlösung (der Toten), Vertreibung des Dämons und ein gefundener Schatz als Lohn fehlen nicht. Alle Elemente, die aus der Totengeschichte hinführen zu Märchen und Heldensage, sind hier schon enthalten; alle Merkmale jugendlichen Heldentums, man vergleiche Grettir (Nr. 69) oder den die Welt von Ungeheuern reinigenden Beowulf oder Herakles mit dem jungen Burschen von Nr. 55, kein Nachbild jener, sondern ihr ewiges Prototyp. Nr. 32 bringt das Motiv vom dankbaren Toten, aber in der Form eines Märchens vom Königssohn, der in die Hände von Ächtern gerät, bei denen er dient, und das von ihnen geraubte Mädchen befreit. In weiterem und tieferem Sinne gehören auch Nr. 35 (und 49) und Nr. 45 in diese Kategorie vom dankbaren Toten, insofern sich hinter den dankbaren Hügelzwergen (vgl. Nr. 4), Vögeln und Höhlenriesen nur andere, fortentwickelte Stilformen des Toten verbergen. Die Fahrten ins Toten- und Elbenreich zeigen uns die Toten, Huldren und Elben bei ihren Festen und Feiern (Nr. 4, 10, 23, 57). Einmal (Nr. 56) nimmt ein solches Totenfest ein ergötzlich-tragikomisches Ende, aber zuweilen ist es auch eine gewisse wehmütige Stimmung, die uns dabei ergreift, und die führt uns dann wohl des Novalis seltsam-geniales, aus wundersamster mythischer Intuition geborenes Totenlied auf die Lippen.

Hans Naumann.

1. Die verspeisten Böcke

as ist der Anfang dieser Geschichte, daß Wagen-Thor ausfuhr mit seinen Böcken zu Wagen und mit ihm der Ase, der Loki heißt. Sie kamen gegen Abend zu einem Bauern und besorgten sich dort das Nachtquartier. Und zum Abend nahm Thor seine Böcke und schlachtete sie beide; danach wurden sie enthäutet und zum Kessel geschafft, und als sie gesotten waren, da setzte sich Thor zum Nachtmahl nieder. Er lud den Bauern und sein Weib und ihre Kinder ein, mit ihm zu essen. Der Sohn des Bauern hieß Thialfi und seine Tochter Röskwa. Thor legte dabei die Bocksfelle neben dem Feuer hin und sagte dem Bauern und seiner Familie, daß sie die Knochen auf die Bocksfelle werfen sollten. Thialfi, der Sohn des Bauern, hielt sich an das Schenkelbein des Bockes und spaltete es mit seinem Messer und brach es auf bis zum Mark. Thor blieb dort die Nacht, aber im Morgengrauen vor Tag stand er auf und zog sich an, nahm seinen Hammer Mjöllni, schwang ihn empor und weihte die Bocksfelle. Da standen die Böcke auf, aber der eine war lahm am hinteren Fuß. Thor sah das und sagte, daß der Hauswirt oder seine Familie nicht behutsam umgegangen seien mit den Knochen des Bockes; er bemerkte, daß das Schenkelbein gebrochen war. Und kurz und gut, es werden sich alle denken können, wie erschrocken der Bauer sein mußte, als er sah, daß Thor seine Brauen herabsinken ließ über die Augen, und daß er, als er dann zu den Augen sah, glaubte, er müsse allein schon bei dem Anblick zusammenbrechen. Thor preßte seine Hände um den Schaft des Hammers, daß die Knöchel weiß wurden. Und der Bauer und seine Familie taten, wie zu erwarten war: sie riefen ihn inständig an, baten um Schonung und boten zur Buße alles was sie hatten. Aber als Thor ihren Schrecken sah, da wich der Zorn von ihm und er besänftigte sich und nahm von ihnen zum Ersatz ihre Kinder Thialfi und Röskwa,

und diese beiden sind seine Dienstboten geworden und folgen ihm immer seitdem.

2. Thors Fahrt zu Utgarda-Loki


inmal als Thor unterwegs war, ließ er seine Böcke zurück und unternahm zu Fuß die Fahrt ostwärts ins Riesenheim und kam bis ganz ans Meer. Dann fuhr er hinaus über die hohe See, und als er zu Lande gekommen war, da ging er hinauf und mit ihm Loki und sein Knecht Thialfi und seine Magd Röskwa. Als sie nun eine kleine Weile gegangen waren, da erhob sich vor ihnen ein großer Wald, darin gingen sie fort den ganzen Tag bis zum Abend. Thialfi war aller Männer schnellfüßigster, er trug Thors Ranzen, denn an Nahrung gab es daselbst nichts Gutes. Als es nun dunkel geworden war und sie nach einem Nachtquartier suchten, da sahen sie vor sich ein mächtiges Haus. Es war eine Tür an dem einen Ende und die war ebenso breit wie das ganze Haus. Dort richteten sie ihr Nachtlager her. Aber um Mitternacht kam ein gewaltiges Erdbeben, es schwankte der Boden unter ihren Füßen und es erbebte das Haus. Da stand Thor auf und rief seine Gesellen herbei und sie suchten weiter, bis sie rechts mitten im Hause einen Anbau fanden. Dort gingen sie hinein, und Thor setzte sich in die Tür, die andern jedoch gingen ganz hinein und waren in Angst, aber Thor hielt den Hammerschaft und beschloß, sich zu wehren. Da hörten sie ein gewaltiges Gebrause und Getöse. Als es Tag wurde, ging Thor hinaus und sah einen Mann dicht bei sich im Walde liegen. Der war nicht eben klein und schlief und schnarchte gewaltig. Da glaubte Thor zu wissen, was es mit dem Lärm gewesen war in der Nacht. Er umspannte sich mit dem Kraftgürtel und es wuchs ihm die Asenkraft — aber in demselben Augenblick erwachte der Mann und stand schnell auf, und es wird erzählt, daß da dem Thor dies eine

Mal der Mut entsank, ihn mit dem Hammer zu schlagen. Er fragte ihn nun nach dem Namen. Jener nannte sich Skrymi; „dich brauche ich", sagte er, „freilich nicht nach deinem Namen zu fragen; ich weiß, du bist Asa-Thor; aber hast du mir vielleicht meinen Handschuh weggenommen?" Da streckte er seine Hand aus und hob den Handschuh auf; und es sah nun der Thor, daß er diesen Handschuh für ein Haus gehalten hatte in der Nacht, und der Anbau war der Däumling des Handschuhs gewesen. Skrymi fragte, ob Thor ihre Fahrtgemeinschaft haben wollte, und Thor sagte „ja". Da nahm Skrymi seinen Ranzen, machte ihn auf und fing an zu frühstücken, und Thor und seine Genossen taten das an etwas abgesonderter Stelle auch. Skrymi schlug nun vor, daß sie unter sich auch die Speisegemeinschaft herstellen sollten, und Thor stimmte dem zu. Dann band Skrymi ihre Reisekost alle in ein Bündel zusammen und nahm's auf den Rücken. Er ging den Tag über voran und holte mächtig aus, und spät am Abend suchte er für sie unter einer großen Eiche ein Nachtquartier. Er sagte zu Thor, daß er sich nun niederlegen wolle und schlafen, „aber ihr mögt den Ranzen nehmen und euer Abendbrot herrichten". Darauf schlief Skrymi ein und schnarchte mächtig, und Thor nahm den Ranzen und wollte ihn öffnen, aber das muß nun gesagt werden, obwohl es unglaublich klingt, daß er nicht einen einzigen Knoten aufbekam und kein einziges Riemenende locker, so daß es auch nur ein wenig loser gewesen wäre als vorher. Und wie er nun sieht, daß die Sache nichts nützt, da wird er zornig und ergriff seinen Hammer Mjöllni mit beiden Händen, ging nahe heran, wo Skrymi lag und schlägt ihm auf den Kopf. Aber Skrymi erwacht und fragt, ob ihm wohl ein Laubblatt auf den Kopf gefallen sei und ob sie nun fertig wären mit Essen und auch schlafen wollten. Thor sagte „ja", das würden sie nun auch. Sie gehen nun unter eine andere Eiche, und das muß man schon sagen, sehr behaglich war es nicht dort zu schlafen. Aber um Mitternacht, da hört Thor, wie Skrymi schnarcht, daß es dröhnte im Walde. Da steht er auf und geht zu ihm, holt mit

dem Hammer mehrmals mächtig aus und schlägt ihm mitten auf den Wirbel. Er merkt, wie des Hammers Spitze tief in den Kopf eindringt, aber Skrymi erwacht und fragt nur: „Was ist denn jetzt wieder los? Es ist mir wohl eine Eichel auf den Kopf gefallen? Und was treibst du denn eigentlich, Thor?" Und Thor ging schleunigst zurück und sagte, er wäre grad eben erwacht — und das war um Mitternacht — und es wäre noch Zeit zum Schlafen. Da überlegte Thor bei sich, wenn's ihm glücken möchte, zum drittenmal zuzuhauen, daß jener dann sich wohl niemals wieder besehen sollte. Und er liegt nun und paßt auf, ob Skrymi wieder einschläft. Und kurz vor Tagesanbruch, da hört er, daß Skrymi wieder eingeschlafen sein muß, steht auf und läuft zu ihm, schwingt den Hammer mit aller Kraft und schlägt auf die Schläfe, die er nach oben gekehrt wußte, und der Hammer dringt ein bis zum Schaft. Aber Skrymi setzte sich auf und strich die Schläfe und sprach: „Es müssen wohl Vögel im Baume über mir sitzen? Es kam mir vor, wie ich erwachte, als ob mir ein Stück von einem Zweige auf den Kopf fiele. Wachst du denn, Thor? Es wird wohl Zeit sein, aufzustehen und sich anzuziehen. Doch habt ihr nun keinen weiten Weg mehr bis zu der Burg, die Utgard heißt. Ich habe wohl gehört, wie ihr untereinander gewispert habt, ich wäre kein kleiner Mann von Wuchs; aber dort werdet ihr größere Kerle sehen, wenn ihr nach Utgard kommt. Nun will ich euch einen guten Rat geben: nehmt euch nur ja nicht allzu viel heraus dort, denn das werden die Leute Utgarda-Lokis wohl nicht dulden, große Worte von so kleinen Knirpsen. Sonst kehrt lieber um, und das wäre wohl überhaupt das beste für euch. Wollt ihr trotzdem weiter fahren, so haltet euch nur nach Osten; aber ich muß nun vorwärts zu den Bergen dort, die ihr wohl sehen könnt." Damit nahm Skrymi seinen Ranzen und warf ihn sich auf den Rücken und schlug sich seitwärts in den Wald; aber das wird nicht erwähnt, daß die Asen ihm „auf Wiedersehen" gesagt hätten.

Thor macht sich nun auf den Weg nebst seinen Gefährten und sie marschieren bis Mittag. Da sahen sie eine Burg

stehen auf einem Felde, und sie mußten den Hals tüchtig zurückbiegen, bevor sie ganz hinaufsehen konnten. Sie gehen nun zur Burg, aber da war ein Gitter vor dem Burgtor und das war geschlossen. Thor ging zum Gitter und bekam es nicht auf; aber da sie sich ernstlich Mühe gaben hineinzukommen, klemmten sie sich zwischen den Gitterstäben hindurch und kamen so in die Burg. Sie sahen nun eine große Halle und gingen darauf zu; die Tür war offen; da gingen sie hinein und sahen viele Männer auf den beiden Bankreihen und die meisten reichlich groß. Darauf kamen sie vor den König Utgarda-Loki und begrüßten ihn. Der aber sah sie gar nicht gleich an, grinste nur, daß man die Zähne sah und sprach: „Es ist doch eine mißliche Sache um die Nachrichten von weit her! Oder meint jemand anders? Ist dieser Bursche hier wirklich der Wagen-Thor? Aber vielleicht steckt mehr hinter dir, als es scheint. Auf welche Kunst glaubt ihr euch zu verstehen, ihr Gesellen? Denn hier kann keiner bei uns bleiben, der nicht in irgendeiner Art mehr kann oder versteht als andere Leute." Da antwortete der, der zuletzt ging, und das war Loki: „Ich verstehe mich auf das Kunststück, und ich bin bereit, darauf die Probe zu machen, daß keiner hier drinnen ist, der schneller seine Portion essen kann als ich." Da sagte Utgarda-Loki: „Das ist in der Tat ein Kunststück, wenn du das kannst; und der Versuch soll sogleich angestellt werden." Und er rief zum Ende der Bank hinab, daß derjenige, der Logi heiße, näher an den Herdplatz heranrücken solle, um sich mit Loki zu messen. Dann wurde ein Trog gebracht und am Herdplatz der Halle niedergesetzt und er war gefüllt mit Fleisch. Es setzte sich Loki ans eine Ende und Logi ans andere, und es aß nun jeder von beiden so schnell er konnte und sie trafen sich in der Mitte des Trogs. Es hatte da Loki das ganze Fleisch von den Knochen gegessen, aber Logi hatte zu dem Fleische auch die Knochen mitsamt dem Trog verzehrt, und es schien nun allen, als hätte Loki das Spiel verloren.

Da fragte Utgarda-Loki, was denn der junge Mann für ein Spiel verstünde. Thialfi sagte, er würde versuchen, um die

Wette zu laufen mit einem, den Utgarda-Loki dazu bestimme. Utgarda-Loki sagt, daß sei eine gute Kunst, aber er meinte, es käme ihm so vor, als müßte er außerordentlich schnell sein, wenn er dieses Kunststück gewinnen wolle. Doch ließ er auch hier sogleich die Probe machen.

Er steht auf und geht hinaus und es war da eine gute Bahn zum Rennen auf ebenem Feld. Da wandte sich Utgarda-Loki an einen seiner jungen Burschen, der Hugi genannt war, und hieß ihn mit Thialfi um die Wette zu laufen. Da machen sie den ersten Lauf, und es ist Hugi um so viel voraus, daß er sich am Ende der Bahn bereits wieder wendet, jenem entgegen zu laufen. Da sprach Utgarda-Loki: „Du wirst es nötig haben, Thialfi, dich noch mehr ins Zeug zu legen, wenn du dieses Spiel gewinnen willst. Aber doch muß man sagen, daß hierher noch niemand gekommen ist, der mir flinker schien." Nun machten sie sich an den zweiten Lauf, und wie Hugi zum Bahnende kam und wieder umdrehte, da war noch ein ganzer Bogenschuß bis zu Thialfi. Da sprach Utgarda-Loki: „Gut scheint mir Thialfi zu laufen; doch glaube ich nicht, daß er das Spiel gewinnen wird. Aber wir müssen nun noch probieren, wie sie zum drittenmal laufen." Da machten sie noch einen Lauf. Hugi rannte bis zum Bahnende und drehte um, und da war Thialfi noch nicht bis zur Mitte der Bahn gekommen. Da sagten alle, daß diese Probe gemacht sei.

Nun fragte Utgarda-Loki den Thor, was seine Kunststückchen wären, die er sehen lassen wolle vor ihnen, wo doch die Menschen so viel Aufhebens von seinen Großtaten gemacht hätten. Da antwortete Thor, am liebsten wolle er es im Wettrinken mit irgendeinem Manne probieren. Utgarda-Loki sagte, das könne wohl geschehen, und ging hinein in die Halle und gebot das Horn zu holen, aus dem die Hofleute zur Strafe zu trinken gewohnt waren. Darauf kam ein Mundschenk mit diesem Horn und gab es dem Thor in die Hand. Da sprach Utgarda-Loki: „Aus diesem Horne wird dann gut getrunken, wenn es in *einem* Zug geleert wird; manche frei-

lich brauchen zwei Züge dazu; aber keiner ist ein so schlechter Trinker, der es nicht in drei Zügen leerte." Thor besah sich das Horn und es schien ihm nicht groß, und wenn es auch lang war, so war er doch sehr durstig. Er nimmt es nun und schluckt und schlürft gar gewaltig, und er meint, er wird es nicht nötig haben, zum zweiten Mal anzusetzen. Aber als ihm nun der Atem ausging und er absetzen mußte und nachsah, wie's mit dem Trunke ging, da kam's ihm so vor, als ob es nur um einen ganz winzigen Grad jetzt niedriger sei im Horn als vorher. Utgarda-Loki sprach: „Gut getrunken, aber doch eben nicht sehr viel! Ich hätte es nicht geglaubt, wenn es mir jemand vorher gesagt hätte, daß Asa-Thor keinen größeren Trunk trinken würde. Aber ich weiß, daß du zum zweiten mal wirst ansetzen wollen." Thor antwortete nicht, setzte das Horn an den Mund und gedachte nun einen größeren Trunk zu tun und er strengte sich an mit dem Trunk, so lange ihm der Atem reichte. Und doch sieht er, daß die Spitze des Hornes nicht so hoch kommen will, wie er gern möchte. Und wie er das Horn vom Munde absetzt, da schien es ihm, als ob noch weniger draus geschwunden wäre als beim erstenmal: es war gerade ein Rand geworden, so daß man das Horn nun gut tragen konnte. Da sprach Utgarda-Loki: „Wie nun, Thor? Schonst du dich auch zu dem einen Trunk nicht etwa mehr, als du Vorteil davon haben wirst? Sicherlich wird, wenn du auch noch einen dritten Trunk aus dem Horne trinken wirst, dieser als der größte betrachtet werden. Aber keineswegs wirst du bei uns hier ein so großer Mann heißen können, wie die Asen dich nennen, wenn du nicht bei anderen Wettspielen mehr aus dir herausholst, als mich dünkt, daß es bei diesem der Fall ist." Da wurde Thor zornig, setzt das Horn an den Mund und trinkt so gewaltig er kann und legte sich mächtig ins Zeug, aber als er in das Horn blickte, da war eben nur ein gewisser Unterschied erreicht, und da gab er das Horn zurück und wollte nicht mehr trinken. Da sprach Utgarda-Loki: „Man sieht nun leicht, daß deine Kraft nicht so groß ist, wie wir dachten; oder willst du noch weitere Proben

ablegen? Denn man sieht ja, daß dir hier nichts mehr helfen wird." Thor antwortete: „Versuchen kann ich schon noch weitere Proben; aber wunderlich würde es mich dünken, wenn ich daheim bei den Asen wäre und solche Trünke würden so klein genannt. Aber welche Probe wollt ihr mir jetzt anbieten?" Da sagte Utgarda-Loki: „Das machen hier die jungen Burschen, und es wird als keine große Merkwürdigkeit erscheinen, daß sie meine Katze von der Erde hochheben. Ich würde es aber nicht über mich bringen, solches zu Asa-Thor zu sagen, wenn ich nicht vorher gesehen hätte, daß du bei weitem schwächer bist, als ich dachte." Alsbald lief eine graue Katze herein auf den Estrich der Halle, eine ziemlich große. Thor ging hinzu, faßte sie mit seiner Hand mitten unter den Bauch und lüpfte sie hoch; aber die Katze machte einen Buckel so hoch, wie Thor seine Hand aufreckte, und Thor mochte sich so hoch strecken, wie er konnte, die Katze hob doch nur einen Fuß, und er konnte auch in dieser Probe nicht mehr zustande bringen. Da sprach Utgarda-Loki: „Auch diese Probe verlief, wie ich dachte. Die Katze ist ziemlich groß, aber Thor ist kurz und klein neben der Riesenmannschaft, wie ich sie hier habe." Da sagte Thor: „So klein, wie ihr mich auch nennt, trete nur einer von euch hervor und ringe mit mir, denn jetzt bin ich zornig." Da sprach Utgarda-Loki und blickte die Bänke entlang: „Ich sehe keinen Mann hier drinnen, dem das nicht eine Kleinigkeit dünkte, mit dir zu ringen," und weiter sprach er: „Sehen wir erst zu! Man rufe mir das alte Weib herein, meine Ziehmutter Elli, und ringe Thor mit ihr, wenn er will; sie hat schon solche Männer zu Fall gebracht, die mir nicht schwächer zu sein schienen als Thor." Alsbald trat ein altes Weib in die Halle. Da sagte ihr Utgarda-Loki, daß sie mit Asa-Thor ringen solle. Und kurz und gut, auch mit diesem Ringkampf verlief es so: je mehr der Thor sich dabei anstrengte, desto fester stand sie. Da wandte die Alte einige Kniffe an, Thor verlor den Halt unter den Füßen, die Bewegungen waren sehr heftig und es dauerte gar nicht lange, so fiel der Thor auf das eine Knie. Da trat Utgarda-

Loki hinzu, hieß sie mit dem Ringkampf aufhören und meinte, Thor würde es nicht nötig haben, auch noch die Männer aus seiner Gefolgschar zum Ringkampf aufzufordern. Es war inzwischen auch Nacht geworden. Da wies Utgarda-Loki ihm und seinen Gesellen ihre Bänke an, und sie blieben dort die Nacht lang und waren gut aufgehoben.

Aber am nächsten Morgen, so bald es tagte, standen Thor und seine Gesellen auf, kleideten sich an und waren bereit zum Aufbruch. Da kam Utgarda-Loki und ließ ihnen einen Tisch vorsetzen. Es fehlte da nicht an guter Bewirtung, Speise und Trank. Und als sie gegessen hatten, da wandten sie sich zum Gehen. Utgarda-Loki begleitete sie hinaus und ging mit ihnen bis vor die Burg. Aber beim Abschied sprach er zu Thor und fragte, was er denn nun von seiner ganzen Reise denke und ob er denn je einen mächtigeren Mann getroffen habe als ihn selbst? Thor meinte, er könne nicht anders sagen, als daß er große Schmach von ihrem Zusammentreffen erfahren habe, „und ich weiß, daß ihr mich für einen rechten Knirps halten werdet, und damit bin ich übel zufrieden." Da sprach Utgarda-Loki: „Jetzt will ich dir die Wahrheit sagen, nachdem du wieder draußen bist aus der Burg, und so lange ich lebe und etwas zu sagen habe, so sollst du auch niemals wieder hineinkommen, und das ist mal sicher, daß du überhaupt niemals hineingekommen wärest, wenn ich vorher gewußt hätte, über welche große Kraft du verfügst und daß du uns beinahe in rechte Verlegenheit bringen würdest. Ich aber habe dir Blendwerk bereitet. Zuerst, als ich mit euch im Walde zusammentraf und du dann den Ranzen öffnen solltest, da hatte ich ihn mit Eisendraht zugebunden, und du fandest die Stelle nicht, wo er zu lösen war. Sodann schlugst du mich mit deinem Hammer dreimal, und der erste Schlag war der schwächste, und doch war er so stark, daß er mich umgebracht hätte, wenn er auf mich gefallen wäre. Du hast ja dann wohl neben meiner Burg einen Bergkamm gesehen und oben drinn drei viereckige Täler, eines besonders tief: — das sind deine Hammerspuren! Mit jenem Berg-

kamm parierte ich deine Schläge, was du nicht bemerkt hast. Und so war's dann auch mit den Kraftproben, die ihr mit meinen Gefolgsleuten angestellt habt. Die erste war ja die, auf die Loki sich einließ. Er war stark ausgehungert und aß eifrig, aber der, welcher Logi heißt, das war das Wildfeuer und verbrannte eben so schnell den Trog wie das Fleisch. Aber als Thialfi den Wettlauf anstellte mit dem, der Hugi heißt, so war das mein Gedanke, und es war natürlich nicht möglich für Thialfi, schnellfüßiger zu sein als der. Und dann, als du selbst aus dem Horne trankst und dir das recht langsam zu gehen schien — meiner Treu, da war das ein Wunder, daß ich es nicht für möglich gehalten hätte! Die Spitze des Horns lag nämlich draußen in der See, was du nicht bemerkt hast. Und wenn du jetzt an den Strand kommst, so wirst du sehen, was für eine Ebbe, sozusagen, du der See angetrunken hast." Und weiter sprach er: „Nicht weniger gewaltig schien mir das zu sein, als du die Katze lüpftest, und ich will dir nur gestehen, es erschraken alle, die es sahen, als du sie von der Erde lüpftest mit dem einen Fuß. Denn das war gar keine Katze, wie es dir vorkam, sondern es war die Midgardschlange, die um die ganze Erde herumliegt, und trotzdem reichte ihre Länge nun kaum dazu hin, daß sie mit Schwanz und Kopf die Erde berührte, und so mächtig recktest du dich empor, daß sie fast den Himmel berührte. Und auch das mit dem Ringkampf war ein gewaltiges Wunder, als du so lange Widerstand leistetest und fielst dann nur auf das eine Knie und rangst doch mit dem Alter; denn es hat noch keinen gegeben und wird auch keinen geben: wenn sie alt werden, bringt sie das Alter alle zu Fall. Und ich muß nun gestehen, daß wir uns trennen müssen und es wird für beide Teile besser sein, daß ihr nicht öfter kommt, mich zu besuchen. Ich werde ein andermal meine Burg mit solchen und andern Künsten verteidigen, daß ihr keine Gewalt über mich erlangt."

Aber als Thor diese Rede hörte, da griff er nach seinem Hammer und schwang ihn hoch empor. Doch wie er zuhauen will, da erblickt er den Utgarda-Loki nicht mehr, und da wen-

det er sich der Burg wieder zu und will sie zerbrechen: da war dort nur noch ein weites und schönes Feld zu sehen, aber keine Burg. Da drehte er sich wieder um und fuhr seinen Weg ...

3. Thors Fahrt zu Geirröd

Einer besonderen Erwähnung ist das wert, wie Thor zum Gehöfte des Geirröd fuhr. Da hatte er weder den Hammer Mjöllni bei sich noch den Stärkegürtel, noch die Eisenhandschuhe, und schuld war daran Loki, der mit ihm fuhr. Denn mit Loki war es so gekommen, daß er einmal, um sich die Zeit zu vertreiben, in Friggs Falkenhemd ausgeflogen und aus Neugierde bis zu Geirröds Gehöft gekommen war, und dort sah er eine Halle und ließ sich nieder und sah zur Dachluke hinein. Aber Geirröd bemerkte ihn gerade und sagte, man solle den Vogel fangen und zu ihm bringen. Aber der Bote kam nur mit Mühe auf die Wand der Halle hinauf, so hoch war sie. Das machte dem Loki Vergnügen, daß jener sich so sehr abmühen mußte um ihn zu ergreifen, und er meinte, er brauche nicht eher davon zu fliegen, als bis jener die ganze mühsame Wegstrecke zurückgelegt hätte. Und als der Mann nun nach ihm griff, da schickte er sich zum Fluge an und stieß sich kräftig ab — aber da waren die Füße fest. Da wurde Loki mit den Händen ergriffen und zu dem Riesen Geirröd gebracht. Aber als der seine Augen sah, da argwöhnte er, daß es ein Mann sein möchte und befahl ihm zu sprechen, — doch Loki schwieg. Da sperrte Geirröd den Loki in eine Kiste und darin hungerte er drei Monate, und als er ihn dann wieder herausnahm und verlangte, nun solle er reden, da sagte er, wer er war, und zur Lebenslösung schwor er dem Geirröd den Eid, daß er den Thor nach Geirröds Gehöft bringen würde, ohne daß er seinen Hammer noch seinen Stärkegürtel bei sich hätte.

Thor war ins Quartier zu der Riesin gekommen, die Grid genannt war; sie war die Mutter Widars des Schweigsamen. Sie hatte dem Thor die Wahrheit von Geirröd gesagt, daß er ein überaus kluger Riese wäre und übel im Umgang. Sie hatte ihm ihren Stärkegürtel geliehen und die Eisenhandschuhe, die sie besaß, und ihren Stab, der Gridstab heißt. Dann war der Thor zu dem Flusse gekommen, der Wimur heißt, das war der größte von allen Flüssen. Da zog er sich den Stärkegürtel an und stützte sich stromabwärts auf den Gridstab, aber Loki hielt sich an dem Stärkegürtel fest. Und als nun Thor in die Mitte des Flusses kam, da schwoll das Wasser so an, daß es sich ihm oben auf der Achsel brach. Da sprach Thor folgendes:

Wachse nicht Wimur, wenn's zu waten mich lüstet
Zum Gehöfte der Riesen!
Wisse, wenn du wächst, so wächst mir die Asenkraft,
Ebenso hoch wie der Himmel.

Da sieht Thor oben auf etwelchen Klippen, wie Gjalp, die Tochter des Geirröd, auf beiden Ufern des Flusses stand und ihn anschwellen ließ. Da hob Thor einen großen Stein aus dem Flusse auf und warf nach ihr und sprach: „An der Quelle soll man den Fluß verstopfen!" Und er traf ganz gut dorthin, wo er wollte. Und in dem Augenblick brachte er sich ans Land und erwischte ein Ebereschengebüsch und stieg so aus dem Wasser. Darum sagt man, daß die Eberesche Thors Rettung ist.

Aber als Thor nun zu Geirröd kam, da wurden die Gefährten zuerst ins Gästehaus als Herberge gewiesen; dort war nur ein Stuhl zum Sitzen und auf diesen setzte sich der Thor. Da merkte er alsbald, wie sich der Stuhl unter ihm zum Dache emporhob. Da stemmte er den Gridstab gegen die Dachbalken und drückte sich ganz schwer in den Stuhl. Es entstand ein Knacken und Bersten und gleich darauf ein Geschrei: da waren Geirröds Töchter unter dem Stuhl gewesen, Gjalp und Greip, und er hatte ihnen beiden das Rückgrat gebrochen. Da sprach Thor:

„Ein einzig Mal braucht ich die Asenkraft
Im Gehöfte der Riesen,
Als Gjalp und Greip, die Töchter des Geirröd,
Mich heben wollten zum Himmel.

Dann ließ Geirröd den Thor in die Halle rufen zu Kampfspielen mit ihm. Es waren dort große Feuer die ganze Halle entlang, aber als Thor vor Geirröd trat, da nahm Geirröd mit der Zange ein glühendes Eisenstück und warf es nach Thor, aber Thor fing es auf mit den Eisenhandschuhen und schwang das Stück in der Luft, aber Geirröd lief hinter eine Eisensäule, um sich zu verstecken. Thor aber warf mit dem Stück und warf es durch die Säule hindurch und durch Geirröd hindurch, und durch die Wand hindurch und so noch weiter hinaus in die Erde ...

4. Das Märchen von Thorstein Hofkraft

u der Zeit, als Hakon Jarl Sigurdssohn über Norwegen herrschte, wohnte dort ein Bauer im Gaulartal, der Brynjulf hieß und Ulfaldi genannt war. Das war ein Lehnsmann und ein großer Kämpe. Sein Weib hieß Dagny und war eine Tochter des Jarnskeggi auf Yrjar. Sie hatten einen Sohn, der Thorstein hieß, der war groß und stark, unbändig und ungebärdig gegen jedermann. Keiner sonst war so groß in Norwegen wie er und selten fand sich eine Tür, durch die er bequem hätte hindurchgehen können. Darum wurde er Hofkraft genannt, denn er schien allzu groß zu sein für die meisten Häuser. Da er so unerträglich war, gab ihm sein Vater Schiffe und Mannschaft, und Thorstein war nun abwechselnd auf Heerfahrt oder auf Kauffahrt und mit beidem hatte er guten Erfolg. Zu jener Zeit zog König Olaf Tryggwason in Norwegen das Reich an sich, aber dem Hakon Jarl war der Hals abgeschnitten worden von seinem Knechte, der Thormod Kark hieß. Thorstein Hofkraft wurde nun König

Olafs Gefolgsmann; er schien dem König ein flinker Bursche zu sein, und er hielt viel von ihm; aber bei den andern Hofleuten war er nicht sehr beliebt, er dünkte sie streitsüchtig und unangenehm, und der König gebrauchte ihn besonders gern zu solchen Sendfahrten, um die sich die andern gern drückten; aber manchmal fuhr er auch Kauffahrten, um dem König Kleinodien zu erwerben.

Einmal lag Thorstein östlich von Balegard, und da er nicht segeln konnte, ging er ans Land eines Morgens, und als die Sonne im Südosten stand, war Thorstein an eine Rodung gekommen und ein schöner Hügel war auf der Rodung. Er sah einen kahlköpfigen Knaben auf dem Hügel und hörte, wie der sagte: „Mutter, gib mir meinen Krummstab heraus und meine Handschuhe, denn ich will auf einen Zauberritt fahren, weil heute Festtag ist in der Unterwelt." Da wurde aus dem Hügel ein Krummstab herausgeworfen, gleich einem Feuerhaken; jener stieg auf den Stab, zog sich die Handschuhe an und galoppierte davon, so wie es Kinder zu machen pflegen. Thorstein ging auf den Hügel und sprach dieselben Worte wie der Knabe, und sogleich wurden ein Stab und Handschuhe herausgeworfen und jemand fragte: „Wer will denn das?" „Dein Sohn Bjalfi," sagte Thorstein; dann stieg er auf den Stab und ritt davon hinter dem Knaben her. Sie kamen an einen Fluß, stürzten sich von oben hinein, und da kam es ihnen vor, als ob sie in Rauch wateten. Dann aber lichtete es sich ihnen vor den Augen, und sie kamen dorthin, wo das Wasser aus den Felsen entsprang. Es erblickte dort Thorstein eine weite Siedelung und eine große Burg. Sie traten hinein in die Burg, und die Leute sitzen gerade beim Essen. Sie gehen hinein in die Halle, und die Halle war voll bemannt, und es wurde nur aus Silberbechern getrunken; ein viereckiger Schenktisch stand auf dem Estrich, alles glänzte von Gold und das einzige Getränk war Wein. Da kam es dem Thorstein vor, als ob niemand sie sähe. Sein Gefährte lief zwischen den Tischen umher und nahm sich alles, was herunterfiel. Der König und

die Königin saßen auf dem Hochsitz; die Leute waren fröhlich in der Halle.

Darauf sieht Thorstein, wie ein Mann in die Halle kommt und den König begrüßt und sagt, er sei gesandt zu ihm aus Indienland aus dem Gebirge, das Lukanus heißt, von dem Jarl, der darüber herrscht, und er sagt dem König, daß er zum Huldervolke[1] gehöre. Er brachte ihm einen Goldring, und der König glaubte, niemals einen besseren Ring gesehen zu haben, und es machte der Ring die Runde in der Halle zum Ansehen, und alle lobten ihn, denn er war an vier Stellen auseinanderzunehmen. Noch ein anderes Kleinod sah Thorstein, das ihm ungemein wertvoll schien, das war ein Tuch auf des Königs Tisch mit goldenen Kanten und die zwölf allerbesten Edelsteine waren darin befestigt. Dies Tuch hätte Thorstein gerne gehabt; es kam ihm auch in den Sinn, sich auf seines Königs Glück zu verlassen und zu probieren, ob er nicht in den Besitz des Ringes gelangen könne. Nun sieht Thorstein, wie der König im Begriff ist, den Ring über seine Hand zu ziehen, da entriß er ihm den Ring und mit der anderen Hand nahm er das Tuch, und das ganze Essen fiel in den Schmutz, und Thorstein rannte zur Tür, aber sein Krummstab blieb zurück in der Halle. Es ward nun ein großer Tumult, dann stürzten sie alle hinaus, sahen, wo Thorstein läuft und rennen hinter ihm her. Er sieht nun, wie sie ihm nahe kommen, da sagt er: „Wenn du so gut bist, König Olaf, wie ich mich auf dich verlasse, dann gewähre mir Hilfe." Und so flink war Thorstein, daß sie ihn nicht eher erreichten, als bis er zu dem Fluß kam und stehenbleiben mußte. Sie schlugen einen Kreis um ihn, aber Thorstein wehrte sich gut und erschlug ihrer Unzählige, bis sein Fahrtgenosse kam und ihm den Stab brachte, und dann warfen sie sich sogleich in den Fluß. Sie kamen dann wieder an denselben Hügel, den wir vorhin erwähnten, als die Sonne im Westen stand. Da warf der Knabe den Stab hinein und einen Kleidersack, den er mit guten Leckerbissen gefüllt hatte, und so machte es Thorstein

[1] Volk der Elben.

auch. Der Bursche schlüpfte auch hinein; aber Thorstein blieb an der Öffnung stehen, da sah er zwei Weiber, und die eine webte ein prächtiges Tuch, die andere wiegte ein Kind. Diese sprach: „Wo bleibt dein Bruder Bjalfi?" „Er hat mich heute nicht begleitet," sagte jener. „Wer ist denn dann mit dem Krummstab gefahren?" sagte sie. „Das war Thorstein Hofkraft," sagte der Bursche, „der Gefolgsmann König Olafs. Er brachte uns in große Verlegenheit, denn er nahm aus der Unterwelt solche Dinge mit, derengleichen es nicht in Norwegen geben mag. Und wir waren nahe daran, daß wir sollten erschlagen werden, denn er hatte den Stab in ihren Händen gelassen, und sie jagten ihn bis an den Fluß, da brachte ich ihm den Stab, und sicherlich ist er ein tapferer Mann, denn ich weiß nicht, wieviel er getötet hat." Da schloß sich der Hügel wieder. Thorstein fuhr nun zu seinen Leuten und segelte von dannen nach Norwegen und traf den König Olaf östlich in Wik. Er brachte ihm jene Kleinodien und erzählte von seinen Fahrten, und es kam den Männern nicht unerheblich vor. Der König wollte dem Thorstein ein großes Lehen geben, aber dieser wollte erst noch eine Reise nach Ostland machen. Er blieb aber beim König den Winter über.

Zum Frühjahr machte Thorstein sein Schiff fertig, er hatte eine Schnecke und vierundzwanzig Mann. Und als er nach Jämtland kam, und eines Tages im Hafen lag, da ging er zur Kurzweil ans Land. Er kam auf eine Rodung, dort war ein großer Stein. Nicht weit davon sah er einen ungemein häßlichen Zwerg, der greinte laut vor sich hin. Dem Thorstein schien sein Maul bis zu den Ohren aufgerissen und andererseits die Nase niederhängend bis zum Kinn. Thorstein fragte ihn, warum er sich so schrecklich gebärde. „Du brauchst dich nicht zu wundern, guter Mann," sagte er, „siehst du nicht den großen Adler, der dort fliegt? Der hat mir meinen Sohn geraubt, aber ich glaube, daß das Biest von Odin gesandt ist, und ich zerspringe, wenn ich mein Kind verliere." Thorstein schoß nach dem Adler und traf ihn unter der Schwinge und er sank tot nieder. Aber Thorstein ergriff das Zwergenkind

in der Luft und brachte es dem Vater. Da war der Zwerg sehr froh und sagte: „Dir haben ich und mein Sohn unser Leben zu danken. Wähle dir nun den Lohn in Gold oder Silber." „Heile du nur erst deinen Sohn," sagte Thorstein, „ich bin nicht gewöhnt, für meine Taten Bezahlung zu nehmen." „Dennoch muß ich dich belohnen," sagte der Zwerg; „mein schafwollenes Hemd wird dir gewiß nicht sehr begehrenswert erscheinen, aber nicht wirst du beim Schwimmen ermüden und keine Wunde empfangen, wenn du es dicht auf dem Leibe trägst." Thorstein fuhr in das Hemd, und es paßte ihm ganz gut, obschon es dem Zwerg reichlich eng zu sein schien. Er zog auch einen Silberring aus seiner Tasche und gab ihn dem Thorstein, und hieß ihn gut darauf achten, und er sagte ihm, daß er niemals Geldmangel haben würde, so lange er den Ring hätte. Dann nahm er noch einen schwarzen Stein und gab ihn dem Thorstein. „Und wenn du ihn in deiner Hand birgst, sieht dich niemand. Mehr habe ich nicht, was dir nützen könnte. Aber einen Feuerstein will ich dir noch zur Kurzweil geben." Da nahm er einen Feuerstein aus seiner Tasche, ferner einen Feuerstahl. Der Stein war dreieckig, weiß in der Mitte, rot an den Seiten und ein goldner Rand war außen herum. Der Zwerg sagte: „Wenn du mit dem Stahl auf den Stein schlägst, dort wo er weiß ist, so kommt ein Hagelwetter so groß, daß keiner wagt, ihm entgegen zu sehen; wenn du nun diesen Schnee auftauen willst, so sollst du dorthin schlagen, wo der Stein golden ist, dann kommt ein Sonnenschein, daß alles brät; aber wenn du dorthin schlägst, wo er rot ist, dann kommen daraus Blitz und Donner und Funkenregen, daß keiner es ansehen kann. Du kannst auch treffen damit, was du willst, mit dem Stahl und dem Stein: er kommt von selbst wieder in deine Hand zurück, sobald du rufst. Nun habe ich dir für jetzt nichts weiter zu geben." Thorstein dankte ihm für seine Gaben und fuhr nun zu seinen Leuten zurück, und es war ihm diese Fahrt besser gefahren als nicht gefahren. Bald darauf bekamen sie Wind und segelten nach Ostland. Es kamen nun über sie Finsternis

und Irrfahrt und sie wußten nicht mehr, wo sie waren; einen halben Monat dauerte diese Irrfahrt an.

Das war eines Abends, daß sie wieder Land gewahr wurden; da warfen sie die Anker aus und lagen dort die Nacht. Am Morgen war gutes Wetter und schöner Sonnenschein, da waren sie in einen langen Fjord gekommen und sahen dort schöne Berghalden und Wälder. Da war kein Mann an Bord, der dieses Land kannte. Auch sahen sie nirgends etwas Lebendiges, weder Tier noch Vogel. Sie errichteten nun ein Zelt auf dem Lande und bereiteten alles wohl. Am andern Morgen sagte Thorstein zu seinen Leuten: „Ich will euch jetzt meine Absicht kund tun; ihr sollt hier sechs Tage auf mich warten; ich aber will dieses Land erkunden." Denen schien das eine große Sache zu sein und sie wollten mit ihm fahren, aber Thorstein wollte das nicht. „Und wenn ich nicht zurückkomme, bevor sieben Sonnen vom Himmel gegangen sind," sagte er, „dann sollt ihr heimsegeln und dem König Olaf sagen, daß es mir wohl nicht dürfte beschieden sein, wiederzukommen." Sie gingen dann mit ihm hinauf bis zum Wald, dann wandte er sich von ihnen, und sie gingen zum Schiffe zurück und machten es so, wie es Thorstein ihnen geboten hatte. Nun ist von Thorstein zu sagen, daß er den ganzen Tag ging durch den Wald und wurde nichts gewahr, aber bei sinkendem Tage kam er auf einen breiten Weg, auf diesem Wege ging er bis zum Abend, dann verließ er ihn und ging zu einer großen Eiche und stieg auf sie. Da war Platz genug sich hinzulegen und er schlief dort die Nacht. Und als die Sonne heraufkam, hörte er laute Töne und Menschenstimmen. Dann sah er viele Männer reiten, zweiundzwanzig waren es, die ritten rasch weiter. Thorstein staunte mächtig über ihren Wuchs, niemals hatte er vorher so große Männer gesehen. Er zog sich an und es verging nun der Morgen, bis daß die Sonne im Südosten stand.

Da sah Thorstein drei Männer reiten, wohl bewaffnet und so groß, wie er keine vorher gesehen hatte. Der war der größte, der in der Mitte ritt in goldgestickten Kleidern auf

einem weißen Pferde, aber die andern beiden ritten auf grauen Hengsten in roten Scharlachkleidern. Aber als sie dorthin kamen, wo Thorstein war, da sprach der erste unter ihnen, indem er anhielt: „Was ist dort Lebendiges auf der Eiche?“ Thorstein ging zu ihnen auf den Weg und begrüßte sie, sie aber brachen in ein lautes Gelächter aus, und jener große Mann sprach: „Selten sehen wir solche Leute. Wie ist dein Name und woher bist du?“ Thorstein nannte sich und sagte, er wäre Hofkraft genannt: „Meine Familie ist in Norwegen, und ich bin ein Gefolgsmann des Königs Olaf.“ Der große Mann lächelte und sprach: „Da hat man mir viel von seiner Hofherrlichkeit vorgelogen, wenn er keinen Stattlicheren hat. Mir scheint, du solltest eher Hofkind als Hofkraft heißen.“ „Gibst du mir einen Namen, so schenk mir auch was,“ sagte Thorstein. Der große Mann zog einen goldenen Fingerring und gab ihn dem Thorstein, der wog drei Öre. Thorstein sprach: „Wie ist dein Name, welches Standes bist du und in welches Land bin ich gekommen?“ „Godmund heiße ich, ich herrsche über das Land, das Gläsiswellir heißt, dazu dient mir das Land, das Riesenland heißt. Ich bin des Königs Sohn, und meine Burschen heißen der eine Vollstark, der andere Allstark. Hast du hier heute morgen vielleicht Leute vorbeireiten sehen?“ Thorstein sprach: „Hier ritten zweiundzwanzig Männer und gebärdeten sich nicht gering.“ „Das sind meine Knechte,“ sagte Godmund. „Hier zunächst liegt das Land, das Jötunheim heißt. Dort herrscht der König, der Geirröd heißt. Ihm sind wir steuerpflichtig. Mein Vater hieß Ulfhedin der Kühne, aber er wurde Godmund genannt wie alle, die auf Gläsiswellir gebieten. Aber mein Vater fuhr an Geirröds Gehöft, um dem Könige seine Steuern einzuhändigen, und auf dieser Fahrt kam er ums Leben. Es hat nun der König mir Botschaft geschickt, daß ich sollte das Erbbier trinken für meinen Vater und dieselben Ehrentitel empfangen, wie mein Vater sie hatte. Doch sind wir übel damit zufrieden, den Jöten zu dienen.“ „Warum ritten denn eure Leute fort?“ fragte Thorstein. „Ein großer

2*

Fluß scheidet unser Land," sagte Godmund, „Hemra geheißen; der ist so tief und reißend, daß kein Hengst ihn durchwaten kann, außer denen, die wir drei Kumpane haben. Darum müssen jene um die Quelle des Flußes herumreiten, und am Abend treffen wir uns wieder." „Das müßte ein Vergnügen sein, mit euch zu fahren", sagte Thorstein, „und zu sehen, was es da für Neuigkeiten gibt." „Ich weiß nicht, wie sich das machen läßt," sagte Godmund, „denn du wirst wohl ein Christ sein." „Dafür bin ich verantwortlich," sagte Thorstein. „Ich möchte nicht, daß dir was zustößt um meinetwillen," sagte Godmund, „aber wenn König Olaf uns sein Glück mitgeben will, dann würde ich viel Vertrauen darauf setzen, daß du mitfährst." Thorstein sagte, das wolle er wohl verheißen. Godmund hieß ihn nun, hinter ihm aufzusitzen, und so machte er's auch. Sie ritten nun zum Fluß, da war dort ein Haus, wo sie andere Kleider nahmen und sie sich und ihren Pferden anzogen. Diese Kleider waren von solcher Natur, daß das Wasser an ihnen nicht haftete, aber das Wasser war so kalt, daß da sogleich der Schlag hinein fuhr, wenn etwas naß wurde. Sie ritten nun über den Fluß, die Hengste wateten stark, Godmunds Hengst stolperte, da wurde dem Thorstein die Zehe naß und sogleich fuhr der Schlag hinein. Als sie aus dem Wasser kamen, breiteten sie die Kleider zum Trocknen aus; Thorstein hieb sich die Zehe ab, da schien den andern seine Tapferkeit nicht gering zu sein. Als sie nun weiter ritten, bat sie Thorstein, sich nicht zu verstecken: „denn ich versteh mich aufs Tarnkappemachen, daß mich keiner sieht." Godmund sagte, das seien gute Künste. Sie kamen nun zur Burg, und die Leute Godmunds kamen ihnen schon entgegen. Sie ritten nun in die Burg und hörten da allerlei Saitenspiel; aber dem Thorstein dünkte es nicht ganz nach den Regeln der Kunst gespielt. Geirröd der König kam ihnen entgegen und empfing sie wohl. Es ward ihnen auch gleich ein Steinhaus oder eine Halle zum Schlafen angewiesen, und es wurden Leute bestimmt, die ihre Pferde in den Stall führen sollten. Godmund wurde in des Königs Halle ge-

leitet. Der König saß auf dem Hochsitz und neben ihm der Jarl, der Agde hieß, der herrschte über den Bezirk Grundir zwischen Riesenland und Jötunheim. Er hatte seinen Wohnsitz zu Gnipalund, war zauberkundig, und seine Leute waren Trollen ähnlicher als Menschen. Godmund setzte sich auf den Schemel vor dem Hochsitz, dem König gegenüber. Es war ihre Sitte, daß des Königs Sohn nicht eher auf dem Hochsitz sitzen sollte, bevor er nicht den Titel seines Vaters empfangen hätte und der erste Becher getrunken sei. Es erhob sich nun dort das schönste Gelage, und es tranken die Männer fröhlich und heiter, bis sie zum Schlafen gingen. Aber als Godmund in sein Haus kam, zeigte sich Thorstein, da lachten sie über ihn. Godmund sagte seinen Leuten, wer er war, bat sie, ihn nicht zum besten zu haben, und so schliefen sie nun die Nacht hindurch.

Als nun der Morgen kam, waren sie früh auf den Beinen, und Godmund wurde zu des Königs Halle geleitet. Der König empfing ihn wohl: „Wir wollen nun wissen," sagte der König, „ob du mir auch solchen Gehorsam leisten willst wie dein Vater, dann will ich dir deine Würde erhöhen und dann sollst du Riesenland behalten, aber mir Eide schwören." Godmund antwortete: „Das ist nicht gesetzlich, von so jungen Leuten Eide zu fordern." „Das mag sein", sagte der König. Dann nahm er einen kostbaren Mantel, hing ihn dem Godmund um und gab ihm den Königsnamen; dann ergriff er ein großes Horn und trank Godmund zu. Dieser nahm das Horn und dankte dem König. Dann stand Godmund auf, stieg auf die Stufe vor den Sitz des Königs und legte ein Gelübde darauf ab, keinem Könige zu dienen noch Gehorsam zu leisten, solange König Geirröd lebte. Der König dankte ihm und sagte, dies dünke ihm mehr wert, als wenn er einen Eid geschworen hätte. Darauf trank Godmund aus seinem Horne und ging zu seinem Sitz, und die Männer waren fröhlich und heiter.

Zwei Männer gehörten zum Aufgebot des Jarl Agde, der eine hieß Jökul, der andere Frosti, die waren recht miß-

günstig. Jökul nahm einen Ochsenknochen und warf damit unter Godmunds Leute. Thorstein sah das, fing ihn auf in der Luft und sandte ihn zurück, und er flog dem an die Nase, der Gust hieß, zerbrach ihm das Nasenbein und schlug ihm alle Zähne aus, daß er in Ohnmacht fiel. König Geirröd wurde zornig und fragte, wer da mit Knochen über seinen Tisch werfe. Er sagte, daß noch erprobt werden sollte, wer der Stärkste im Steinwerfen wäre, bevor es zu Ende sei. Dann rief der König zwei Männer, Drött und Hösver: „Geht hin und sucht meine Goldkugel und bringt sie hierher!" Sie gingen und kamen wieder mit einem „Seehundskopf", der wog zehn Fierdinge[1] und war glühend, daß die Funken von ihm wie von einem Schmiedeherd stoben, und das Fett träufelte von ihm ab wie glühendes Pech. Der König sagte: „Nehmt nun die Kugel und werft sie einer zum andern! Wer sie fallen läßt, soll verbannt sein und seine Güter verlieren. Wer sie nicht zu ergreifen wagt, soll ein Lump sein!"

Nun wirft Drött die Kugel dem Vollstark zu und der ergreift sie mit der einen Hand. Thorstein sah, daß jener nicht stark genug war und lief unter die Kugel. Dann warfen sie sie dem Frosti zu, denn die Kämpen standen zuvorderst vor beiden Bänken. Frosti stemmte sich stark dagegen, doch kam sie seinem Gesicht so nahe, daß ihm das Kinnbein zerbrach. Er warf die Kugel dem Allstark zu, der fing sie mit beiden Händen, aber beinahe wäre er umgefallen, bevor Thorstein ihn stützte. Allstark warf sie zum Jarl Agde, der griff sie mit beiden Händen, aber das Fett kam in seinen Bart, der geriet in Brand, da war ihm daran gelegen, die Kugel loszuwerden, und er ließ sie zu König Godmund fliegen, und Godmund warf sie dem König Geirröd zu. Aber der wich aus, und sie traf auf Drött und Hösver, die beide getötet wurden. Die Kugel flog an ein Glasfenster und so hinaus in einen Wassergraben, der um die Burg gegraben war, und es schlug das lohende Feuer auf. Dies Spiel war nun zu Ende, und die Männer griffen zum Trunk. Der Jarl Agde sagte, es friere

[1] Einen Zentner.

ihm immer sein Herz zusammen, wenn er zu dem Gesinde Godmunds komme. Am Abend gingen Godmund und seine Leute zum Schlafen, da dankten sie dem Thorstein für seinen Beistand, durch den sie schadlos davongekommen waren. Thorstein sagte, das wolle noch gar nichts heißen: „Aber was wird morgen für ein Spaß angestellt?" „Der König will ringen lassen," erwiderte Godmund, „und dabei wollen sie sich rächen, denn auf unsere Kraft ist wenig Verlaß." „Des Königs Glück wird uns stark machen," sagte Thorstein, „achtet nur darauf, daß ihr nicht wo anders hinkommt, als ich bin." Da schliefen sie nun die Nacht; aber am Morgen fuhr jeder zu seinem Spiele und die Küchenknechte zum Tischdecken. König Geirröd fragte, ob die Leute nicht ringen wollten, und sie sagten, daß er zu bestimmen habe. Dann zogen sie sich aus und begannen den Ringkampf. Thorstein glaubte, niemals ein solches Aufeinanderlosgehen gesehen zu haben, denn alles erbebte, wenn sie hinfielen, und besonders wurde den Leuten des Jarl Agde mitgespielt. Frosti trat nun vor auf den Estrich und sagte: „Wer nimmt mich an?" „Dazu wird sich wohl jemand finden," sagte Vollstark. Sie kamen nun aneinander und gerieten in mächtige Schwingungen und es ist Frosti um vieles stärker; so kamen sie bis zu Godmund; da hob Frosti ihn bis an seine Brust empor und legte sich flach hintenüber. Thorstein aber schlug ihn mit seinem Fuß in die Kniekehlen, da fiel Frosti auf den Rücken und Vollstark oben auf ihn drauf. Nacken und Ellbogen sprangen dem Frosti entzwei, er stand langsam auf und sprach: „Bist du auch allein beim Spiel, ist denn eure Schar so vollzählig?" „Kurz ist der Weg für die Nase zu erkennen, was aus den Kinnladen kommt," antwortete Vollstark. Dann erhob sich Jökul und Allstark nahm ihn an, und sie gingen gewaltig aufeinander los; aber doch war Jökul der stärkere und trug ihn auf die Bank, dorthin wo Thorstein war. Jökul wollte den Allstark von den Bänken ziehen und riß mächtig, aber Thorstein hielt ihn fest. Jökul zog so stark, daß er bis zu den Knöcheln in den Estrich der Halle versank, da ließ Thorstein den Allstark los und

Jökul fiel auf den Rücken, und der Fuß ging ihm aus dem Gelenke. Allstark ging zur Bank, aber Jökul stand langsam auf und sprach: „Wir sehen nicht alles, was auf der Bank ist." Nun fragte Geirröd den Godmund, ob er nicht ringen wolle. Der sagte, er habe zwar niemals gerungen, doch wolle er's nicht verweigern. Der König forderte den Jarl Agde auf, seine Leute zu rächen. Dieser sagte, er habe zwar lange ausgesetzt, doch habe der König zu bestimmen. Sie zogen sich nun aus, und niemals glaubte Thorstein einen trollenähnlicheren Bauch gesehen zu haben als bei Agde, denn er war schwarz wie Hel. Godmund erhob sich ihm entgegen, er war weiß von Hautfarbe. Der Jarl Agde warf sich auf ihn und schlug ihm so heftig die Klauen in seine Seiten, daß sich alles von den Knochen löste, und sie bewegten sich weit umher in der Halle, und als sie dorthin gelangten, wo Thorstein war, da schwang Godmund den Jarl beim Ringen und drehte ihn scharf herum. Thorstein legte sich dem Jarl vor die Füße, da fiel er und stieß mit der Nase auf und zerbrach sich das Nasenbein und vier Zähne. Der Jarl stand auf und sprach: „Schwer ist der Fall alter Männer, aber dann am schwersten, wenn drei auf einen gehen." Dann fuhren sie wieder in ihre Kleider.

Danach gingen sie mit dem König zu Tisch; Jarl Agde aber und seine Leute sagten, sie müßten einen Trick angewendet haben: „denn es überkommt mich immer eine Hitze, wenn ich zu ihrem Gesinde komme." „Wir wollen warten," sagte der König, „der wird schon kommen, der uns dies kundtut." Dann griffen die Männer zum Trunk. Da wurden zwei Hörner in den Saal gebracht, kostbare Kleinode, dem Jarl Agde gehörig, die hießen Hwitingar, sie waren zwei Ellen hoch und mit Gold beschlagen. Der König ließ ein Horn an jede Bank gehen: „Und jeder soll es auf einmal austrinken! Aber wer das nicht kann, soll dem Mundschenk ein Ör Silber geben!" Keinem gelang dieser Trunk außer den Kämpen, aber Thorstein sorgte dafür, daß von denen, die mit Godmund waren, keiner straffällig ward. Es tranken nun die Männer

fröhlich den Rest des Tages, aber am Abend gingen sie zum Schlafen. Godmund dankte dem Thorstein für seinen guten Beistand. Thorstein fragte, wann das Gelage zu Ende sein würde. „Morgen sollen meine Leute reiten," sagte Godmund; „ich weiß, daß der König jetzt alles aufbieten wird, jetzt werden erst die Kostbarkeiten gezeigt, es wird der König nun sein großes Horn bringen lassen, das Grim der Gute genannt ist, das ist ein großes Kleinod, aber voll von Zauberei und mit Gold beschlagen. Es ist nämlich ein Menschenkopf an der Trinkhornspitze mit Fleisch und Mund und der spricht mit den Leuten und sagt Dinge voraus, die noch nicht eingetreten sind, auch drohende Gefahr weiß er vorher. Es wird aber unser Tod, wenn der König erfährt, daß ein Christ unter uns ist. Wir dürfen auch nicht geizig dem Grim gegenüber sein." Thorstein meinte, Grim würde nicht mehr sagen, als König Olaf wolle: „aber ich glaube, daß Geirröd zum Tode bestimmt ist; es scheint mir nun ratsam, daß ihr meinen Rat von jetzt ab habt, daher werde ich mich morgen zeigen." Sie aber nannten das einen gefährlichen Rat. Thorstein sagte, daß Geirröd sie umbringen wolle: „aber was ist sonst noch von Grim dem Guten zu erzählen?" „Das ist von ihm zu sagen, daß ein mittelgroßer Mann unter seiner Buchtung stehen kann, aber eine Elle breit ist er über der Mündung; der ist der größte Trinker in der Gefolgschaft, der ihn austrinken kann, aber der König trinkt ihn in einem Zuge aus. Jedermann hat dem Grim irgendein Kleinod zu geben; aber das dünkt ihm doch die größte Ehre zu sein, wenn er auf einmal ausgetrunken wird; ich nun weiß, daß ich ihn zum erstenmal zum Trunke bekomme, aber das kann doch kein Mensch vertragen, ihn auf einmal auszutrinken." Thorstein sagte: „Du sollst in mein Hemd fahren, dann kann dir nichts schaden und wenn Gift in dem Trunke ist. Nimm die Krone von deinem Haupte und gib sie Grim dem Guten und sag ihm ins Ohr, daß du ihm mehr Ehre erweisen willst als Geirröd, und dann sollst du dich stellen, als ob du trinkst, aber Gift wird im Trunke sein, und du sollst es nahe bei dir nieder-

gießen, und es wird dir nichts schaden. Aber wenn der Trunk aus ist, dann laß sogleich deine Leute reiten." Godmund sagte, er solle bestimmen: „Wenn aber Geirröd stirbt, dann habe ich ganz Jötunheim, wenn er jedoch länger lebt, wird das unser Tod." Dann schliefen sie die Nacht hindurch.

Am Morgen waren sie schnell auf den Füßen und zogen sich an. Da kam König Geirröd zu ihnen und bat sie, ihr Fahrwohl noch zu trinken. Das machten sie auch. Zuerst wurden die Hwiitingarhörner gebracht zum Gedächtnistrunk, und da wurde die Minne Thors und Odins getrunken, dann kam allerhand Saitenspiel herein und zwei Männer, etwas kleiner als Thorstein, die brachten Grim den Guten. Alle standen auf und fielen auf die Knie vor ihm. Aber Grim war verdrießlich. Geirröd sagte zu Godmund: „Nimm Grim den Guten, und das soll dein Gelöbnistrunk sein!" Godmund ging zu Grim, nahm sich die Goldkrone ab und setzte sie ihm auf und raunte ihm ins Ohr, wie Thorstein ihm gesagt hatte. Dann ließ er es aus dem Horne von oben in sein Hemd laufen, denn es war Gift darin. Er trank dem König Geirröd zu und küßte die Spitze, und Grim kam lachend von ihm. Dann nahm Geirröd das volle Horn, bat Grim ihm Heil zu bringen und ihm kundzutun, wenn irgendeine Gefahr nahe sei: „Ich habe dich übrigens oft in besserer Stimmung gesehen!" Er nahm dann ein goldenes Halsband sich ab und gab es dem Grim, dann trank er dem Jarl Agde zu; es war, als wenn eine Woge um Klippen brandete, als der Trank ihm im Halse niederrann, und er trank alles aus. Grim schüttelte den Kopf und wurde zum Jarl Agde getragen, der gab ihm zwei goldene Ringe, bat ihn um Gnade, trank ihn dann in drei Zügen leer und gab ihn dem Mundschenk. Grim sprach: „Je älter, desto kraftloser!" Dann wurde das Horn wieder gefüllt, und es sollten diese zwei: Jökul und Vollstark trinken. Vollstark trank zuerst, dann nahm Jökul das Horn und blickte hinein und sagte, das sei nach kleiner Männer Art getrunken und schlug den Vollstark mit dem Horn. Dieser aber hieb dem Jökul mit der Faust auf die Nase, so daß das Nasenbein brach und

die Zähne heraussprangen. Da entstand ein großer Auflauf. Geirröd aber bat die Leute, doch das nicht berichten zu lassen, daß sie so übel schieden. Da waren sie sogleich ruhig, und Grim der Gute wurde hinausgetragen.

Wenig später kam ein Mann in die Halle gegangen; sie verwunderten sich alle darüber, wie klein er war. Das war Thorstein Hofkind. Er begab sich zu Godmund und sagte, die Hengste wären gesattelt. Geirröd fragte, was für ein Kind das wäre. Godmund sagte: „Das ist mein Kleinbursche, den mir König Odin gesandt hat. Er ist ein Kleinod für einen König, er versteht viele Kunststückchen, und wenn er euch zu etwas nütze dünkt, dann will ich ihn euch geben." „Das ist ja ein Hauptkerl", sagte der König, „und seine Kunststücke möcht ich wohl sehen," und er bat den Thorstein ein kleines Kunststück zu machen. Thorstein zog Stahl und Stein hervor und klopfte dahin, wo er weiß war. Da kam ein so mächtiges Hagelwetter, daß keiner wagte es anzublicken, und es entstand ein so großer Schneehaufen in der Halle, daß er bis an die Knöchel ging. Der König lachte dazu. Nun pochte Thorstein an den Stein, wo er golden war, da kam ein so heißer Sonnenschein, daß der Schnee in kurzer Zeit schmolz; dann folgte ein süßer Wohlgeruch, und Geirröd sagte, er wäre ein Künstler. Aber Thorstein sprach noch von einem weiteren Spiel, das heiße Schattenspiel. Der König sagte, er wolle es sehen. Thorstein stand auf dem Estrich mitten in der Halle und schlug auf den Stein, wo er rot war, da sprangen Funken heraus. Dann lief er in der Halle umher vor jedem Sitz, und es begannen die Feuerflocken zu wachsen, so daß jedermann seine Augen in acht nehmen mußte. Aber König Geirröd lachte dazu; es begann aber das Feuer zu wachsen, so daß es allen bedenklich schien. Thorstein hatte vorher zu Godmund gesagt, er solle hinausgehen und sich zu Pferde setzen. Nun lief Thorstein zu Geirröd und fragte: „Willst du noch mehr von dem Spiele sehen?" „Jawohl, Bursche!" sagte er. Da pochte Thorstein noch fester, und es kam dem König Geirröd ins Auge. Thorstein lief zur Türe und warf mit Stein und

Stahl, und sie flogen dem König Geirröd in seine Augen, so daß er tot auf den Estrich stürzte, aber Thorstein ging hinaus. Da saß Godmund schon zu Pferde. Thorstein sagte, nun müßten sie reiten, „denn nun ist es für Schwächere nicht mehr behaglich hier". Sie ritten nun zum Fluß, da waren Stein und Stahl zurückgekommen. Thorstein sagte, daß Geirröd tot sei. Dann ritten sie über den Fluß und dorthin, wo sie sich getroffen hatten. Da sagte Thorstein: „Hier werden wir uns nun trennen; es wird meinen Leuten Zeit dünken, daß ich zu ihnen komme." „Fahr mit mir heim", sagte Godmund, „und ich werde dir deine gute Begleitung lohnen." „Später werde ich dich besuchen," sagte Thorstein, „aber jetzt sollst du mit großer Gefolgschaft zurückfahren in Geirröds Gehöft; sein Land ist jetzt in eurer Gewalt." „Du hast über dich zu bestimmen," sagte Godmund, „aber dem König Olaf selbst sollst du meinen Gruß entbieten." Dann zog er einen Goldbecher und eine Silberschüssel hervor und zwanzig golddurchwirkte Handtücher und sandte sie dem König, und er bat den Thorstein, ihn zu besuchen, und sie schieden in Freundschaft.

Aber nun sieht Thorstein, wie der Jarl Agde in mächtigem Riesenzorn davon fährt. Er fährt hinter ihm her und da sieht er denn ein großes Landgut, das dem Agde gehörte. Um den Obstgarten war ein Gitterzaun, und es stand daran eine Jungfrau, das war die Tochter des Agde, die hieß Godrun, groß war sie und schön. Sie begrüßte ihren Vater und fragte nach Neuigkeiten. „Genug der Neuigkeiten," sagte er, „König Geirröd ist tot, und Godmund von Gläsiswellir hat uns alle betrogen, er hatte dort einen Christenmann verborgen, der heißt Thorstein Hofkraft. Er hat uns Feuer in die Augen gegossen, aber ich werde jetzt seine Leute erschlagen." Damit warf er die Hörner Hwitingar zu Boden und lief in den Wald wie ein Rasender. Thorstein ging zu Godrun. Sie grüßte ihn und fragte nach seinem Namen. Er sagte, daß er Thorstein Hofkind heiße, ein Gefolgsmann König Olafs. „Groß muß da der Größte sein, wenn du ein Kind bist." „Willst du mit mir fahren", fragte Thorstein, „und den Christenglauben

annehmen?“ „Wenig Liebes habe ich hier, von dem ich mich trennen müßte,“ sagte sie; „denn meine Mutter ist tot, sie war die Tochter des Jarl Ottar von Holmgard. Die beiden waren sehr ungleich von Gesinnung, denn mein Vater ist voll von Zauberei, und ich sehe, daß er jetzt zum Tode bestimmt ist. Aber wenn du mir hierher zurückfolgen willst, so will ich mit dir fahren.“ Dann nahm sie ihre Sachen, aber Thorstein nahm die Hwitingarhörner. Dann gingen sie in den Wald und sahen den Agde laufen. Der heulte gewaltig und hielt sich die Augen. Das war in dem Augenblick gekommen, so wie er das Schiff Thorsteins gesehen hatte; da war ein solcher Schmerz in seine Augen gekommen, daß er nichts sah. Es war eben Sonnenuntergang, als sie zum Schiffe kamen. Und Thorsteins Leute waren eben fertig zum Segeln; als sie den Thorstein sahen, waren sie froh. Thorstein bestieg dann das Schiff und sie segelten fort, ohne daß etwas berichtet würde über seine Fahrt, bevor er heim nach Norwegen kam.

Diesen Winter saß König Olaf in Drontheim. Thorstein traf den König zum Julfest und brachte ihm die Kostbarkeiten, die Godmund ihm sandte, und die Hwitingarhörner und manche andere Kostbarkeiten. Er erzählte dem König von seinen Fahrten und stellte ihm Godrun vor. Der König dankte ihm, und sie lobten alle seine Tapferkeit und hatten einen großen Eindruck davon. Dann ließ der König Godrun taufen und im Christenglauben unterweisen. Zum Julfest spielte Thorstein sein Schattenspiel, und das dünkte den Männern ein großer Spaß. Die Hwitingar kreisten zum Minnetrunk, und es waren immer zwei Männer für jedes Horn. Aber den Becher, den Godmund dem Könige gesandt hatte, konnte keiner austrinken außer Thorstein Hofkind. Das Handtuch verbrannte nicht, auch wenn man's ins Feuer warf, und es war dann noch reiner als vorher. Thorstein teilte dem König mit, daß er nun wollte mit Godrun Hochzeit halten; der König erlaubte ihm das, und es ward da ein herrliches Hochzeitsmahl. Und in der ersten Nacht, als sie in einem

Bette lagen und der Vorhang niedergelassen war, da brach ein Dielenbrett auf zu Häupten Thorsteins: da war Jarl Agde gekommen und wollte ihn töten. Aber da schlug ihm eine so starke Hitze entgegen, daß er nicht wagte hineinzugehen, und er machte sich wieder davon. Da kam der König hinzu und stieß ihm mit dem goldbeschlagenen Speer in den Kopf, und er versank schnell in die Erde. Es hielt dann der König Wache die Nacht hindurch, aber am Morgen waren die Hwitingarhörner verschwunden. Das Gastmahl ging weiter; Thorstein blieb den Winter über beim König, und er und Godrun liebten sich sehr. Im Frühling bat Thorstein um Urlaub, nach Ostland zu segeln und König Godmund zu besuchen. Aber der König wollte das nicht erlauben, außer er gelobte, wiederzukommen. Thorstein verhieß das. Der König bat ihn, seinen Glauben wohl zu bewahren, „und lege mehr Wert auf dich als auf die im Osten!" Sie schieden in Freundschaft und sie beteten alle für ihn, denn Thorstein war beliebt geworden. Er segelte nun nach Osten, und es wird nur erzählt, daß die Fahrt gut verlief. Er kam nach Glaesiswellir, und Godmund empfing ihn wohl. Thorstein fragte: „Was habt ihr erfahren aus Geirröds Gehöft?" „Dorthin bin ich gefahren", sagte Godmund, „und sie gaben das ganze Land in meine Gewalt, und es herrscht jetzt Heidrek Ulfham, mein Sohn, darüber." „Wo ist Jarl Agde?", fragte Thorstein. „Er ließ sich einen Hügel machen, als ihr abfuhrt," sagte Godmund, „und ging da hinein mit großem Schatz; aber Jökul und Frosti ertranken im Flusse Hemra, als sie vom Gelage fuhren, und ich habe jetzt die Gewalt über den Bezirk Grundir." „Nun hängt sehr viel davon ab," sagte Thorstein, „wie du dich mit mir auseinandersetzen willst, denn mir scheint Godrun das ganze Erbe ihres Vaters, des Jarl Agde, beanspruchen zu dürfen." „Wenn du mein Gefolgsmann sein willst," sagte Godmund. „Dann darfst du keine Einwände gegen meinen Glauben erheben," sagte Thorstein. „Das will ich," erwiderte Godmund. Dann fuhren sie nach Grundir, und Thorstein brachte den Bezirk unter sich.

Thorstein baute sich einen Hof in Gnipalund, denn Jarl Agde war wiedergekommen und hatte den Hof zerstört. Thorstein wurde ein großer Häuptling. Godrun gebar bald nachher einen Knaben, der Brynjolf hieß. Dagegen gab es keine Sicherheit, daß Jarl Agde nicht dem Thorstein zusetzte. Eine Nacht ging Thorstein von seinem Bett, da sah er ihn umgehen: er wagte sich nirgends hinein; denn es war ein Kreuz vor jeder Tür. Thorstein ging zum Hügel, der offen war, ging hinein und nahm die Hwitingarhörner weg. Da kam Jarl Agde in den Hügel, aber Thorstein lief an ihm vorbei hinaus und setzte ein Kreuz vor die Tür. Da schloß sich der Hügel, und es ist seitdem mit Jarl Agde nichts wieder geschehen. Im Sommer danach fuhr Thorstein nach Norwegen und brachte dem König Olaf die Hwitingarhörner. Dann empfing er Urlaub und segelte wieder heim, der König gebot ihm, seinen Glauben wohl zu bewahren, und wir haben dann nichts mehr von Thorstein erfahren. Aber als König Olaf auf Orm dem Langen verloren ging, gingen auch die Hwitingarhörner mit verloren. Und hiermit schließen wir das Märchen von Thorstein Hofkind.

5. Der edle Räuber

Ein Mann hieß Ketil mit dem Beinamen Raum; das war ein mächtiger Mann. Er wohnte auf dem Hofe, der im Raumstal heißt, das ist nördlich in Norwegen. Damals waren noch Stammeskönige in Norwegen, als diese Geschichte sich zutrug. Ketil war ein vornehmer Mann und reich an Gut, stark an Kraft und der Tüchtigste in allen Mannhaftigkeitsproben, und er war auf Heerfahrt gewesen in seiner Jugend; aber er hatte sich dann auf seine Höfe gesetzt, als das Alter über ihn kam. Er hatte Mjöll, die Tochter von An dem Bogenspanner. Ketil hatte einen Sohn mit ihr, der war Thorstein genannt. Der war ein Mann, schön anzu=

sehen, aber er war nicht berühmt an Wuchs oder Kraft — er war achtzehn Winter alt zur Zeit dieser Geschichte —, doch war die Aufführung Thorsteins und seine ganze Tüchtigkeit immerhin nach dem besseren Durchschnitt der jungen Leute von damals.

Zu jener Zeit glaubten die Leute dessen gewahr zu werden, daß Räuber und Übeltäter auf der Straße zwischen Raumtal und Jämtland sein müßten, deswegen, weil keiner wiederkam, der dort fuhr, und obschon ihrer fünfzehn oder zwanzig beisammen waren, so war doch keiner wiedergekommen, und die Leute meinten, da müsse doch ein ganz besonders gewaltiger Kerl draußen liegen. Die Leute des Bauern Ketil hatten am wenigsten unter diesem Unwesen, Mord sowohl wie Raub, zu leiden, doch sprachen sich die Leute in hohem Grade tadelnd darüber aus: der wäre ein großer Feigling, der der Obmann dieses Bezirks sei, daß einem solchen Unwesen nicht gesteuert werden sollte und sie sagten, Ketil werde nun recht alt. Der aber kümmerte sich wenig darum und erschien doch so, wie sie sagten.

Da geschah es einmal, daß Ketil mit seinem Sohn Thorstein sprach: „Anders ist heute die Aufführung junger Männer als damals, wie ich jung war. Damals begehrten die Leute nach großen Taten, entweder sich zu einer Heerfahrt zu entschließen oder Gut und Ehre mit irgendwelchen Unternehmungen zu erwerben, darin Tapferkeit war. Aber jetzt wollen die jungen Leute gern Nesthocker sein und am Backofen sitzen und sich ihren Bauch mit Met und Bier vollschlagen, und es schwinden Mannhaftigkeit und Tapferkeit. Ich aber habe damit Gut und Ehre erworben, daß ich wagte, mich in Gefahren zu legen und harte Einzelkämpfe. Nun hast du freilich, Thorstein, nur ein geringes Maß von Kraft und Wuchs erreicht; und es ist auch am natürlichsten, daß du darin deiner Beschaffenheit folgst und Kraft und Mut sich ganz danach richten; denn du willst der Art deiner Vorfahren nicht folgen, und du scheinst so, wie du aussiehst, und dein Herz entspricht deinem Wuchs. Das war der großen Herren Sitte,

der Könige oder Jarle, unsersgleichen, daß sie auf Heerfahrt lagen und sich Gut und Ehre erwarben, und es sollte dies Gut nicht zum Erbe zählen noch der Sohn es vom Vater empfangen, vielmehr sollte man dies Gut in den Hügel neben sie selber legen. Und obschon ihre Söhne den Grundbesitz erbten, konnten sie sich doch in dieser Lage nicht halten, wenn sie Ehre haben wollten, sondern sie legten sich und ihre Beute in Heerfahrt und Gefahr, sich Gut und Ehre erwerbend, einer nach dem andern, und traten so in die Fußspur ihrer Vorfahren. Nun glaube ich, daß dir unkund ist der Kriegsleute Gesetz, und ich könnte es dich wohl lehren. Du bist ja auch nun so alt geworden, daß es Zeit für dich wäre, zu versuchen, was dir das Glück vergönnen will."

Thorstein antwortete: „Angereizt wäre nun genug, wenn dies etwas nützte!" Er stand auf und ging fort und war sehr zornig. Ein großer Wald liegt zwischen Raumstal und Uppland, durch den die Heerstraße geht, obschon diese nun jetzt gesperrt war durch die Bösewichter, die die Leute draußen liegen wähnten, ohne daß einer etwas über sie hätte sagen können. Nun schien das die beste Großtat zu sein, hierin Abhilfe zu schaffen.

Das war wenig später, nachdem Vater und Sohn miteinander gesprochen hatten, daß Thorstein ganz allein hinausging vom Trinkgelage und am liebsten das bei sich überlegte, daß er vertrauen dürfte auf das Glück seines Vaters und sich nicht mehr brauchte von ihm schelten zu lassen, lieber wollte er sich nun in etwelche Gefahr begeben. Er nahm sein Pferd und ritt ganz allein in den Wald, wo er die Bösewichter am ersten zu treffen glaubte, wiewohl ihm die Hoffnung auf Erfolg gering schien einer solchen Übermacht gegenüber, wie er glaubte, daß er sie antreffen würde. Er wollte aber nun lieber sein Leben aufs Spiel setzen, als unverrichteter Sache zurückkehren. Er band sein Roß außen am Walde fest, und er ging dann hinein und fand einen Pfad abseits von der Heerstraße. Und wie er den nun lange gegangen war, traf er im Walde ein großes und schönes Haus. Thorstein meinte,

das müsse die Herberge dessen sein, der die Straßen verlegt hatte, ob das nun einer oder mehrere wären. Dann ging Thorstein hinein in die Halle und fand dort große Truhen und viele Herrlichkeiten. Dort war ein großer Haufen von Brennholz und auf der anderen Seite lagen Waren in Säcken und allerhand Handelsgüter. Dann sah er eine Bettstatt, die war viel größer als sonst ein Bett, das Thorstein bisher gesehen hatte. Der dünkte ihm reichlich lang, dem dieser Bettplatz angemessen war. Das Bett war schön gedeckt. Da war auch ein Tisch bereit mit reinen Tüchern und köstlichen Leckerbissen und dem besten Getränk. Thorstein aber rührte nichts an von diesen Dingen. Dann suchte er sich ein Versteck, damit ihn der, der das Haus bewohnte, nicht auf den ersten Blick bemerkte, denn er wollte zuerst wissen, wie ihm die Sachlage scheinen möchte, ehe sie miteinander sprächen und sich sähen. Dann kletterte er zwischen den Säcken auf den Warenhaufen und setzte sich dort hin.

Dann hörte er, als der Abend sank, draußen ein großes Getöse, dann kam ein Mann herein und zog ein Pferd hinter sich her. Dieser Mann war reichlich groß, hellfarbig war sein Haar — und es fiel auf seine Schultern in schönen Locken. Dem Thorstein schien er der allerschönste Mann zu sein. Dann fachte sich der Mann das Feuer an, aber vorher führte er sein Pferd in den Stall. Er setzte ein Waschbecken vor sich, wusch sich und trocknete sich an weißem Tuch. Er goß aus einem Gefäß ein köstliches Getränk in eine große Kanne und setzte sich dann zum Mahle. Das ganze Benehmen dieses Mannes erschien dem Thorstein ungewöhnlich und sehr höfisch. Um vieles größer war der Mann als sein Vater Ketil, und er schien ihm, was er auch war, der größte der Männer zu sein. Und als der Hauswirt gesättigt war, setzte er sich an das Feuer, sah hinein und sprach: „Hier ist etwas nicht in Ordnung! Das Feuer ist dem Erlöschen näher als ich dachte. Ich glaube, es ist eben erst wieder angefacht worden, und ich weiß nicht, was das bedeutet; es kann sein, daß Männer gekommen sind, die mir nach dem Leben trachten, und das wäre

auch nicht ohne Grund. Aber ich will gehen und das Haus durchsuchen." Dann nahm er ein brennendes Scheit und suchte und kam dorthin, wo der Warenstapel lag. Der war so hoch, daß man von ihm in ein großes Rauchloch klettern konnte, das am Dache war. Und als der Räuber den Stapel untersuchte, war Thorstein draußen, so daß ihn der Hauswirt nicht fand; denn dem Thorstein war ein anderes Schicksal beschieden als hier erschlagen zu werden. Jener durchsuchte dreimal das Haus und fand nichts. Dann sagte er: „Nun muß ich es gut sein lassen, und es ist doch ungewiß, wie es ausgeht, und es kann sein, daß es mit meiner Sache nun so kommt, wie es gesagt ist, daß Böses mit Bösem endet. Dann ging er hinter zu seinem Bett und legte das Schwert von sich. Es schien dem Thorstein, als ob dies das größte Kleinod wäre und sich ein scharfer Biß von ihm erwarten ließe, und er setzte es sich in den Kopf, daß es ihm taugen würde, wenn er das Schwert bekäme. Ihm kam nun auch die Aufreizung seines Vaters in den Sinn, daß Kraft und Kühnheit dazu gehörten, eine solche oder eine andere Heldentat zu vollbringen, aber Ehre und schönes Geld würde herausspringen, und er würde sich dann besser gefahren dünken als an der Feuerstelle seiner Mutter zu sitzen. Dann kam ihm auch in den Sinn, daß sein Vater gesagt hatte, er tauge nicht besser zu den Waffen als seine Tochter oder irgendeine andere Frau, und es wäre mehr Ehre für die Verwandten, daß eine Scharte in ihrem Geschlecht wäre an seiner Stelle. Solches reizte den Thorstein, und er suchte nun nach der Gelegenheit, wie er allein vieler Leute Unbill rächen könnte. Aber andererseits dünkte es ihm doch sehr schade um jenen Mann.

Dann schlief der Hauswirt ein, aber Thorstein versuchte mit etwelchem Geräusch zu erproben, wie fest er schlafe. Er wachte auf und drehte sich auf die Seite. Dann verging eine Weile, dann machte Thorstein eine zweite Probe: jener erwachte wieder, aber doch weniger. Das drittemal ging Thorstein vor und schlug heftig gegen die Bettstelle und fand, daß alles ruhig blieb um ihn her. Da machte Thorstein Licht und

3*

ging zum Bett und wollte wissen, ob jener fort wäre. Thorstein sah, daß er dalag und schlief in einem goldgestickten Seidenhemd mit dem Gesicht nach oben. Thorstein zückte das Schwert und stieß es dem großen Manne in die Brust und schlug ihm eine große Wunde. Jener richtete sich schnell auf und griff nach Thorstein und zog ihn herauf in das Bett neben sich, aber das Schwert stak in der Wunde. Und so fest hatte Thorstein zugestoßen, daß die Spitze im Bettholz stand, aber dieser Mann war schrecklich stark und ließ das Schwert stecken, wo es stak. Aber Thorstein lag zwischen der Hauswand und ihm. Der wunde Mann sprach: „Wer ist der Mann, der mir Schaden getan hat?" Er antwortete: „Thorstein heiße ich und bin der Sohn Ketil Raums." Der Mann sprach: „Ich habe deinen Namen vorausgeahnt! Und doch glaubte ich dies an euch beiden, Vater und Sohn, am wenigsten verdient zu haben; denn euch habe ich wenig oder gar keinen Schaden zugefügt. Nun aber warst du ein wenig zu schnell und ich ein wenig zu langsam, denn nun war ich zum Aufbruch bereit gewesen, um mich von meiner Bosheit zu wenden. Doch habe ich jetzt die Möglichkeit dir gegenüber, dich leben zu lassen oder zu töten. Wenn ich nun nach Verdienst handle und nach dem, dem du zugestrebt hast, dann würde keiner von unser beider Begegnung etwas sagen. Aber ich halte es nun für das Ratsamste, dir dein Leben zu lassen, und es könnte mir von dir noch ein Vorteil werden, wenn es sich so machen ließe. Nun will ich dir auch meinen Namen nennen: ich heiße Jökul und ich bin der Sohn Ingimunds, des Jarls von Gautland. Aber nach der Art der Söhne vornehmer Männer erwarb ich mir Gut, obwohl es dabei ziemlich gewalttätig herging; doch jetzt war ich bereit zum Aufbruch. Wenn es dir nun etwas wert dünkt, daß ich dir das Leben schenkte, so fahre, meinen Vater aufzusuchen, aber triff doch vorher meine Mutter Wigdis zum Gespräch, und sage ihr allein diese Begebenheit und bring ihr freundlich meine Grüße und sage ihr, daß sie dich in Frieden bringe mit dem Jarl und in volle Freundschaft in der Weise, daß er

dir seine Tochter, meine Schwester, gebe, die Thordis heißt. Hier ist ein Goldring, den sollst du zum Wahrzeichen tragen, daß ich dich sende, und obschon ihr ihre Trauer um mich groß zu sein dünke, so möchte ich doch hoffen, daß sie meine Liebe und Botschaft höher würdigt als deine Tat. Aber mir sagt mein Herz so, daß du ein Glücksmann werden wirst. Wenn nun dir ein Sohn beschieden sein wird oder deinen Söhnen, so laß du meinen Namen nicht vergessen werden, davon erhoffe ich mir Gewinn und das möge ich dafür haben, daß ich dir dein Leben ließ." Thorstein bat ihn nun zu tun, wie es ihm gefalle, ihm sein Leben zu lassen oder auch nicht, und sagte, er würde um keines von beiden bitten. Jökul sagte, nun sei sein Leben in seiner Gewalt: „Und mächtig mußt du von deinem Vater zu dieser Tat gereizt worden sein, und seine Pläne haben mich nun auch genugsam gebissen, und ich sehe, daß es dir nichts macht, auch wenn wir beide sterben. Aber eine höhere Bestimmung ist dir beschieden. Die sind nicht schutzlos, deren Anführer du bist, wegen deiner Kühnheit und Mannhaftigkeit, und es ist besser für meine Schwester gesorgt, wenn du sie bekommst, als wenn Wikinger sie auf einer Heerfahrt rauben. Wenn dir nun auch in Gautland die Herrschaft angeboten wird, so fahre du lieber heim nach Raumstal, denn meine väterlichen Verwandten werden dir nach meines Vaters Tode das Reich nicht gönnen, und es möchte sein, daß schrecklicher Totschlag über eure Familie käme und die Männer ihre schuldlosen Verwandten verlören. Nun sage meinen Namen nicht allem Volke außer deinem Vater und meinen Verwandten, denn mein Leben ist nicht schön gewesen und das Ende kam nun auch ganz nach Verdienst, und so geht es den meisten Bösewichtern. Nun nimm hier den Goldring und hab' ihn zum Wahrzeichen, und zieh das Schwert heraus, denn unsere Unterhaltung wird nun nicht mehr lange dauern." Da zog Thorstein das Schwert heraus und Jökul starb.

Nach diesem Ereignis ritt Thorstein heim und als er sich dem Hofe näherte, sah er, wie ihm viele Leute entgegenritten

und erkannte seinen Vater und viele Freunde, und sie waren alle unterwegs, ihn zu suchen. Und als sie ihn gefunden hatten, begrüßte Ketil seinen Sohn mit freundlichen Worten und glaubte, ihn aus der Hel heim zu haben: „Und ich habe gleich nachher die Worte bereut, die ich dir gesagt hatte zum Vorwurf und zum Tadel.“ Thorstein antwortete und sagte, er habe wenig darauf geachtet, ob er jemals wieder kommen würde oder niemals mehr, aber, sagte er, das Glück habe ihn diesmal so unterstützt, daß er heut wiedergekommen sei. Und obwohl Thorstein diese Worte in etwas bitterer Stimmung hinwarf, so wurden sie doch bald wohl ausgesöhnt. Nun erzählte Thorstein seinem Vater das ganze Erlebnis seiner Fahrt. Für diese Tat empfing Thorstein guten Ruf bei jedermann, wie es zu erwarten war. Dann ließ Thorstein ein Thing ansagen, und es kamen alle Bauern dorthin aus dem Bezirk. Auf diesem Thing stand Thorstein auf und sprach: „Das ist euch allen kund zu tun, die Furcht, die hier eine Zeit lang vor Räubern gelegen hat, so daß die Leute ihre Reisen nicht fahren konnten, — die ist nun behoben und beendet. Es ist das auch das Wichtigste bei diesem von mir zusammen berufenen Thing, daß ich will, daß jeder das Gut, das ihm gehört hat, wiedernehme; aber ich werde das nehmen, was übrigbleibt.“ Hierbei entstand ein lauter Beifall unter den Männern, und Thorstein erntete große Ehre für all seine Handlungsweise. Den Namen des Räubers erfuhr die Menge der Männer nicht, deswegen, weil er nur selten ausgesprochen wurde.

Das war eines Tages, daß Thorstein mit seinem Vater sprach, daß er nach Osten zu Jarl Ingimund fahren wolle, wie er es dem Jökul verheißen habe. Ketil sagte, das sei nicht ratsam, seinen Feinden in die Hände zu laufen, und bat ihn, lieber daheim zu bleiben: „Und wenn auch der Jarl dir nicht schaden wollte, so möchte es doch sein, daß etliche dir händelsüchtig und nicht freundlich begegnen.“ Thorstein antwortete: „Ich habe es dem Jökul so versprochen, wie ich es auch halten

will, und wenn ich beide Füße von dort verstümmelt zurückbrächte, so wollte ich doch fahren."

Dann bereitete sich Thorstein und fuhr nach Gautland, und es traf sich so, daß er eines Tages früh zum Wohnhaus des Jarl kam. Der Jarl war auf die Jagd gefahren nach vornehmer Männer Art. Thorstein ging in eine Trinkstube und ließ sich mit seinen Fahrtgenossen auf einer Bank nieder. Da kam die Frau des Jarls in die Stube und erblickte die, die gekommen waren, und sah, daß es Ausländer sein müßten. Sie fragte, wer sie wären. Thorstein sagte, er sei ein Norweger. „Aber ich habe eine heimliche Botschaft für dich, laß uns zwei beiseite gehen." Sie tat so. Da sagte Thorstein: „Eine Nachricht habe ich dir zu sagen: den Todschlag Jökuls, deines Sohnes." Sie antwortete: „Das mag mir wohl schwer vorkommen, aber nicht unwahrscheinlich wegen seines Treibens und seiner bösen Lebensführung. Aber was verpflichtete dich dazu, diese schlimme Botschaft zu bringen und einen so langen Weg zu fahren?" Thorstein antwortete: „Großes treibt mich dazu. Ich verhieß es ihm mit Treue bei unserer Trennung, daß ich zu euch fahren würde und euch die Wahrheit sagen über unsere Trennung und deshalb nicht zu leugnen, daß ich sein Mörder wurde. Denn unerträglich schien es unseren Leuten, unter seiner Hand zu sitzen bei Mord und Raub. Und doch, um es dir in Treue zu sagen, war ich in seine Gewalt gekommen und hatte er die Möglichkeit, mich zu töten, wenn er wollte. Aber er ließ mir das Leben und legte es mir auf, nach seiner Anordnung zu dir zu fahren — und du kannst es wohl sehen, daß es angenehmer wäre daheim, als es auf eure Gnade ankommen zu lassen. Nun habe ich hier einen goldenen Ring, von dem er sagte, ihr würdet ihn wieder erkennen, und er hieß mich ihn als Wahrzeichen tragen, daß du mir bei dem Jarl die Versöhnung erwirktest mit dem Beding, daß ich eure Tochter zum Weibe empfinge, die Thordis heißt. Er sagte auch, er erwarte, daß du auf seine Botschaft und Bestimmung mehr Gewicht legen würdest als auf meine Tat." Wigdis wurde hochrot und sprach: „Ein

tapferer Mann mußt du sein, und ich glaube, daß du die Wahrheit sagst über euer Zusammentreffen. Und wenn Jökul dir das Leben ließ, so wäre mein Rat, daß du es behieltest, denn du bist wie ein Glücksmann anzuschauen. Wegen Jökuls, meines Sohnes, Bitte will ich deine Sache vor den Jarl bringen, aber du halte dich zunächst verborgen!"

Und als der Jarl heimkam, da ging die Herrin ihm entgegen und sprach: „Eine Nachricht muß ich euch sagen, die uns beide angeht." Der Jarl antwortete: „Du wirst mir den Tod Jökuls, meines Sohnes, melden." Sie sagte, so sei es. Der Jarl sprach: „Er wird nicht an einer Krankheit gestorben sein." Sie antwortete: „Es ist wahr, daß er erschlagen worden ist, aber er offenbarte vorher einen großen Edelmut. Er ließ dem Manne das Leben, der das gemacht hat, und er sandte ihn hierher in unsere Gewalt mit gutem Wahrzeichen, daß du ihm Frieden gäbest und seiner Schuld verziehest, wie groß sie auch sei. Es könnte dir auch eine Hilfe an jenem Manne werden, wenn du ihn durch Verschwägerung stütztest und durch die Vermählung mit deiner Tochter nach der Anordnung Jökuls. Er hat auch erwartet, daß du ein wenig Gewicht auf seine letzte Bitte legen würdest. Du kannst auch sehen, wie treu dieser Mann seinem Gelübde gewesen ist, indem er hierher fuhr an Feindesort von seinem Eigentum uns in die Hände. Nun hoffe ich wegen meiner Fürsprache und deines Sohnes Anordnung, daß du tun wirst, wie ich dich bitte. Und hier sieh das Wahrzeichen!" Damit wies sie ihm den goldenen Ring.

Der Jarl schnaubte gewaltig und sprach: „Viel hast du geredet und sehr kühn, daß ich dem Manne Ehre bieten solle, der meinen Sohn erschlagen hat. Dieser Mann wäre eher des Todes würdig, aber nicht einer Freundschaftsgabe." Die Herrin sprach: „Auf das ist zu achten, Herr, was es heißt, Jökuls Botschaft zu ehren und die Bravheit jenes Mannes, sich in deine Gewalt zu begeben. Andererseits dein hohes Alter, daß du eines Verwalters für dich bedarfst, und es wird dieser Mann sich sehr wohl dazu eignen. Wenn ihm nun Jökul

das Leben ließ und hatte doch alle Gewalt über ihn und fand dieser Mann sein Glück bei ihm, so unschön er auch an ihm handelte, so ist es selbstverständlich, daß auch wir diese Überwindung oder das Glück dieses Mannes und die edelmütige Entscheidung unseres Sohnes nicht gefährden. Und es ist das eine große Überwindung, zu handeln, wie Jökul es tat, ihm das Leben zu lassen, der uns solche Dinge angetan hat, und das ist die größte Schande, ihm nun Schaden anzutun, nachdem er sich in unsern Schutz begeben hat." Der Jarl sprach: „Mächtig unterstützest du diesen Mann, und er hat dir wohl gefallen. Sicherlich will ich ihn sehen und bei mir erwägen, welcher Vorteil mir darin zu sein scheint, und es wird für ihn von großer Bedeutung sein, wie er mir von Angesicht gefällt." Sodann wurde Thorstein hereingeführt und blieb vor dem Jarl stehen, aber die Herrin hatte es so eingerichtet, daß ihm sein größter Zorn schon zerronnen war. Thorstein sprach: „Ich bin nun vollkommen in Eurer Gewalt, Herr. Es ist Euch auch bekannt, welche Botschaft ich hierher gebracht habe. Ich will Euch nun auch um Versöhnung bitten, aber ich bin durchaus nicht in Angst über das, was ihr tun wollt. Es ist das auch die Sitte der Häuptlinge, denen das Leben zu lassen, die sich freiwillig in ihre Gewalt begeben." Der Jarl sprach: „Solchen Gefallen finde ich an dir, daß ich dir das Leben lassen will. Es wird das nun auch die schönste Sohnesbuße sein, daß du trittst an Sohnes Statt, wenn du bei mir bleiben willst, denn das Zeichen des Glücks ruht auf dir. Auch ist es nicht großer Herren Art, denjenigen feindlich zu behandeln, der sich selbst in die Gewalt eines Mannes begibt." Thorstein dankte dem Jarl, daß er ihm sein Leben ließ und blieb dort eine Zeit lang, und die Männer erforschten gegenseitig ihre Sinnesart. Der Jarl fand schnell, daß Thorstein ein kluger Mann war und bemerkenswert in allen Stücken.

Das geschah einmal, daß Thorstein zum Jarl sprach: „Nun will ich wissen, wie es eigentlich um die Verschwägerung mit Euch steht, Herr!" Der Jarl sprach: „Dazu will ich nicht nein sagen, denn es kann sein, daß das unserm Geschlecht zum

Glück gereicht, aber das will ich, daß du bei uns bleibst." Thorstein sprach: „Dazu will ich ja sagen und Dank dafür wissen, hier zu bleiben, so lange ihr lebt. Aber nach deinem Tode werden mir die Männer hier keine Ehren mehr gönnen, und es muß sich dann jeder nach seiner eigenen Bestimmung zu richten suchen." Der Jarl sagte, das sei angemessen gesprochen.

Ein wenig später ritt Thorstein heim und sagte seinem Vater das ganze Vorhaben und lud ihn zur Reise ein, und so machte es Ketil auch. Der Jarl rüstete das Hochzeitsmahl, aber Thorstein kam mit seinen Raumstalern in Begleitung vieler großer Herren. Das Hochzeitsmahl war prächtig ausgerüstet in guter Ausstattung. Es ging mit größter Ehre und großen Geschenken aus, und der Jarl und Ketil schieden in größter Freundschaft. Thorstein blieb mit seiner Frau zurück. Immer bekam Thorstein freundliche Worte vom Jarl zu hören, und bald bestand große Liebe zwischen Thorstein und Thordis. Das wird erzählt, daß eines Abends Männer zum Jarl kamen mit der Nachricht, daß Ketil Raum gestorben sei und ferner, daß die Leute wollten, daß Thorstein heimkehre zu seinen Erbgütern und seiner Herrschaft. Thorstein trug diese Angelegenheit vor seine Frau und den Jarl. Sie bat ihn zu entscheiden und sagte, sie wolle folgen, wohin er wolle. Er sagte, er habe am meisten im Sinn, heim zu fahren, er meinte, dort sei sein Besitz ihm am wenigsten gefährdet, und dort würden ihm alle am meisten Ehren gönnen. Dieser Erklärung stimmte der Jarl zu und sagte, es sei wahrscheinlich, daß ihm daheim mehr Glück beschieden sein würde als bei einem fremden Volke.

Bald darauf bekam der Jarl eine Krankheit. Er ließ seinen Schwiegersohn Thorstein und seine Tochter zu sich rufen und sprach: „Bereitet nun eure Abfahrt von hier so, daß es in großer Ehre mit Vermögen und Schätzen geschieht, und es können unsere Verwandten damit wohl zufrieden sein, daß ihnen damit alle Herrschaft im Lande nebst allem, was dazu gehört, gegeben ist. Wenn euch aber ein Sohn beschieden

wird, so laßt ihn meinen Namen haben!" Thorstein sagte, daß es so sein sollte. Darum aber, sagte er, strebe er nicht nach der Jarlswürde, weil seine Verwandten diese Würde nicht besaßen. Der Jarl Ingimund verstarb bald darauf, aber Thorstein fuhr heim zu seinen eigenen Gütern und zog sein Vatererbe an sich. Er war auf Heerfahrt im Sommer und erwarb Gut und Ehre und saß im Winter auf seinen Höfen daheim und galt als der angesehenste Mann. — Thorstein hatte einen Sohn mit seiner Frau, und als der Knabe geboren war, wurde er zu seinem Vater getragen. Thorstein blickte ihn an und sprach: „Dieser Knabe soll Ingimund nach seinem Muttervater heißen und ich erhoffe ihm Glück wegen dieses Namens." Ingimund ward bald groß und stark [und später wird dann erzählt, wie er seinen ersten Sohn Thorstein, seinen zweiten Sohn aber Jökul nannte, nach seinem Oheim Jökul, wie sein Vater Thorstein ihn bat].

6. Der rollende Rindsmagen

Es waren einmal ein König und eine Königin in Gautland; er hieß Ring, sie aber Althrud von Ungerland, und sie hatten eine Tochter, welche Signy hieß. Nun starb die Königin und der König trauerte tief um sie. Einmal aber geschah es, daß ein schönes Weib in die Halle des Königs trat mit einem Becher voll Wein. Die ging auf den König zu, der aber war so bekümmert, daß er sie gar nicht ansah. Da ließ sie einen Tropfen aus dem Becher auf die Lippen des Königs fallen; davon erwachte er und trank nun und vergaß alsbald seine verstorbene Königin und nahm dieses Weib zur Ehe. Sie nannte sich Asa und sagte, sie sei eine Königstochter aus Halogaland. In Wahrheit aber war sie eine Unholdin, und Signy wollte von ihrer Stiefmutter nichts wissen. Einstmals zog der König auf Heerfahrt; die Königin aber ging inzwischen in schlimmer Verhüllung nach der Kammer der Königstochter,

und sie verfluchte sie, daß sie zu einem Magen wie dem eines frisch geschlachteten Rindes werden und niemals von diesem Zauber erlöst werden solle. Aber umgekehrt legte auch die Königstochter auf sie den Fluch, daß sie sofort zur Katze werden und sogleich tot niederfallen solle, wenn der König heimkäme, und sie fügte hinzu, daß Schlangen und Stangen, Gras und Grund sie stechen sollten, wenn sie ihren Fluch nicht etwas milderte. Da sagte die Alte, sie wisse zu viel und nannte die Milderung, daß, wenn ein Königssohn sie in dieser Verwünschungsgestalt heiraten und zu sich ins Bett nehmen wolle, sie dann wieder erlöst sein solle. Signy aber sagte, ihr Fluch solle ewig so dauern, wie er auferlegt sei.

Nun wurde sie zu einem Rindsmagen und wälzte sich fort durch viele Länder. In Holmgard war ein junger unverheirateter König, der regierte sein Land zugleich mit seiner Mutter. Da war auch ein alter Mann mit seiner Frau, und die hatten ein paar Kühe. Einmal war der Alte draußen, um seine Kühe zu hüten; da fand er den schrecklichen Rindsmagen, und zu seiner großen Verwunderung redete dieser ihn an. Er bot sich dem Alten als Kuhhirt an und darauf ging dieser ein. Nun trieb der Magen die Kühe des Alten auf die Wiesen und Äcker des Königs und ließ sie diese abweiden. Einmal aber kam der König dazu und schalt den Magen sehr, daß er ihm seine Wiesen verderbe. Der aber wurde grob und meinte, früher hätte es Könige gegeben, die hätten größere Wiesen gehabt und seien nicht so geizig gewesen wie er. Da wurde der König zornig und wollte den Magen erschlagen. Aber seine Füße waren wie festgewurzelt im Boden und er konnte sich nicht losmachen. Da wurde er sehr wütend und hieß den Magen ihn loslassen. Der aber antwortete ihm, er werde nie mehr loskommen, wenn er sich nicht entschließe, ihn zu heiraten und zu sich ins Bett zu nehmen. Und zuletzt mußte sich der König zu diesem Versprechen herbeilassen und der Magen gab ihm zu verstehen, daß, wenn er nicht Wort halte, sein Reich verwüstet werden, er selber aber tot niederfallen solle. Dann machte der Magen den König los und

wälzte sich ihm nach in seine Halle. Dann wurde Hochzeit gehalten und die Mutter des Königs brachte den Magen in das goldgeschmückte Bett ihres Sohnes. Dahin kam auch der junge König selbst und seine Mutter wachte über ihnen beiden. Als sie aber nach einer kleinen Weile wieder hinsah, da lag eine junge Braut in dem Bette des Königs, der schreckliche Magen aber daneben. Den nahm sie und rief ihre Knechte herbei, um ihn zu verbrennen. Der König aber lebte lange mit Signy und sie gewannen Kinder und Nachkommen.

7. Märdöll

Es war einmal ein Herzog und eine Herzogin. Die waren lange miteinander verheiratet und liebten sich wohl, aber sie bekamen kein Kind, so gern sie auch eines haben wollten. Darüber waren sie sehr bekümmert. Einmal ging die Herzogin in einem schönen Nußwalde spazieren. Da überkam sie eine große Müdigkeit und sie schlief ein und im Traum begegnete sie drei hochgewachsenen Frauen in schwarzer Kleidung. Sie redete sie an und fragte sie, wie sie hießen. Da nannten sie sich Schwarzröcke und erklärten, sie brauchten nicht zu fragen, wie sie selber heiße, denn sie wüßten recht gut, wer sie sei und was ihr fehle, und sie seien auch bereit, ihr zu helfen. Sie solle nur an einen bestimmten Bach in der Nachbarschaft gehen und eine Forelle essen, die sie darin finden werde. Davon werde sie ein Kind bekommen, zu dessen Taufe aber wollten sie alle drei sich im voraus eingeladen haben. Da verschwanden die Frauen und die Herzogin erwachte.

Sie folgte nun dieser Weisung, ging an den Bach, fand die Forelle, aß sie und fühlte sich auch bald guter Hoffnung. Zur rechten Zeit wurde dann auch das Kind geboren, und es war ein wunderschönes Mädchen. Sofort wurde die Schaffnerin beauftragt, alles zum Empfange der drei Schwestern herzurichten. Aber die war so unachtsam, daß sie nur zwei

Gedecke auflegte, und als die Schwarzröcke kamen, mußte die Jüngste leer ausgehen. Die beiden älteren Schwestern gaben dem Kinde sofort den Namen ihrer eigenen Mutter Mårdöll und hießen sie so schön werden wie die Sonne und nur pures Gold weinen, wenn ihr die Tränen kommen, und einen Königssohn zum Manne gewinnen. Die dritte aber konnte zwar von dem allen nichts wieder zurücknehmen, aber weil sie erzürnt war, fügte sie den Fluch hinzu, daß sie in der Brautnacht ein Sperling werden und in den ersten drei Nächten nur je eine Stunde die Sperlingshaut ablegen solle. Aber danach solle sie auf ewig ein Sperling bleiben, wenn ihr nicht jemand in der dritten Nacht die Zauberhaut abnähme und verbrenne. Damit gingen die drei Schwestern von dannen.

Nun erfüllte sich an Mårdöll zunächst der Segen der älteren beiden Schwestern. Sie wurde wunderschön, alle ihre Tränen wurden pures Gold, der Herzog wurde sehr reich, die Sache sprach sich herum, und endlich kam auch ein Königssohn, um sie zu freien. Damit war aber auch die Zeit gekommen, wo der Fluch der dritten Schwester in Erfüllung gehen sollte. Nun lebten in der Nähe des Königshofes ein alter Mann und eine alte Frau in einer schlechten Hütte, und diese beiden hatten eine Tochter namens Helga. Die Alte war die Amme der Mårdöll gewesen, und Helga hatte ihre Milchschwester sehr lieb. Als nun Mårdöll mit dem Königssohn wegziehen sollte, da nahm sie ihre Milchschwester mit. Um nun dem bösen Fluch zu entrinnen, versuchte sie es unterwegs zunächst, die Milchschwester dem Königssohn unterzuschieben. Der aber schöpfte Verdacht, und um ins klare zu kommen, gab er den beiden Weibern ein paar tüchtige Ohrfeigen. Da weinten beide, aber nur die Tränen der rechten Braut waren von Gold. Aber in der Nacht gelang es den beiden, sich miteinander zu vertauschen, Helga ruhte im Arm des Königssohnes, Mårdöll wurde zu einem Sperling und flog davon. Nun aber sollte Helga dem Königssohn über Nacht ein Tuch voll Gold weinen, und das konnte sie nicht. Da stach sie ihm einen Schlafdorn ein und ging hinaus zu dem Hügel und sprach:

„Komme, komme Mårdöll,
Komme meine Freundin,
Komm du schönes Mädchen
auf den Heideweg.
Ich soll Gold geben,
doch ich kann's nicht weinen."

Da kam nun der Sperling angeflogen, nahm seine menschliche Gestalt wieder an und weinte eine Stunde lang pures Gold. Dann verwandelte er sich wieder und flog als Sperling wieder davon. Helga aber legte sich ins Bett zum Königssohn, übergab ihm am Morgen das Gold, und damit war alles gut.

Wie in der ersten Nacht so ging es nun auch in der zweiten und dritten. In dieser aber hatte Helga den Schlafdorn nicht fest genug eingestochen, der Königssohn war unruhig im Schlafe, und der Dorn fiel ihm aus den Kleidern. Davon erwachte er, und da er seine vermeintliche Frau von sich wegschleichen sah, ging er ihr unbemerkt nach und sah alles, was sich bei der Begegnung mit dem Sperling begab. Da erkannte er den Zusammenhang der ganzen Geschichte, sprang eilends hinzu, erfaßte das abgeworfene Sperlingskleid und verbrannte es. Damit war der Zauber gelöst. Es wurde aufs neue Hochzeit gehalten, und alles verlief aufs beste. Fortan lebte Mårdöll mit dem Königssohn zusammen und sie bekamen Kinder und waren sehr glücklich miteinander.

8. Die kluge Finna

Ein Mann hieß Thrand, der war Richter. Seine Frau war gestorben, er selbst war alt geworden, aber sehr klug. Er hatte zwei Kinder, einen Sohn, der Sigurd hieß, und eine Tochter namens Finna. Diese war ebenso klug als schön, und es ging das Gerede, daß sie mehr wisse als andere Leute. Einmal fuhr ihr Vater zum Thing, da sagte sie zu ihm: „Mir

ahnt, Vater, daß man auf dieser Fahrt bei dir um mich werben wird, aber du sollst mich keinem versprechen, es hinge denn dein Leben davon ab." Das verhieß ihr der Vater und fuhr zum Thing. Dort baten nun viele vornehme Männer um Finna, aber er schlug es ihnen allen aus. Als das Thing zu Ende war, ritt Thrand der Richter wieder heim, aber da begegnete ihm eines Abends, als er allein und entfernt war von allen seinen Knechten, ein Mann auf einem schwarzen Pferde, und der sah gefährlich aus. Er stieg ab, nahm Thrands Pferd am Zaum und sprach: „Sei gegrüßt, Richter Thrand!" Thrand erwiderte seinen Gruß und fragte, wie er hieße. Er nannte sich Geir und verlangte nichts als Finna zum Weibe. Thrand schlug es ihm ab. Da setzte ihm Geir sein Schwert auf die Brust und ließ ihm nur die Wahl zwischen der Einwilligung und dem augenblicklichen Tode. Da versprach ihm Thrand seine Tochter und er solle nach einem halben Monat kommen, sie abzuholen; dann trennten sie sich.

Als Thrand heimkam, stand Finna draußen, begrüßte ihren Vater und sprach: „Ist es so, wie ich vermute, daß du mich einem Manne versprochen hast?" Er sagte, so sei es und daß sein Leben davon abgehangen habe. Sie sagte, sie ahne, daß sie keine große Freude davon haben werde. Zur bestimmten Zeit kam Geir, sie abzuholen. Er wurde gut aufgenommen, aber er sagte, er könne nicht lange verweilen und hieß Finna, sich zum nächsten Morgen fertig zu machen. Sie tat so, und sie nahm nichts als ihren Bruder Sigurd mit auf die Fahrt. Sie grüßten noch Thrand und ritten fort, bis sie zu einer Alm kamen, auf der Rinder grasten. Geir sagte, diese Rinder gehörten niemand anderem als ihm und ihr. Am andern Tag kamen sie zu einer Alm voll Schafen, und Geir sagte wieder, die gehörten niemand anderem als ihm und ihr. Am dritten Tag kamen sie zu einer Alm, die war voller Pferde, und zum drittenmal sagte Geir, sie gehörten niemand anderem als ihm und ihr. Dann ritten sie weiter den ganzen Tag. Am Abend kamen sie zu einem großen Gehöft. Da stieg Geir ab und hieß Finna mit ihm kommen und sagte, hier wäre sein Heim.

Finna ward gut aufgenommen und nahm sich sogleich aller Dinge an. Geir kümmerte sich wenig um sie, aber sie achtete darauf nicht viel. Ihrem Bruder Sigurd erging es dort auch ganz gut.

Am Abend vor Weihnachten wollte nun Finna dem Geir den Kopf waschen lassen. Er wurde gesucht, aber man fand ihn nirgends. Nur seine Ziehmutter weinte sehr und sagte, schon seit langer Zeit sei er Weihnachten niemals daheim gewesen. Finna verbot nun den Leuten, ihn zu suchen und sagte, er werde schon von selber wiederkommen, wenn seine Zeit gekommen sei. Sie rüstete nun das Festmahl wie gewöhnlich und achtete nicht auf Geirs Abwesenheit. Als aber nach dem Mahle das ganze Gesinde schlafen gegangen war, stand Finna auf und nahm ihren Bruder Sigurd mit sich. Sie gingen zur See und fanden ein Boot und ruderten zu einer nahen Insel. Sigurd wartete bei dem Boot, aber Finna ging an Land, bis sie zu einem kleinen, schönen Hause kam. Die Tür stand halb offen, ein Licht brannte im Hause und ein schönes Bett war darin. In diesem lag Geir, und er hatte eine fremde Frau im Arm. Finna setzte sich auf den Estrich neben dem Bett und sprach eine Weise, dann ging sie zurück zu ihrem Bruder, bat ihn ans Land zu rudern und niemand etwas zu sagen, wo sie gewesen waren. Als Weihnachten vorüber war, ging Finna eines Morgens in ihre eheliche Kammer, da fand sie Geir darin, der ging auf und ab, und in dem Bett lag ein Kind. Geir fragte, wem das Kind gehöre. Da sagte sie, es gehöre niemand anderem als ihr und ihm. Dann nahm sie das Kind und gab es der Ziehmutter Geirs zum Aufziehen. Dann verging das Jahr, aber zu Weihnachten ereignete sich alles genau so wie im Jahre zuvor, nur daß sich Finna auf einen Schemel vor dem Bette setzte, als sie ihre Weise sprach. Und als das dritte Mal zu Weihnachten alles wieder genau so kam wie in den Jahren zuvor und Sigurd mit Finna hinaus nach der Insel ruderte, da bat er sie, sie diesmal an Land begleiten zu dürfen, und sie erlaubte es ihm auch, aber verbot ihm, ein Wort zu reden.

Sie bat ihn, draußen vor dem Hause zu warten und ging hinein. Sie setzte sich auf den Bettpfosten und sprach folgende Weise:

„Hier sitze ich allein auf dem Pfosten,
die Stimmung der Freude ist von mir gewichen.
Getötet hat der kluge Gatte
den Sommer hindurch meine Freude.
Eine andere gewann den, den ich liebe.
Oft bricht die See über die Schiffsrollen."

Da stand Geir auf und sprach: „Das soll auch nicht länger so dauern." Aber die Frau, die bei ihm im Bette lag, fiel in Ohnmacht, da träufelte Finna Wein auf ihre Lippen, und als sie erwachte, war sie ein wunderschönes Mädchen. Da sagte Geir zu Finna: „Nun hast du mich aus großen Nöten erlöst; denn das war nun das letzte Jahr, in dem ich erlöst werden konnte. Mein Vater war der König von Gardareich. Und als meine Mutter gestorben war, da hat mein Vater eine Fremde geheiratet. Sie lebten nur eine kurze Zeit zusammen, dann hat sie meinen Vater mit Gift getötet. Und da ich und diese meine Schwester hier, die Ingibjörg heißt, ihr nicht gehorchen wollten, verfluchte sie mich, daß ich mit meiner Schwester drei Kinder haben sollte. Und wenn ich nicht eine Frau bekäme, die von all dem wisse und doch dazu schwiege, so sollte ich zu einer Schlange und meine Schwester zu einem ungezähmten Füllen werden, das mit andern Stuten auf die Weide ginge. Aber jetzt hast du mich aus dieser Not erlöst und ich will nun diese meine Schwester deinem Bruder Sigurd zum Weibe geben, und dazu will ich ihm das ganze Reich geben, das mein Vater besaß."

Dann fuhren sie alle ans Land und zum Gehöfte des Geir. Es wurde aufs neue ein Mahl bereitet und zu Thrand, Finnas Vater, geschickt, und es wurde das Verlobungsbier Sigurds und Ingibjörgs getrunken. Dann fuhr Sigurd nach Gardareich und unterwarf es sich ganz. Geirs Stiefmutter wurde ergriffen und zwischen zwei Pferde gebunden und von ihnen in Stücke gerissen. Sigurd und Ingibjörg herrschten lange

über Gardareich, aber Geir wurde Richter nach Thrand, und sie hatten Söhne und Töchter.

9. Der Küster von Myrka

Es war einmal ein Küster zu Myrka im Eyjafjord; wie er hieß, weiß man nicht, nur daß er eine Liebste hatte, die Gudrun hieß, die war Dienstmagd in ihrem Heimatsort Bägisa, jenseits des Hörgbaches, bei dem Pfarrer daselbst, und außerdem ein graumähniges Pferd, das er immer ritt, und das Faxi hieß. Nun geschah es einmal kurz vor Weihnachten, daß der Küster nach Bägisa ritt, um Gudrun zum Weihnachtsfeste nach Myrka einzuladen. Er hatte ihr versprochen, sie zur bestimmten Zeit abzuholen und sie zu dem Fest am Vorabend vor Weihnachten zu begleiten. Aber in den Tagen vorher, ehe der Küster hingeritten war, hatte es viel Schnee und Eis gegeben, an seinem Reisetage aber war Tauwetter, der Fluß schwoll an, führte Treibeis und war unpassierbar. Der Küster dachte nicht an diese Dinge, ritt über den Yxnadalsbach auf einer Brücke, konnte aber über den Hörgbach nicht hinüber und ritt an ihm entlang bis nach Saurhof, wo die nächste Brücke war. Wie er aber mitten auf der Brücke war, brach sie ein und er fiel in den Fluß.

Als der Bauer von Thufnavellir am nächsten Morgen aufstand, sah er ein Pferd mit Reitzeug am Grasgarten stehen, und es war ihm, als ob es der Faxi des Küsters von Myrka wäre. Da er aber den Küster am Tage vorher hatte vorbeireiten sehen, erschrak er und ahnte bald, was geschehen sein mußte. Er ging hinaus, Faxi war ganz naß, und an der Landspitze fand er auch die angetriebene Leiche des Küsters. Am Hinterkopf war er von einer Eisscholle schwer verletzt. Er wurde nach Myrka gebracht und noch in der Vorweihnachtswoche begraben. Nach Bägisa war in der ganzen Zeit wegen des Hochwassers keine Nachricht gekommen, da aber

am Tag vor dem Fest besseres Wetter und in der Nacht das Wasser gesunken war, so machte sich Gudrun doch Hoffnung auf die Reise. Gegen Abend begann sie sich fertig zu machen, und noch ehe sie damit zu Ende war, hörte sie jemand an die Türe klopfen. Eine andere Magd ging zur Tür, sah aber niemand draußen. Dabei war es weder hell noch dunkel, denn der Mond war hinter ziehenden Wolken, die ihn manchmal frei ließen.

Als das Mädchen wieder hereinkam und sagte, sie habe nichts gesehen, da sagte Gudrun: „Es wird mir gegolten haben, ich werde jetzt hinausgehen." Sie war nun fertig bis auf den Mantel; den nahm sie und fuhr in den einen Ärmel, den andern warf sie über die Schulter und hielt ihn fest. Als sie hinaus kam, sah sie Faxi vor der Tür stehen und einen Mann daneben, von dem sie glaubte, es sei der Küster. Man weiß nicht, ob sie zusammen gesprochen haben, nur daß der Mann Gudrun aufs Pferd hob und sich selbst vor sie setzte. So sind sie eine Weile geritten, ohne miteinander zu sprechen. Nun kamen sie an den Hörgbach, da waren hohe Eisbänke am Rande, und wie das Pferd über diese Eisbank hineinsprang, lüpfte sich der Hut des Küsters hinten ein wenig, und da erblickte Gudrun den verletzten Schädel. In diesem Augenblick war der Mond frei und der Küster sprach:

„Mond der gleitet,
Tod der reitet.
Siehst du nicht den weißen Fleck
in meinem Nacken,
Garun, Garun?"

Gudrun erschrak und schwieg. Andere aber erzählen, Gudrun habe selbst den Hut gelüpft und dabei den weißen Schädel gesehen; da habe sie gesagt: „Ich sehe nun, wie es sich verhält!" Weiter weiß man von ihren Gesprächen und ihrer Fahrt nichts, nur daß sie nach Myrka kamen und vor der Seelenpforte vom Pferde stiegen. Da sagte der Küster:

„Warte hier nun, Garun, Garun,
daß ich führe Faxi, Faxi
weiter hin am Zaune, Zaune."

Damit führte er das Pferd weg; sie aber sah in den Kirchhof und erblickte ein offenes Grab und erschrak mächtig. Doch kam sie noch auf den Gedanken, den Glockenstrang zu ziehen. Aber da wurde sie von hinten ergriffen, und es ward nun ihr Glück, daß sie nur den einen Mantelärmel hatte anziehen können, denn so heftig war der Griff, daß der Mantel entzwei riß an der Achselnaht des angezogenen Ärmels. Und das war das letzte, was sie von dem Küster sah, daß er sich mit dem Mantelfetzen, den er hielt, von oben in das offene Grab stürzte und die Erde von beiden Seiten über ihn herabgefegt wurde.

Von Gudrun weiß man, daß sie in einemfort läutete, bis die Bauern von Myrka kamen und sie fanden. Denn sie war von alledem so erschrocken, daß sie nicht wagte wegzugehen noch aufzuhören zu läuten. Denn sie sah ein, daß sie es hier mit dem Gespenst des Küsters zu tun hatte, obwohl sie von seinem Tod noch nichts wußte. Dann aber erzählten ihr die Leute von Myrka die ganze Geschichte.

In derselben Nacht, als man zur Ruhe gegangen und die Lichter gelöscht waren, kam der Küster wieder, suchte Gudrun und bedrängte sie so gewaltig, daß die Leute wieder aufstehen mußten und keiner in dieser Nacht schlafen konnte. Noch einen halben Monat lang konnte sie nicht allein sein, und jede Nacht mußte jemand bei ihr wachen. Man weiß sogar, daß der Pfarrer selbst auf ihrem Bettrand sitzen und im Gesangbuch lesen mußte. Dann aber holte man einen Zauberer westlich aus dem Skagafjord. Der ließ oben am Grasgarten einen großen Stein ausgraben und ihn an die Giebelwand des Hauses wälzen. Am Abend, als es dunkelte, kam der Küster und wollte in das Haus hinein, aber der Zauberer erwischte ihn südlich von der Giebelwand, drückte ihn mit starken Beschwörungen nieder und wälzte dann den Stein auf ihn. Dort soll der Küster noch heute liegen. Da=

nach hörte der Spuk von Myrka auf und Gudrun erholte sich wieder. Ein wenig später fuhr sie wieder heim nach Bágisa, aber die Leute sagen, daß sie niemals wieder so wie früher geworden war.

10. Una das Elbenmädchen



Heir hieß ein Mann, der wohnte zu Rauda-fell und hatte dort einen guten Hof. Er war jung und hatte erst kürzlich seine Frau verloren. Einmal als seine Leute beim Heuen waren, sah er, wie ein junges, hübsches Weibsbild kam, und ohne ein Wort mit den Leuten zu sprechen, half sie bei der Arbeit mit, und diese ging sogleich flink vonstatten. Den nächsten Tag kam sie auch, und so ging es den ganzen Sommer hindurch; niemals sprach sie ein Wort, und niemand wußte, woher sie kam und wohin sie ging. Aber schließlich ging der Bauer zu ihr hin, grüßte sie und dankte ihr für ihre Arbeit. Sie nahm es wohl auf. Sie sprachen lange zusammen, und es kam so, daß der Bauer ihr anbot, bei ihm Haushälterin zu sein. Dann verschwand sie, aber am nächsten Morgen kam sie wieder und hatte nur eine große Truhe bei sich. Die Truhe ward in das Frauengemach gestellt. Das Mädchen nahm den Haushalt an sich, war flink, stand ihm trefflich vor und gefiel dem Bauern wohl. Aber sie wollte ihm nicht sagen, woher sie kam und sagte nur, daß sie Una heiße. Niemals ging sie zur Kirche, wie sehr auch der Bauer ihr zuredete. Das war das einzige, was ihm nicht an ihr gefiel, denn er war ein frommer Mann.

Nun ging der Winter vorbei bis zum Weihnachtsfest. Die Leute gingen zum Abendgesang, Una wollte nicht mitgehen, sondern blieb allein zu Hause, und als die Kirchgänger am Morgen heimkamen, fanden sie sie fertig zu ihrer gewöhnlichen Arbeit. So blieb Una drei Jahre bei dem Bauern, und sie wurde ihm sehr lieb; nur das eine grämte ihn sehr, daß sie

nicht zur Kirche ging. Über ihre Herkunft hatten die Leute verschiedene Ansichten, aber darüber waren sie alle einig, daß sonst kein so tüchtiges Frauenzimmer in dem ganzen Bezirk wäre wie Una. Nun kam das dritte Weihnachten heran, und Una blieb wieder daheim. Aber wie die Kirchgänger eben aufgebrochen waren, da wurde zufällig einem Knechte übel. Erst legte er sich nieder, aber schließlich ging er wieder zum Gehöft. Da sieht er, wie Una das Gehöft fegt und reinigt und sich mächtig mit der Arbeit beeilt. Er verbarg sich, so daß sie ihn nicht bemerkte. Als sie mit aller Arbeit fertig war, ging sie in das Frauengemach und schloß ihre Truhe auf. Da nahm sie ein wunderschönes Kleid heraus und zog es an. Der Knecht meinte, niemals ein so schönes Frauenzimmer gesehen zu haben. Auch zog sie eine rote Decke aus der Truhe hervor und nahm sie unter den Arm. Dann schloß sie die Truhe, ging hinaus, schloß auch das Frauengemach, lief den Anger hinab und der Knecht ihr nach. Sie stand nicht eher still, als bis sie an ein kleines Moor gekommen war; dort breitete sie die rote Decke aus und stellte sich darauf. Der Knecht kam mit genauer Not noch auf einen Zipfel der Decke. Sogleich sanken sie in die Erde hinab, und das war wie Rauch, als sie da fuhren. Una bemerkte den Mann nicht, und so kamen sie auf einen grünen Anger. Da nahm Una das Tuch unter den Arm. Der Knecht erblickte ein prächtiges Gehöft auf dem Anger, dahin ging Una und er hinterher. Dort war eine große Schar von Leuten, die kamen ihr entgegen und faßten sie bei den Händen. Ein schönes, prächtiges Mahl war bereitet. Die Leute setzten sich nieder, und Speise wurde aufgetragen: verschiedene Gerichte und Wein, und alles sehr üppig. Der Knecht erwischte ein Rippenstück von gedörrtem Schaffleisch: so fett hatte er in seinem ganzen Leben noch keins gesehen. Nach dem Mahle wurden verschiedene Spiele gespielt, alles kunstvoll und schön. Aber gegen Morgen sagte Una, daß sie nun heimfahren müßte, denn bald käme der Bauer von der Kirche. Sie verabschiedete sich von allen mit großer Freundlichkeit und lief weg. Der Knecht lief hinter

ihr her und mit auf die Decke. So kamen sie auf die Erde, zu dem Moor; Una nahm das Tuch und ging heim in die Kammer, schloß Kleid und Decke ein und ging in den Hof. Der Knecht immer hinter ihr her, aber der legte sich dann nieder.

Nun kam der Bauer aus der Kirche und fragte den Knecht, wie es ihm ginge. Der sagt, schon um vieles besser. Una empfing sie wohl und man setzte sich zu Tisch. Es gab auch hier Dörrfleisch nach des Landes Brauch. Da nahm der Bauer eine große Schafseite und sagte: „Hat eins von euch schon mal eine so große Schafseite gesehen?" „Kann schon sein," sagte der Knecht und zeigte das Rippenstück vor, das er in der Nacht erwischt hatte. Als aber Una das sah, verfärbte sie sich und lief schweigend fort, und niemand hat sie je wiedergesehen. Der Knecht aber erzählte, wohin er mit Una gereist war.

11. Asmund Südfahrer



smund hieß ein Mann. Der stammte aus dem Skagafjord. Er war flink und tüchtig und zur Zeit dieser Geschichte etwa zwanzig Jahre alt. Da er im Winter immer zum Fischfang mit seinen Genossen nach der Südküste fuhr, war er der Südfahrer genannt. Als sie wieder eines Winters südwärts fuhren und zur Nacht auf Melar im Hrutafjord waren, wurde Asmund schwer krank. Seine Gefährten warteten den Tag über auf ihn, aber er hieß sie ihres Weges fahren, denn er würde schon nachkommen. Da fuhren sie weiter, aber Asmund blieb zurück. Tags darauf war er wirklich wieder gesund und machte sich allein auf den Weg. Das Wetter war gut, aber als er südwärts mitten auf die Heide gelangte, kam ein großer Schneesturm und Asmund sah nicht mehr, wohin er fuhr. Er verirrte sich, und sowie er das merkte, lud er seine Pferde ab, grub sich in einen Schneehaufen ein und baute

mit den Gepäckstücken die Tür dieser Schneehütte aus. Die Pferde koppelte er zusammen, kroch selbst in sein Schneehaus und machte ein Fenster auf der windstillen Seite, so daß er nach dem Wetter ausschauen konnte. Dann nahm er seinen Proviant und hielt Mahlzeit. Aber da kam ein braunroter Hund an das Eingangsloch und wühlte sich hinein. Der Köter sah bissig und grimmig aus, und mit jedem Bissen, den Asmund aß, wurde er wütender. Asmund kümmerte sich um den Hund weiter nicht, aber er gab ihm einen großen Schafsschenkelknochen. Mit dem lief der Köter hinaus. Kurz danach trat ein großer ältlicher Mann an die Tür, grüßte Asmund und dankte ihm für sein Hündchen. „Bist du nicht Asmund Südfahrer?" fragte er. „So nennt man mich," sagte Asmund. „So laß ich dir zwischen zwei Dingen die Wahl," sagte der Ankömmling, „entweder mir zu folgen, oder der Schneesturm hört nicht eher auf, als du tot bist. Denn du mußt wissen, diesen Schneesturm hab ich gemacht und ebenso deine Krankheit. Denn ich wollte dich treffen, weil ich keinen tapfereren Mann im Bezirke kenne!" Asmund sah ein, ihm bliebe gar keine Wahl, und er meinte, er wolle ihn lieber begleiten als in der Schneewehe sterben. „So komm denn!" sagte der Mann. Asmund brach auf, und das Wetter wurde gut. Der Mann ging voraus, und Asmund führte die Pferde; wohin es ging, wußte er nicht, so sehr war er in der Irre. Nach längerer Zeit kamen sie in ein kleines Tal. Ein Wasser lief in der Mitte, und Asmund wunderte sich darüber, daß die Erde auf der einen Seite rot, auf der andern ganz weiß von Schnee war. Auch war ein Gehöft auf jeder Seite. Sie gingen zu dem Haus auf der schneeigen Seite. Der Mann zog die Pferde in den Stall und gab ihnen Futter, dann führte er Asmund in die Badestube. Ein altes Weib und ein junges, hübsches Mädchen waren darin, sonst sah er keinen Menschen dort. Er grüßte sie, und die Alte wies ihm seinen Sitzplatz an. Aber alsbald gingen der Mann und das Mädchen hinaus, und Asmund blieb allein mit der Alten. Die Alte brummelte immerfort vor sich hin: „S'ist ein Unglück, wenn man keinen

Tabak hat!" Da nahm Asmund ein Stück Tabak aus seiner Tasche und warf es ihr hin; sie fing es auf und war froh. Dann kamen der Mann und das Mädchen wieder herein und sie brachte ihm Essen. Asmund aß, und der Mann unterhielt sich fortwährend mit ihm und war ganz vergnügt. Als aber Asmund gegessen hatte, gingen der Mann und das Mädchen wieder hinaus. Asmund glaubte, sie würden zusammen ausmachen, wie sie ihn umbringen könnten. Dann kam der Mann wieder zurück und hieß Asmund schlafen gehen. Er war dazu bereit, der Alte führte ihn in die Kammer, darin ein Bett bereit war, bot ihm gute Nacht und ging, und das Mädchen zog ihm die nassen Kleider ab und wollte auch seine Strümpfe und Schuhe mit wegnehmen, aber Asmund bat sie, das nicht zu tun, denn das kam ihm verdächtig vor. Aber das Mädchen beruhigte ihn, küßte ihn und sagte ihm gute Nacht.

Dem Asmund kam seine Aufnahme in dem Ächterhaus seltsam vor, aber der Kuß hatte ihm behagt. Dann schlief er schnell ein und erwachte erst wieder, als es Tag war und der Mann neben ihm stand. Der bot ihm guten Morgen und sagte, er wolle ihn jetzt um das bitten, weswegen er ihn geholt habe. „Die Sache ist die," sagte er, „vor zwanzig Jahren habe auch ich im Bezirke gewohnt. Dann bekam meine Schwester ein Kind von mir, da mußte ich fliehen und kam hierher. Die Alte von gestern abend ist meine Schwester, aber das Mädchen, das dich bedient hat, ist unser Kind. Als ich hierher kam, waren schon Ächter hier, drüben in dem andern Gehöft, zwei Mann, und die wohnen noch heute darin. Sie waren immer meine Feinde gewesen, doch habe ich mich immer vor ihnen erwehren können bis jetzt, aber nun geht es nicht länger, denn jetzt sind sie mächtiger als ich und lassen allen Schnee, der im Tale fällt, auf meine Seite fallen. Ich hatte immer meine Schafe auf ihrer Seite weiden lassen, aber jetzt bin ich dazu nicht mehr Manns genug. Ich möchte dich nun bitten, gleich heute mit meinen Schafen über den Bach zu ziehen und sie drüben zu hüten. Ich weiß, du bist tapfer,

aber dessen ist's auch not, denn sie werden beide kommen, meine Feinde, und glauben, ich sei selber beim Vieh. Du kannst auch meinen braunroten Hund mitnehmen, der wird dir nützlich sein!" Asmund stand auf, zog mit den Schafen ab, und der Mann gibt ihm seinen Kapuzenmantel mit, sich darin einzuhüllen, und seine Axt, sich zu wehren. Sogleich wie er drüben ist, kommen ihm die beiden Ächter entgegengelaufen und rufen: „Jetzt muß er sterben!", denn sie glaubten, es sei der Alte. Als sie dicht bei ihm sind, sagen sie freilich: „Es ist ein anderer, als wir dachten." Aber sie sprangen doch auf ihn ein und griffen ihn an. Asmund hetzte den Braunen auf den einen und nahm selbst den anderen an. Der Hund zerriß seinem Gegner den Bauch und lief dann gegen den andern: der unterliegt ihnen beiden. Bis zum Abend blieb Asmund nun bei den Schafen, dann trieb er heim und traf den Mann, der kam ihm entgegen, dankte ihm herzlich und sagte, er habe alles mit angesehen. Tags darauf gingen sie beide zum Gehöfte der Ächter. Es war ein schönes, geräumiges Hauswesen; viel Gut fanden sie darin, aber keinen Menschen. Sie untersuchten den ganzen Hof, bis sie vor eine Tür gelangten, die sie nicht auf bekamen. Asmund trat sie ein, da kamen sie in ein kleines Nebenhaus und dort fanden sie eine Frauensperson, hübsch und anmutig. Mit den Haaren war sie an einen Balken gebunden, ganz bleich und mager geworden. Asmund band sie los und fragte sie, wer sie wäre. Sie sagte, sie sei eine Bauerntochter aus dem Inselfjord, von den Ächtern geraubt, und die hätten sie zwingen wollen, einen von ihnen zu heiraten. Da sie das nicht gewollt hätte, hätten sie sie hier festgebunden und gemeint, so würde sie schon kirre werden. Nun erzählte ihr Asmund alles und sagte, sie sei nun bei guten Leuten. Da wurde sie froh und fühlte sich gerettet aus aller Gefahr.

Sie brachten nun alles aus der Hütte des Mannes hinüber nach diesem Hof und blieben hier den Winter über. Alles behagte dem Asmund, der Mann und die Mädchen, besonders des Mannes Tochter. Sie lernte verschiedene Kunstfertig-

keiten von dem Mädchen aus dem Inselfjord. Im Frühjahr sagte der Mann zu Asmund, er könne nun heimkehren, im Herbst aber solle er wiederkommen, denn dann werde er gestorben sein. Er bitte ihn, dann seine Tochter und seine Schwester, wenn sie noch lebe, sowie das Inselfjordmädchen zu sich zu nehmen und ebenso alles, was er hier Kostbares finde. Dann fuhr Asmund fort nordwärts zum Skagafjord.

Die Leute glaubten, er sei von den Toten zurückgekehrt; aber er sagte keinem, wo er den Winter über gewesen war. Im Herbst zog er wieder fort und kam zu den Mädchen im Tal. Die empfingen ihn froh, aber die beiden Alten waren inzwischen gestorben und in einem Hügel dort am Abhang begraben worden. Den Winter über blieb er bei ihnen, aber im Frühjahr machte er sich auf und fuhr mit der ganzen beweglichen Habe nordwärts in den Skagafjord. Dort siedelte er sich an und heiratete die Tochter des Alten, aber das Inselfjordmädchen gab er einem andern Mann aus dem Bezirke. Damit schließt die Geschichte von Asmund Südfahrer.

12. Halla die Bauerntochter



Einmal zogen eine Anzahl Leute aus dem Skagafjord, Männer und Frauen, auf die Kräutersuche ins Gebirge und wohnten in Zelten südlich auf der Heide. Eins von den Mädchen hieß Halla. Sie war die Tochter eines Bauern aus dem Fjord, sehr hübsch und zwanzig Jahre alt. Nun wurde sie einmal sehr schläfrig bei der Arbeit, da legte sie sich an einem Hügel nieder, die andern waren im großen Umkreis um sie, und bat ein anderes Mädchen, sie bald wieder zu wecken. Sie schlief schnell ein, aber da fiel ein starker Nebel und als sie wieder erwachte, sah sie niemand. Sie erschrak und wollte zu den Kräutersuchern laufen, schlug aber eine falsche Richtung ein. Sie lief ziemlich lange, dann traf sie einen reitenden Mann, groß und kräftig. Er fragte sie, warum sie so

allein sei. Sie erzählte ihm alles: „Hast du etwa meine Leute gesehen?“ „Ja,“ sagte er, „eben erst; ich selbst bin auf der Pferdesuche im Gebirge. Soll ich dich zu deinen Leuten bringen?“ „Ja,“ sagte sie. „So setz dich hinter mir auf.“ Zuerst wollte sie nicht, aus Angst vor dem Mann, sondern lief lange nebenher; dann sagte er, wenn sie aufstiege, würde es flotter gehen. So stieg sie denn auf; da ließ er sein Pferd laufen und ritt so schnell, wie es ging. Schließlich kommt ihr der Weg viel zu lang vor. Der Mann sagte, sie seien gleich da. Da fügte sie sich in alles, denn sie sah, sie war in seiner Gewalt. Endlich kamen sie in ein großes Tal mit vielen Gehöften und vor dem größten hielten sie. Darin fanden sie viele Leute, darunter zwei junge, kampftüchtige Männer. Zu denen sprach ihr Entführer: „Nehmt nun das Mädchen und hütet sie nicht schlechter, als ich sie gewonnen habe.“ Sie übergaben sie zwei jungen Mädchen, die waren heiter und fröhlich und suchten ihr alles zu Gefallen zu tun, aber sie war so unglücklich und wollte nicht schlafen noch essen. Aber sie gaben stark acht auf sie und nahmen sie beim Schlaf in die Mitte. Halla bemerkte noch eine alte Frau auf dem Hofe, die sich um nichts kümmerte, was vorging. Im Sommer fuhr Halla mit ins Heu, und eines schönen Tages, als alle mit dem Binden des Heues beschäftigt waren, machte sich die Alte an Halla heran und sprach: „Dir gefällt's hier nicht, Mädchen, begreiflicherweise. Aber ich werde dir helfen, davonzukommen. Du bist nämlich hier im Untatenfelsland, das hat sieben Täler. Dies ist das größte und volkreichste und liegt in der Mitte. Die drei Männer, die du gesehen hast, sind hier die höchsten, die wollen in wenigen Tagen mit dir und den beiden Mädchen, die dich im Sommer bewacht haben, Hochzeit halten. Die Talbauern haben gewettet, daß kein Mädchen hier oben so schön sei wie du, und deshalb haben sie dich geraubt. Es ist aber natürlich, daß es dir hier bei den Ächtern nicht gefällt; ich bin auch geraubt und weiß was das heißt, sich von den Seinigen trennen zu müssen. Jetzt gefällt's mir ja ganz gut, und ich lebe ja auch nicht mehr lange. Dir aber

will ich jetzt raten, wie du davonkommst. Geh heute abend vor allen andern zu Bett und stell' dich gleich schlafend. Dann steh auf, wenn sie schlafen, ich werde dir Proviant und Schuhe geben und den Weg zeigen!" Dies gefiel der Halla wohl. Sie war den Tag über wohlgemut, ging am Abend eher heim als die andern, ging zu Bett und stellte sich schlafend, als die andern kamen. Die Leute dachten, sie wäre müde; die Mädchen legten sich neben sie und schliefen fest. Da stand Halla wieder auf und zog sich an. Die Alte gab ihr Proviant und Schuhe und sagte: „Geh hier ostwärts im Tal und auf den Berg dort zu, südlich an ihm vorbei. Da wirst du auf einen Fußpfad stoßen. Wenn du den gehst, kommst du an einen großen Erdsturz und auf einen breiten, guten Weg, der führt dich ins bewohnte Land. Am Erdsturz bist du, wenn die Sonne aufgeht, und dort sollst du dich morgen verbergen. Denn man wird dir nachspüren, und wenn du nicht gefunden wirst, werden die Talbewohner um ihre Wette kämpfen. Denn dann haben sie dich nicht selbst und wissen nicht, wer gewonnen hat. Fahr du nun wohl und gesund, liebe Tochter, leb wohl und flieh recht schnell!" Halla dankte ihr, und sie trennten sich unter Tränen. Halla fuhr nach der Weisung der Alten und die Alte ging zurück in den Hof.

Halla kam an den Fußpfad, an den Erdsturz, da ging die Sonne auf und sie verbarg sich hinter einen vorhängenden Stein an dessen Rand. Nach kurzer Zeit hörte sie Geräusch und Männerstimmen. Eine Menge Leute ritten vorbei, die hatten es eilig und sprachen von ihr, einige meinten, sie würde südlich über das Lavafeld gelaufen und umgekommen sein. Dann verstrich der Tag. Abends kamen sie zurück. Einer von ihnen stieg ab bei dem Erdsturz, wo Halla lag. Es war ein junger, hübscher Mann, er sagte: „Hier dürfte sie stecken!" lief über den Erdsturz und guckte unter den Stein. Halla erschrak unsäglich und verhielt sich doch still. Der Mann lief wieder zurück und sagte: „Auch hier ist sie nicht!" Dann ritten sie fort, und Halla stand auf und lief weiter. Sie kam ins

bewohnte Land und an eine Pfarrei, sie bat den Pfarrer um Aufnahme und erzählte ihm alles. Er nahm sie gern auf den Winter über und im Sommer blieb sie um Lohn. Der Pfarrer hatte noch eine andere Magd, und die beiden Mägde waren viel zusammen. Da kamen im Sommer zwei Männer zum Pfarrer und baten, sie in Arbeit zu nehmen. Das tat der Pfarrer. Der eine war ältlich, häßlich und böse, der andere jung und hübsch und hieß Björn. Einmal, als Halla ihnen ihr Essen brachte, sagte der ältere: „Gut wäre es zu schlachten, eine Lust wäre es abzustechen," aber Björn sagte: „Still oder ich erschlag dich!" Halla erschrak und lief heim, erzählte es dem Pfarrer und sagte, sie wage es nicht dazubleiben, solange jene hier seien. Der Pfarrer meinte, man könne dem durch einen Magdtausch abhelfen, und so kam Halla auf das nächste Gehöft. Hier hatte sie mit einer andern Magd zu melken. Nun lag ein großer Felsblock im Gehege zwischen dem Stall und dem Gehöft, so daß man von hier nicht dahin sehen konnte. Einmal nun trug die andere Magd die Milch heim, aber Halla blieb zum Nachmelken zurück. Da kam ein Regenschauer, die Magd kam nicht mehr wieder und Halla stellte sich an dem Felsen unter. Da kam Björn hinzu und grüßte sie. Sie grüßte wieder, aber war mächtig erschrocken. Björn sagte ihr, er sei es gewesen, der damals über den Erdsturz lief, „und ich sah dich wohl, aber ich wollte nichts sagen. Der Mann, der mich begleitet, wollte dich töten, weil er seinen Sohn in einem Streite verlor, der um deiner Schönheit willen unter den Talbewohnern ausgebrochen war. Ich aber will dich schützen, wenn du mich dafür belohnst, daß ich dich im Erdsturz sah und doch schwieg, und mir Treue gelobst." Halla getraute sich nicht, nein zu sagen, dann trennten sie sich und trafen sich öfter seitdem. Nach der Heuernte zogen die Arbeiter ab, aber im Winter kam Björn zum Pfarrer und bat um Siedlungsland und eine Haushälterin; Halla hatte dem Pfarrer alles gesagt, auch daß sie ein Kind von Björn trage. Da schlug ihm der Pfarrer die Halla als Haushälterin vor, und es wurde abgemacht, daß er sie im Frühjahr heiraten

und einen Hof im Bezirk übernehmen solle. Und noch im Winter sollte er die Eltern der Halla von allem benachrichtigen, was vorgefallen war. Björn fuhr in den Skagafjord, richtete alles aus und erhielt die Einwilligung der Eltern. Im Frühjahr kam er wieder zurück, heiratete Halla und siedelte sich dort an im Bezirke. Seine Milchschafe und Hammel holte er im Herbst und Frühjahr aus dem Untatenfelsland. Er hatte zwei Söhne von Halla, aber das sind unbillige und unfreundliche Männer geworden.

13. Olaf und Helga



Ein Mann hieß Sigurd, der war ein tüchtiger und angesehener Bauer. Er hatte eine hübsche und kluge Tochter, die Helga hieß. Olaf hieß sein Knecht, ein junger, kluger, braver Mensch. Er war ein Pfarrerssohn und sein Vater war schon hochbejahrt. Olaf gewann schnell die Zuneigung der Bauerntochter; den Leuten schienen sie gut zueinander zu passen und auch der Bauer hatte nichts dagegen; denn er liebte sie beide sehr. Nun geschah es eines Sommers, daß alles Jungvieh des Bauern verschwand. Man suchte es lange, aber fand es nicht. Im nächsten Sommer verschwanden die Schafe. Auch sie wurden trotz allem Suchen nicht wieder gefunden. Das dünkte dem Olaf ein schwerer Schaden, denn er war ein tüchtiger Haushalter und Wirtschafter. Die Leute dachten an alle möglichen Ursachen, aber der Bauer kümmerte sich wenig darum. So verstrich die nächste Zeit ohne Neuigkeiten.

Nun ging zu Wintersanfang die Bauerntochter eines Abends zum Waschplatz hinaus und kam nicht wieder zurück. Die Leute suchten sie in der ganzen Gegend und fanden sie nirgends; alle traf der Verlust schwer, am meisten Olaf. Er lag voll Sorge auf seinem Lager und mochte weder schlafen noch essen. Aber als er eines Nachts doch in ruhigen Schlaf

gefallen war, kam sein Vater im Traum zu ihm und sprach: „Du bist ein rechter Hasenfuß und das ist keineswegs männlich, sich ratlos ins Bett zu legen, wenn einem etwas die Quere geht. Denkst du etwa, Gott kann dir nicht helfen? Steh auf, nimm Proviant und neue Schuhe, halte dich immer nach Süden, bis du an einen kreisrunden Hügel kommst mit Heidehöhen rings herum. Dort ist ein Bach bei dem Hügel; den überschreite. Dann triffst du auf einen Fußsteig und auf ihm sollst du gehen. Verlaß dich nur auf Gott und fürchte weder die Länge des Weges noch eine Beschwerlichkeit." Sogleich erwachte Olaf, sprang schnell auf, zog sich an und verlangte Proviant und drei Paar neue Lederschuhe. Der Bauer fragte, wohin er wolle, aber Olaf sagte, das wisse er selbst so genau nicht. Der Bauer riet ihm, am besten zu Haus zu bleiben. Er sagte, es würde sein Tod sein, wenn er auch ihn noch verlöre und er sei nun seine einzige Freude und Altersstütze. Olaf hieß ihn gutes Mutes sein und beim Abschied kamen ihm die Tränen in die Augen. Dann wanderte er, wie es ihm geheißen war, und nach großen Mühen kam er endlich an den Hügel, ging über den Bach und fand den Fußsteig und etwas zuversichtlicher wanderte er weiter, bis er spät am Abend nahe vor sich einen kräftigen Hirtenruf vernahm. Er sah einen starken Mann, hoch von Wuchs, mit einer großen Lämmerherde, eine braunrote Kapuze trug er und einen Schlapphut und eine bloße Axt über der Schulter. Olaf grüßte ihn, aber der dankte kaum und fragte, wohin er fahre. Olaf sagte, er suche die Schafe. „Meinst du, daß die hier sind?", sagte der Kapuzenmann. „Aber du brauchst mich nicht anzulügen, denn ich weiß, wie du heißt und was du suchst. Nämlich Helga, die Bauerntochter, und nicht die Schafe. Wisse, daß die hier in der Nähe ist, aber du bekommst sie nie wieder zurück. Kehr' du so schnell wie möglich wieder um, rat ich dir, oder ich schlag dir die Axt um den Kopf, obwohl das sonst nicht meine Art ist." „Das ist kein Kunststück," sagte Olaf, „einen Waffenlosen und Wegmüden anzugreifen, und es wäre billiger, wir probierten es mit

einem Ringkampf." Da warf jener die Axt weg und sie rangen nun ernstlich miteinander. Jener war stärker und darum hielt sich Olaf in der Verteidigung, bis jener müde wurde; dann ging Olaf zum Angriff vor und warf ihn, weil er geschickter war. Jener sagte, das sei weiter kein Ruhm, denn er zähle erst fünfzehn Jahre. Und als Olaf ihn nun dorthin ziehen will, wo die Axt lag, „obwohl das sonst nicht meine Art ist," da bat der Kapuzenmann, ihn nicht zu töten, er wolle ihm auch getreu und dienstbar sein. Da schenkte ihm Olaf das Leben, ließ ihn einen Treueid schwören und fragte ihn, wo er her sei und wer er wäre. Jener sagte, er sei nicht weit von hier daheim, und er sei ein Ächter. „Ich heiße Kari, habe alte Eltern und zwei Brüder, viel älter und stärker als ich und richtige Trolle. Der eine hat Helga geholt und will sie heiraten. Sie aber will nicht und fühlt sich sehr unglücklich. Sie wird in Gewahrsam gehalten, und meine Schwestern sitzen oft bei ihr, um sie zu trösten, und tun alles, um sie zu erfreuen, aber vergebens. Sie will nicht schlafen noch essen und ist leichenblaß vor Harm und Sorge. Mein Vater ist so zukunftkundig, daß er deine Fahrt vorher wußte, und darum gab er mir heute die Axt mit auf die Weide, die sollte ich in deinem Blute röten. Darum werden sie dich schnell erschlagen, mein Vater und meine Brüder, wenn sie es vermögen. Deshalb schlaf du nur heute Nacht im Lämmerstall, ich werde dir schon genug zum essen bringen." Aber das wollte Olaf nicht, und so führte ihn Kari schließlich nach Hause, willens, mit ihm jedes Schicksal zu teilen. Sie trafen eine kleine Hütte im engen Tal. Ein alter Mann stand draußen, trollartig und böse. Das schien der Vater des Kari zu sein. Olaf grüßte ihn, aber der Alte tat, als hörte er nichts und blickte nur böse auf ihn und Kari. Durch einen langen niedern finstern Gang kamen sie in die Badstube, zwei hübsche junge Mädchen saßen darin. Olaf verwunderte sich, wie sie so schön wären und ihr Vater so häßlich. Am andern Ende der Stube sah er einen kleinen Anbau, darin saß ein altes, böses Weib. Kari hieß Olaf Platz nehmen, setzte sich

neben ihn und besorgte ihm auch Essen und Trinken. Dann kam der Alte herein und ging in das Nebenhaus zu der Alten. Kurz darauf hörte Olaf lauten Lärm und Tritte im Gang. Da kamen die zwei Brüder des Kari herein, diesem sehr unähnlich, eher wie Trolle als wie Menschen anzusehen. Sie gingen zu den Alten hinein, sahen Olaf nicht an und den Kari sehr unfreundlich. Man hörte sie leise miteinander darinnen etwas besprechen, Olaf sprach mit niemand, und niemand sprach mit ihm; auch Kari saß schweigend neben ihm.

Nach einiger Zeit kam der Alte und sagte: „Ich dächte, es wäre Zeit, jetzt schlafen zu gehen!" Da führte Kari den Olaf durch den Gang in eine Kammer, in der er schlafen sollte. Dann ging er fort. Dunkel war's hier und ein unbehagliches Nachtquartier. Nun kam ein Mädchen herein und zog ihm die Regenkleider herab. Sie sprachen nicht zusammen, aber wie sie ihm die Füße abtrocknete, merkte er an ihren Tränen, daß sie weinte, und wie sie hinausging, sagte sie ganz leise: „Sei achtsam auf dich!" Dann kam Kari herein und sagte, er wolle die Nacht über bei Olaf bleiben. Aber dem Olaf schien das nicht ratsam, weil es nur beide in Gefahr brächte; Kari gab das zu, bat ihn, wachsam zu sein und wieder aufzustehn, legte ihm eine Axt vorne auf das Bett und sagte: „Diese wird dir, wenn's drauf ankommt, eine treue Begleiterin sein, wenn dich auch alles andere verläßt." Dann ging er hinaus, Olaf aber stand auf und kleidete sich rasch an. Er wickelte sich die Bettdecke um Arme und Brust und legte sich dann wieder nieder, die Hand am Axtgriff, aber so, daß man sie nicht sah. Kurze Zeit später hörte er Stimmen und Tritte vor der Kammertür. Er stellte sich schlafend und schnarchte vernehmlich. Da öffnete sich die Tür und der Alte kam herein mit einem großen Messer in der Hand. Der eine von den älteren Brüdern hielt das Licht in der einen Hand, in der anderen ein Messer. Nachdem sie sich umgesehen hatten, sagte der Alte: „Er schläft!" Zugleich kam er ans Bett und wollte den Olaf herunterziehen. Aber der holte rasch aus

5*

und hieb ihm den Kopf ab mit der Axt. Da kam der Sohn, um den Vater zu rächen. Aber Olaf versetzte auch ihm sogleich einen tödlichen Streich. In dem Augenblick trat auch der andere ältere Bruder herein und war wild und böse. Olaf wollte ihn erschlagen, doch da jener waffenlos war, warf er die Axt weg. Dann rangen sie, und ihre Bewegungen waren so groß, daß das Haus zusammenzustürzen drohte. Olaf war der Schwächere und kam schließlich unten zu liegen. Jener suchte ihn zu der Axt hinzuziehen, um ihn zu töten. Aber da kam Kari herein, sieht, wie es steht, packt seinen Bruder und heißt ihn loslassen. „Ich habe dir nicht so viel Gutes zu lohnen," sagte er, „denn du wolltest mich zu einem grundschlechten Menschen machen." Da blieb jenem nichts anderes übrig, als von Olaf abzulassen und einen Treueid zu schwören. Olaf dankte dem Kari für seine Hilfe und sagte, er habe ihm nahe Verwandte getötet, aber Kari rechnete ihm das nicht nach. Dann suchten sie Helga auf. Sie lag und weinte, aber nun wandelten sich ihre Tränen in Freudentränen. Sie war die Magd gewesen, die ihn beim Schlafengehen bedient hatte. Aber der Alte hatte hinter der Tür gestanden, um zu hören, was sie zusammen sprechen würden. Er hatte seinen Grimm kühlen und ihren Schmerz vergrößern wollen.

Ein paar Tage blieb Olaf noch da in guter Pflege, dann aber fuhr er heim und nahm außer Helga auch Kari und die beiden Schwestern mit. Da wollte der Bruder des Kari nicht allein mit der Alten bleiben und fuhr auch mit ihnen. Sie nahmen alles Vieh mit und was sonst an Wert war und brannten das Gehöft zu Asche. Ohne Schaden kamen sie zum Bauern Sigurd zurück. Das gab eine große Begrüßung und ein Freudenfest. Den Winter über blieb Sigurd mit seinen Genossen beim Bauern. Aber im Frühling hielt er Hochzeit mit Helga. Er siedelte sich an, baute einen Hof und wurde ein großer Bauer. Er sorgte auch für die Schwestern des Kari und verschaffte ihm selbst eine Frau. Auch der Bruder des Kari nahm ein Weib und siedelte sich an. Kari aber

und Olaf erreichten ein hohes Alter, waren hoch angesehen und blieben immer die besten Freunde.

14. Bjarni und Salwör

Ein Bauer im Skagafjord, namens Swein, hatte zwei Kinder, einen Sohn Bjarni und eine Tochter Salwör. Diese waren etwa zwanzig Jahre alt, als die Geschichte sich zutrug, und hingen mit der treuesten Liebe aneinander. Einmal wollten sie um Johanni beide mit den Leuten hinauf in die Berge, um Kräuter zu suchen. Aber in der Nacht zuvor träumte Swein, daß er zwei weiße Vögel besitze, an denen sein ganzes Herz hänge, da kam ihm das Weibchen abhanden und er vermißte es gar sehr. Swein glaubte, der Traum bedeute den Verlust seiner Tochter und wollte sie nicht mit zum Kräutersammeln ziehen lassen. Sie aber bat so lange, bis der Vater nachgab. Nun sammelten sie im Gebirge den ersten Tag ihre Kräuter wie alle andern, dann aber wurde Salwör plötzlich krank und Bjarni saß drei Tage bei ihr, am vierten aber überließ er die Hut einem andern, ging allein hinaus und setzte sich betrübt unter einen Stein. Nicht lange, so hörte er Hufschlag und es kamen zwei Reiter auf ihn zu, der eine rotgekleidet auf einem Fuchs, der andere dunkel auf einem Braunen. Sie grüßten ihn bei seinem Namen und der Rotrock fragte ihn nach dem Grund seiner Betrübnis und danach, ob er ihm nicht seine Schwester geben wolle. Und als Bjarni das nicht wollte, zog er eine kostbare Dose hervor und wollte um sie die Schwester kaufen. „Nein," sagte Bjarni, „ich gebe sie dir nimmermehr, was du mir auch bietest." Da gab ihm der Rotrock die Dose wenigstens zur Erinnerung, und darauf trennten sie sich.

Am folgenden Tage gingen die Skagafjordleute zurück und die Geschwister blieben allein im Gebirge. Bjarni fürchtete, die beiden Fremden könnten ihm die Schwester

stehlen und er wagte nicht mehr zu schlafen. Aber in der Nacht übermannte ihn die Müdigkeit, er schlief an ihrer Seite ein, indem er sie fest umarmt hielt — aber als er erwachte, war Salwör fort. Und alles Suchen von Bjarni und dann auch von den andern Leuten war und blieb vergebens.

Nach zehn Jahren, als Bjarni längst verheiratet und selbst Bauer geworden war, verschwand einmal im Herbste all sein Vieh. Schließlich ließ sich Bjarni von seiner Frau Proviant und Schuhe geben und machte sich selbst auf die Suche. Am Morgen des vierten Tages kam er in dichten Nebel und verirrte sich gänzlich. Endlich traf er in einem Tale einen schönen großen Hof. Die Leute waren vor der Umhegung mit Mähen beschäftigt, aber ein junges schönes Mädchen, das dem Bjarni gar sehr seiner Schwester Salwör zu ähneln schien, führte ihn in den Hof. In einem großen schönen Zimmer trug sie ihm Wein und Speise auf, führte ihn sodann in ein kleines Haus, wo sein Bett schon bereit stand, zog ihm die Regenkleider ab und wünschte ihm gute Nacht. Am andern Morgen erwachte er durch die Hausandacht, die die Leute über seiner Schlafkammer abhielten, und in einer der singenden Stimmen glaubte er die seiner Schwester Salwör wiederzuerkennen. Dann schlief er wieder ein und erwachte erst wieder, als ihm das Mädchen vom Abend zuvor gute Kleider brachte, weil es heute doch Sonntag sei. Während er sich anzog, kam ein hübsch in grünes Tuch gekleideter Knabe herein, unterhielt sich zutunlich mit ihm und sagte, er müsse heut dableiben, „denn mein Vater gedenkt heut Kirche zu halten." Der Knabe hieß Swein, aber das Mädchen wies ihn zurecht und brachte dem Bjarni sein Frühstück. Dann führte ihn der Knabe zur Kirche.

Bjarni nahm Platz und wie er sich seinen Nachbar beschaute, so war das der Rotrock. Und der Geistliche war der von dazumal in den dunklen Kleidern. Die Leute in der Kirche waren groß und von üblem Aussehen, meist in Kleidern aus schwarzer Schafwolle. Bjarni zog seine

kostbare Dose und bot seinem Nachbarn eine Prise, die nahm dieser an. Vorn in der Kirche saß eine schön geschmückte Frau, und Bjarni meinte, daß das seine Schwester sei. Sie sahen einander an, und es schien ihm, daß sie abwechselnd bald weine, bald lache. Da wußte Bjarni, daß er hier bei seiner Schwester war.

Der Gottesdienst ging schön von statten, und der Knabe führte den Bjarni wieder hinaus. Ein böser Alter saß vor der Tür und streckte ein Bein vor, so daß Bjarni stolperte. Da holte der Knabe den Rotrock und der prügelte den Alten tüchtig durch. Den Bjarni führte der Knabe heim. Nach einiger Zeit kamen der Rotrock und der Schwarzrock und fragten ihn freundlich, ob er sie wiedererkenne. Er sagte ja, da kam auch die Frau herein, die er für die Schwester gehalten hatte, umarmte ihn und sagte: „Im Mutterleibe waren wir zusammen, und weinend wurde ich aus deinem Arme genommen; jetzt komme ich lachend dahin zurück, mein Bruder!" Da geschah eine freudige Begrüßung, und der Rotrock sprach: „Ich war es, der deine Schwester dir aus dem Arm nahm und sie diesem Schwarzrock gab. Er ist mein Sohn und unser Pfarrer hier im Tale; ich aber bin der Statthalter. Ich hab' dein Vieh entführt und dich hierher gelockt, damit ihr Geschwister euch wieder sehen möchtet. Morgen gebe ich dir dein Vieh zurück und werde dich begleiten." Am andern Morgen schieden die Geschwister voneinander; auch der Schwarzrock begleitete den Bjarni bis an das bewohnte Land. Sie versprachen, einander gute Freundschaft zu halten und der Schwarzrock sagte, im Frühjahr werde er nach ihm senden, er möge sich um die Zugtage zur Reise rüsten, „denn du sollst hier bei uns im Tale wohnen!" Bjarni hieß daheim seine Leute über alles schweigen, was er ihnen erzählte. Und wirklich, als im Frühjahr die Zugtage kamen, erschienen drei Männer mit Lastpferden bei Bjarni. Bei Nacht zog er mit seinem ganzen Hauswesen ab, mit Weib und Kind und Eltern. Sie erreichten glücklich das Tal und wurden freudig begrüßt. Lange lebte Bjarni hier. Aber als er alt wurde, kehrte

er in den Skagafjord zurück und dort erzählte er vor seinem Tode die ganze Geschichte.

15. Die Kindtaufe



Einmal sind auch die Leute von Reykholar zum Kräutersammeln ausgezogen, und es kam ein starker Nebel, und ein Mädchen verschwand. Sie wurde auch den ganzen Sommer nicht wiedergefunden. Da baten die Leute einen Hexenmeister, der sollte mit seinen Zauberkünsten ermitteln, wohin das Mädchen geraten sei und sie wiederbringen. Er brachte es auch zustande, und fortab ließ der Pfarrer, der ihr Dienstherr war, das Mädchen niemals mehr allein bleiben. Aber einmal wurde sie zur Kirche geschickt. Dem Pfarrer ahnte indessen nichts Gutes und wie er kurz darauf nach ihr suchte, war das Mädchen wieder verschwunden. Der Pfarrer schaute sich um. Da sah er einen Mann in rotem Mantel reiten, der hatte das Mädchen hinter sich auf dem Pferde. Die Zeit verging, und niemand hörte etwas von dem Mädchen. Da erschien der Pfarrerin von Reykholar einmal im Traum jener Mann, der das Mädchen entführt hatte. Er sagte ihr, seine Frau ließe sie grüßen und bitte darum, daß das Kind getauft werde, das sie, wenn sie erwacht sei, in einer Wiege vor der Kirchentür finden werde, und das Meßgewand, das über der Wiege liege, solle der Pfarrer als Taufgeld behalten. Als die Pfarrerin erwachte, fand sie alles so, wie es ihr der Huldermann im Traum beschrieben hatte: die Wiege mit dem Kind an jener Stelle und ein kostbares Meßgewand nebst einem leinenen Hemd. Der Pfarrer taufte das Kind und dann legten sie es wieder in die Wiege, so wie sie es gefunden hatten. Das Meßgewand behielt der Pfarrer, das leinene Hemd aber legten sie wieder auf die Wiege. Bald darauf war die Wiege mit dem Kinde verschwunden, aber das leinene Hemd war liegen geblieben.

16. Die sprechenden Schiffe



Zuweilen hört man ein Knarren im Schiff, auch wenn Windstille ist und das Schiff im Schuppen steht. Das ist die Sprache der Schiffe, die können nur wenige verstehen. Aber einmal war ein Mann, der verstand die Schiffssprache. Er kam an die See, wo zwei Schiffe lagen, und da hörte er, wie das eine sagte: „Lange sind wir nun zusammen gewesen, aber morgen wird es dazu kommen, daß wir uns trennen müssen!" „Das wird niemals geschehen, daß wir uns trennen," sagte das andere Schiff, „wir sind nun dreißig Jahre zusammen gewesen und wir sind alt geworden; wenn aber eins untergehen soll, dann werden wir beide untergehen." „Und dennoch kommt es nicht so. Gut ist das Wetter heut abend, aber morgen wird es anders sein, und es wird niemand rudern außer deinem Kapitän, ich aber werde zurückbleiben und ebenso alle andern Schiffe. Aber du wirst fahren und niemals wiederkommen, und wir werden hier niemals wieder zusammenliegen." „Das wird nicht geschehen, und ich werde mich nicht von der Stelle rühren." „Du wirst dich dennoch von der Stelle rühren müssen, und es ist diese Nacht die letzte, die wir hier beisammen sind." „Niemals werde ich mich von der Stelle bewegen, außer mit dir zugleich." „Das wird dir nichts helfen." „Es müßte denn der böse Feind selber hinzukommen!" Danach sprachen die Schiffe so leise, daß der Lauscher an der Wand nichts mehr hören konnte.

Am andern Morgen war das Wetter sehr schlecht und keiner wollte fahren außer einem Kapitän und seiner Schiffsmannschaft. Sie gingen an den Strand und viele mit ihnen, die aber schließlich lieber nicht fahren wollten. „Eure Lederkleider im Namen Jesu," sprach der Kapitän, wie es üblich ist. Die Matrosen gehorchten. „Schieben wir das Schiff vorwärts im Namen Jesu," sprach wiederum der Kapitän,

wie man's gewöhnt war. Sie griffen zu, aber das Schiff rührte sich nicht vom Fleck. Da rief der Kapitän einige andere Matrosen, die dabei standen, zu Hilfe, aber das nützte nichts. Da rief er alle Leute, die da waren, auf und einer stellte sich hinter dem andern und wieder sprach der Kapitän: „Schieben wir das Schiff," und fügte die gleiche Bestimmung hinzu wie vorher. „Aber das Schiff bewegte sich trotzdem nicht. Da rief der Kapitän ganz laut: „Schiebt das Schiff im Namen des Bösen." Da lief das Schiff vorwärts, und zwar so mächtig, daß es nicht mehr zu halten war, und hinaus auf die See. Die Schiffsleute hatten Mühe genug; dann fuhren sie los. Aber man hat dieses Schiff niemals mehr wieder gesehen und auch nichts mehr von denen gehört, die darauf waren.

17. Der verlorene Goldschuh



Es war einmal — und das ist lange her — ein König mit Namen Mani. Er hatte mit seiner Königin eine Tochter, und die hieß Mjadweig. Sie war noch ganz klein und doch schon ein geschicktes Mädchen. Der König ließ ihr ein schönes Frauenhaus bauen und dort durfte sie sich viele Mädchen zur Bedienung halten.

Da — und das war sehr traurig — wurde die Königin krank und starb. Darüber war der König so unglücklich, daß er sich zu Bett legen und sich um nichts mehr kümmern wollte. — Da dachten seine Minister, das könne schlimm werden, und deshalb rieten sie ihm, sich wieder eine passende Frau zu suchen. Der König hörte auch auf ihren Rat und schickte seine zwei vornehmsten Minister mit prächtiger Gefolgschaft auf die Brautschau. Sie fuhren auch gleich ab mit ihren Schiffen, aber sie verirrten sich auf dem Meere und wußten nicht mehr, wo sie waren und wohin sie fahren sollten. Später sahen sie Land und führten ihre Schiffe dorthin. Sie kannten das Land nicht, stiegen aber doch aus.

Vor ihnen lag eine Heide und auf ihr wanderten sie, um Menschenwohnungen zu finden, aber sie fanden nichts. Schließlich hörten sie ein schönes Harfenspiel, und es war ihnen, als hätten sie vorher nie so etwas Schönes gehört. Sie liefen dorthin, wo es herkam, bis sie ein kleines Zelt zu sehen bekamen, das war aus Seide. Dorthin eilten sie. Sie sahen in dem Zelt eine Frau auf einem Stuhle sitzen; sie hatte aufgehört mit ihrem schönen Harfengesang, der sie dorthin gezogen hatte. Ein junges Mädchen war bei ihr. Als sie die vielen Männer zu Gesicht bekam, erschrak sie so, daß sie die Harfe fallen ließ und beinahe ohnmächtig geworden wäre. Als sie aber wieder zu sich gekommen war, da fragte sie, auf was für einer Reise sie wären oder weshalb sie gekommen seien. Sie erzählten von ihrer Irrfahrt auf dem Meere und daß sie Abgesandte König Manis seien, denn seine Königin sei tot und er trage gar schwer an diesem Verlust. Deshalb baten die Minister die Frau, sie möchte ihnen doch sagen, wie es mit ihr stehe, denn sie hätten eine gute Meinung von ihr. Und nun tat die Frau das, worum sie sie gebeten hatten, und sagte, sie sei die Königin eines mächtigen Königs hier im Lande gewesen, da habe ein gewaltiges Heer das Land verwüstet, den König totgeschlagen und der Anführer habe wollen König in ihrem Lande sein und habe sie zur Frau gewollt; aber sie habe nicht eingewilligt und deshalb sei sie mit ihrer Tochter davongelaufen in die Heide und dort habe sie alles abwarten wollen. Den Ministern gefiel alles gut so, und sie dachten, der König Mani tue gut daran, sie zur Frau zu wählen und deshalb sagten sie ihr, sie möchte doch König Manis Frau werden. Sie wollte nicht recht und sagte, sie habe nicht wieder heiraten wollen, schließlich aber hörte sie doch auf ihre Bitten. Sie bestiegen nun alle zusammen die Schiffe und auf der Heimfahrt zu König Mani hatten sie das schönste Wetter. Als man die Schiffe sehen konnte, da ließ sich der König im Wagen zum Strand fahren und sobald er seine Braut gesehen hatte, war all sein Leid vorbei; dann fuhr er in seine Burg zurück und ließ ein großes Hochzeitsfest her-

richten, das dauerte einen halben Monat. Als es vorbei war, fuhr der König auf die Reise, um sich in seinen Ländern Zins zu holen.

Und nun erzählt das Märchen wieder von der Königstochter Mjadweig, wie sie in ihrem Frauenhause saß. Da kam ihre Stiefmutter zu ihr, um mit ihr zu sprechen und sagte, es gefalle ihr nicht daheim bei den wenigen Leuten, sie wolle aus der Burg hinaus, und sie bat Mjadweig, doch mitzugehen, und das tat sie auch. Die Königin ließ auch das Mädchen, von dem sie sagte, es sei ihre Tochter, mitkommen, und sie wanderten alle drei miteinander, und die Königin war gar sehr freundlich zu ihrer Stieftochter. Als sie aber weit von der Burg fort waren, da sagte die Königin zu Mjadweig, sie solle mit ihrer Tochter die Kleider tauschen und Mjadweig ließ sie auch in ihr Kleid fahren und sie selbst schlüpfte in deren Kleider. Da sagte die Königin: „Nun spreche ich den Zauber aus, daß meine Tochter die Gestalt und das Aussehen der Mjadweig haben soll und niemand soll denken, daß sie eine andere sei.“ Und dann banden die Stiefmutter und ihre Tochter der Mjadweig Hände und Füße und ließen sie so zurück. Sie selbst aber gingen heim in die Burg und die Königin setzte ihre Tochter in das Frauenhaus der Mjadweig. Alle glaubten, es sei Mjadweig selbst, nur kam es den Kammermädchen so vor, als sei Mjadweig seit dem Spaziergang mit der Königin ganz anders geworden; sie hatten ja keine Ahnung und wußten auch nichts von dem ausländischen Mädchen, das früher mit der Königin gekommen war und sie kümmerten sich auch nicht weiter darum.

Mjadweig lag nun draußen verzaubert, wie wir eben erzählt haben, und schlief ein voll Traurigkeit über all das Böse, was sie sich nicht erwartet hatte. Da träumte ihr, ihre tote Mutter käme zu ihr, spreche mit lieben mitleidigen Worten zu ihrem Kind, löse sie von ihren Fesseln, gebe ihr ein Tuch und zeige ihr, daß etwas zum Essen darin sei. Sie solle es nie ganz leer essen und es niemand sehen lassen und sich selber in acht nehmen vor der Stiefmutter und deren Tochter.

Da wachte Mjadweig auf und es war alles so, wie sie es geträumt hatte. — Die Königin aber ahnte, daß Mjadweig noch am Leben sein könne und schickte deshalb ganz heimlich ihre Tochter, um nachzusehen, ob sie auch wirklich tot sei. Sie fand Mjadweig und bemerkte, daß irgend etwas mit ihr vorgegangen war. Da verstellte sie sich, um zu erfahren, wie dies alles so gekommen sei, und sagte zu Mjadweig, ihre Mutter sei ganz schlecht zu ihr gewesen, daß sie sie so betrogen habe, und sie wolle nun auch mit ihr draußen bleiben. Sobald der König heimkomme, würde er Mjadweig schon wieder zu ihrem Rechte verhelfen, aber so lange wolle sie mit ihr zusammen sein.

Der Mjadweig gefiel die Rede des Mädchens gar nicht, sie konnte sich ihrer aber nicht erwehren. Bald darauf legte sich das Mädchen hin zum Schlafen. Da Mjadweig nun dachte, das Mädchen schlafe fest, ging sie etwas abseits und fing an zu essen, aber nun hatte das Mädchen erreicht, was sie wissen wollte. Sie sprang auf, riß der Madjweig das Tuch aus der Hand und machte, daß sie heimkam; sie sagte noch, nie solle dies Essen wieder in Mjadweigs Mund kommen.

Nun ging es mit Mjadweig kaum besser als zu Anfang, und sie wanderte dahin und dorthin, bis sie wiederum einschlief vor Müdigkeit und Kummer. Da träumte ihr, die Mutter komme wiederum zu ihr und sage, sie sei leichtfertig gewesen; aber da es nun einmal so gekommen sei, solle sie geradeaus zur See gehen; dort werde sie eine Landzunge sehen draußen in der See und einen Fußsteig zu ihr hin; dort finde sie auch ein kleines Häuslein, das zwar verschlossen sei, aber der Schlüssel stecke in der Türe; da solle sie nun dreimal mit der Sonne und dreimal gegen die Sonne rund um das Haus herum gehen und jedesmal den Schlüssel anfassen. Dann würde das Häuslein sich öffnen und dort solle sie bleiben und es werde ihr nicht leid sein dort, denn, so sagte sie zu ihr:

„Dort ruft der Kuckuck,
Dort sprießt der Lauch,
Dort fährt der Widder aus seiner Haut.“

Da erwachte Mjadweig und ging nun den Steg, so wie er ihr im Traum offenbart worden war; alles geschah so, wie es ihr verkündet ward, und ein Tag verging immer noch vergnügter als der andere.

Da geschah es, als sie einmal zur Kurzweil ans Land hinaufgegangen war, daß sie ganz nahe eine Flotte heransegeln sah. Darüber erschrak sie sehr und lief ganz schnell in ihr Häuslein, aber da ging ihr Schuh auf und sie verlor ihn beim Laufen; der Schuh war aus Gold.

Ein Königssohn war der Führer der Flotte, der daher segelte, um sich Mjadweig, die Tochter Manis, zur Frau zu holen. Als er darauf von seinen Schiffen zur Königsburg gehen wollte, da fand er einen Frauenschuh aus Gold und so zierlich, daß er versprach, nur das Mädchen zu heiraten, dem dieser Schuh gehöre.

Er kam nun zur Königsburg und hielt um die Königstochter Mjadweig an, sagte aber, er wolle nur die zur Frau, deren Schuh er unterwegs zur Burg gefunden habe. Die Königin bat ihn nun, den Schuh sehen zu dürfen, und er gab ihn ihr. Sie sagte, sie kenne ihn genau, Mjadweig, ihre Tochter, habe ihn einmal verloren auf einem Spaziergang, das sei nun einmal so, wenn man jung sei, daß man nicht besser Obacht gebe. Dann ging sie zu ihrer Tochter und sagte ihr, wie es stehe. Sie nahm sie mit in ein abseits gelegenes Zimmer, um ihr den Goldschuh anzuziehen, aber der Fuß ging nicht einmal zur Hälfte hinein. Da hieb die Königin die Zehen und die Ferse ab und so zog sie den Schuh über den Fuß. Dem Mädchen kam die Mutter grausam vor, aber die Königin sagte, man müsse es sich verdienen, wenn man einen Königssohn zum Manne haben wolle. Sie zog ihr dann ihre schönsten Kleider an und führte sie in die Halle. Sie zeigte dem Königssohn, daß der Schuh passe und es schien ihm auch so. Da hielt der Königssohn noch einmal um Mjadweig, die Tochter Manis, an und seine Worte wurden freudig aufgenommen. Er sagte, er wolle nun mit ihr in sein Reich segeln und später mit der Einladung zur Hochzeit

wiederkommen, und so tat er. Als er aber da in der Nähe vom Häuslein der Mjadweig vorbeisegelte, da hörte er so lautes Vogelgezwitscher, daß er sich darum kümmern mußte, denn er verstand die Vogelsprache, und er hörte sie sagen:

„Im Steven sitzt die mit der abgehauenen Ferse,
Voll ist der Schuh mit Blut;
Hier am Lande ist Mjadweig,
Die Tochter Manis,
Um vieles besser
Zur Braut geschaffen. Kehre um, Königssohn."

Zunächst wollte er dem Vogelgeschwätz nicht glauben, trotzdem mußte er schließlich darauf achten und bemerkte, daß es sich mit dem Mädchen so verhielt, wie die Vögel gesagt hatten. Da legte er auf ihre Schultern einen Zauberstab. Nun wurde sie ein großes, häßliches Riesenweib und mußte alles von sich und ihrer Mutter erzählen. Dann erschlug er sie und salzte sie ein; ihr Fleisch füllte zwölf Tonnen; dies ließ der Königssohn auf ein mit Pulver beladenes Schiff bringen. Dann ließ er ein Boot aussetzen, ruderte zum Land und fand ein Häuslein, das er auch nach dem Gebot der Vögel zu öffnen verstand, und sah da ein wunderschönes Mägdlein. Er fragte, wie sie heiße, und sie sagte, sie sei Mjadweig, die Tochter Manis, und sie habe sich hier versteckt vor ihrer bösen Stiefmutter. Der Königssohn erzählte ihr nun alles, zeigte ihr den Goldschuh, zog ihn ihr selbst an und sah, daß sie den andern an ihrem Fuße trug.

Nun merkte der Königssohn, daß sie seine wahre Braut sei, obwohl man ihn betrogen hatte. Und nach ihrem Willen nahm er sie zu sich in sein Schiff, fuhr mit seiner Flotte in eine verborgene Bucht und blieb dort eine Weile. Dann segelte er mit all seinen Schiffen wieder in den Hafen, kam zur Königshalle und lud den König und die Königin zur Hochzeit ein. Der König wollte gerne kommen, aber die Königin keineswegs; sie meinte, sie sei nicht an Seereisen gewöhnt und sie wolle lieber daheimbleiben, als eine so große

Reise machen. Der Königssohn sagte, ihre Tochter würde es sehr übel nehmen, wenn sie die Einladung nicht annehme, und er redete so lange in sie hinein, bis sie sich beschwatzen ließ. Sie fuhren nun alle im Wagen zum Strand, gingen in die Schiffe und fuhren ab.

Unterwegs wurde die Königin so gemütskrank, daß sie für niemand mehr Sinn hatte. Der Königssohn bat sie nun ganz allein, ihm ihren Kummer zu sagen, sie wollte nicht, ließ sich aber schließlich doch bereden und sagte, sie habe gar keine Eßlust wenn die andern essen, und sie sei wohl seekrank. Sie bat ihn nun zu helfen, aber er sagte, das könne er nicht, denn er habe keine Speise, die ihr helfen könne, er habe nur auf einem Schiffe eingesalzenes Fleisch, das sei aber roh und könne ihr wohl kaum helfen. Sie sagte, sie könne es sich selbst kochen, und war nun wieder froh, bat aber den Königssohn, über diese unwichtigen Dinge zu schweigen.

Nun wird erzählt, daß die Königin jeden Tag eine Tonne verschlang, und immer wenn sie dies tat, war sie ein ganz häßliches Riesenweib, verwandelte sich aber nachher wieder; so ging dies elf Tage lang, aber am zwölften Tage, als sie eben sich anschickte, die zwölfte Tonne zu verschlingen, da zeigte der Königssohn dem König Mani ihr Treiben und erzählte ihm, wie oft sie's nun schon getan habe unterwegs. Der König war erschrocken, als er sah, wie er von einem solchen Ungeheuer betrogen wurde. Sie zündeten nun das Pulver auf dem Schiffe an, es flog in die Luft, und die Königin, oder besser das Riesenweib, starb eines schnellen Todes.

Dann bat der König Mani den Königssohn, ihm zu erzählen, wie es denn zugegangen sei mit all dem Furchtbaren. So geschah es auch, und er führte ihn zu Mjadweig und sie erzählte ihm klar und deutlich von dem ganzen Benehmen und Betrug der Mutter und der Tochter; der König war ganz erstaunt.

Nun segelten sie ins Reich des Königssohns und dort feierten sie ein Freuden- und Hochzeitsfest und das dauerte einen

ganzen Monat. Als es vorbei war, wurde der König mit viel Geschenken bedacht, dann segelte er wieder heim und regierte bis in sein hohes Alter und kommt in dem Märchen nun nicht mehr vor.

Vom Königssohn aber wird erzählt, daß er König wurde nach seines Vaters Tod und nach einem Jahr seine Königin Mjadweig ein schönes Knäblein gebar. Danach ging sie mit einer Dienerin ins Bad. Als sie aber dahin gekommen war, hatte sie keine Seife und schickte die Dienerin sie zu holen; sie blieb allein im Bade.

Da kam eine Frau zu ihr und grüßte sie geziemend, und die Königin grüßte sie wieder. Die Frau bat sie, die Kleider mit ihr zu wechseln, und Mjadweig tat das. Da sprach die Frau einen Zauberspruch und bewirkte, daß sie das Aussehen der Königin haben und Mjadweig zu ihrem Bruder fahren solle, und um die gleiche Stunde verschwand die rechte Königin. Niemand wußte von dem Königinnen-Tausch, aber dennoch gefiel allen die Königin nicht mehr so gut wie bisher.

Es wird erzählt, daß, als der König die Mjadweig aus dem Häuslein holte, ihm dieses Häuslein so lieblich vorgekommen sei, daß er's durch Zauberkunst mitgenommen habe. Dort habe es dann bei der Wohnung der Königin gestanden und habe genau dieselben Eigenschaften gehabt wie vorher, als alles gut ging:

Der Kuckuck rief,
Es sproß der Lauch,
Und der Widder fuhr aus seiner Haut.

Aber nun wurde es anders:

„Der Kuckuck sang sein Lied nicht mehr,
Der Lauch sproß nicht mehr aus der Erd',
Nicht fuhr der Widder mehr aus der Haut,
Und nie mehr schwieg das kleine Kind,
Das in der Wiege lag,"

und alles im Reich schien die Quere zu gehen.

Aber einmal ging der Hirt des Königs an der See vorbei, da sah er, wie unter einigen Klippen eine Glashalle emporkam mit einer Frau darin, so ähnlich der Königin Mjadweig, daß er sie nicht voneinander unterscheiden konnte; um die Halle war eine eiserne Kette, die ein häßlicher Riese festhielt, der auch die Halle wieder herunterzog. Der Mann war bestürzt über das, was er gesehen hatte, und blieb an einem Bache stehen. Als er da ganz nachdenklich stand, da sah er ein Kind aus dem Bache Wasser holen. Er gab ihm einen Ring aus Gold, und froh über das Geschenk, verschwand es in einem Stein dort in der Nähe. Gleich kam ein Zwerg, grüßte, dankte ihm für das, was er seinem Kind geschenkt hatte und fragte ihn, was er als Dank haben wolle. Aber der Mann wollte nur wissen, wie es mit dem sei, was er zwischen den Klippen gesehen habe. Da sagte der Zwerg, das sei die Königin Mjadweig in der Glashalle, sie sei von bösen Geistern verzaubert und ihre Stelle nehme eine Riesin ein, die Schwester jenes Riesen, den er habe die Kette festhalten sehen. Und weiter erzählte ihm der Zwerg, der Riese habe der Mjadweig erlaubt, viermal so ans Land zu kommen, wie er's eben gesehen habe, und sie könne erlöst werden, wenn einer sie gerade dann aus den Riesenklauen befreien könne. Nun sei sie schon dreimal ans Land gekommen und das sei nun am nächsten Tag das letztemal. Da bat der Mann, der Zwerg möge ihm helfen, die Königin vom Zauber zu lösen. Der Zwerg gab ihm eine Axt und sagte, er solle damit auf die Kette hauen, wenn die Halle morgen wieder herauf komme. Der Mann wartete im Stein zur Nacht. Dann ging er dorthin, wo die Halle gewöhnlich herauf kam. Kurz danach kam auch die Halle herauf zu den Klippen, und der Mann schlug sofort auf die Kette, und es ging gut, aber da kam der Riese und wollte ihn erschlagen — da kam aber der Zwerg mit einem kleinen Sack und bewarf daraus den Riesen, so daß er blind ward, von den Klippen stürzte und tot war. Dann gingen sie mit Mjadweig in den Stein und dort mußte sie warten. Sie selbst gingen zur Königsburg und legten einen

Zauberstab an die vermeintliche Königin. Da ward sie eine häßliche Riesin, und sie zwangen sie, alles zu erzählen von sich.

Da erzählte sie, wie sie mit Mjadweig umgegangen sei und wo der Bruder wohne. Auch erzählte sie, daß König Manis zweite Frau ihre Schwester gewesen sei, sie habe sich an Mjadweig rächen wollen. Da wurde der König zornig und ließ dies Ungetüm schmählich umbringen.

Der Hirte fragte ihn, wie er den belohnen wolle, der die Königin aus ihrer Verzauberung erlösen könne. Da sagte der König, er wolle ihm großen Reichtum, den Jarlstitel und Land geben. Der Hirte brauchte die Königin nicht lange zu suchen und brachte sie zum König. Da gab es ein freudiges Wiedersehen, schöner als man es sagen kann. Und als die Königin wieder im Glück war:

„Da rief der Kuckuck,
Da sproß der Lauch,
Da fuhr der Widder aus der Haut,
Da schwieg das Kindlein in der Wiege."

Seither lebte die Königin glücklich bis in ihre alten Tage, und da hört das Märchen auf.

18. Die Mühle, die alles mahlt

Es wohnte einmal ein reicher Mann auf einem großen Gehöft; er hatte eine Frau und zwei Söhne, die selbst schon verheiratet waren zu dieser Zeit. Der eine war reich wie sein Vater und hatte vier Kinder; der andere war arm und lebte meist nur von dem, was er aus der väterlichen Wirtschaft empfing. Da starb der Vater und die Söhne teilten das Erbe. Der reiche nahm den Hof und fast alle andern Güter, denn er meinte, der Bruder habe das Seinige längst aufgegessen und aufgesuppt. Er wohnte nun auf dem Gehöft, und der arme Bruder kam dann und wann aus dem Vorwerk, um

6*

das Nötigste zu erbitten wie vorher bei den Eltern. Meist gab ihm der Bruder etwas, wenn auch eben nicht gern, und fristete ihm und seinem Weibe so das Leben. — Einmal hatte nun der reiche Bruder einen fetten Ochsen geschlachtet, und der arme freute sich schon, daß er etwas davon bekäme. Sein Weib lachte ihn aus und sagte, er würde nichts anderes als Schimpfworte erhalten. Er ging aber doch hin, der Ochse war schon zerlegt, der reiche Bruder lief auf und ab dabei. Da bat ihn der arme um etwas Suppenfleisch. Der reiche war sehr unwillig und wollte ihm von seinem Ochsen nichts geben. Als jener aber gar nicht aufhörte zu betteln, nahm er die eine Ochsenkeule und warf sie ihm zu mit den Worten: „Fahr du zum Teufel mit der Keule da!"

Jener nimmt die Keule und geht heim; sein Weib wollte sie gleich in den Topf bringen. Aber der Mann sagte, er müsse damit zum Teufel gehen, erzählte, wie er sie erhalten habe, und verlangte Proviant und neue Schuhe für die Reise. Die Frau schalt ihn einen Narren, aber schließlich mußte sie ihn ausrüsten, so gut sie konnte. Er wanderte lange, lange ohne zu wissen wohin. Da kam ein Mann und fragte ihn, wohin er mit der Ochsenkeule wolle, und als er es ihm sagte, fragte er ihn wieder, ob er denn wisse, wo der Teufel sei. Da er es nicht wußte, gab ihm der Fremde ein Knäuel, das solle er an dem einen Ende festhalten, dann werde es vor ihm her bis zu einem Hügel laufen. Er gab ihm auch eine Gerte, mit der solle er an den Hügel schlagen. Da werde sich der Hügel öffnen, er solle die Keule hineinwerfen, selbst aber der Öffnung nicht zu nahe kommen. In der Öffnung würden zwei Handmühlen heraufkommen, die eine weiß, die andere schwarz; die weiße solle er nehmen und die andere nicht beachten. Dann solle er wieder den Knäuel vor sich herlaufen lassen und mit der weißen Mühle heimgehen. Der arme Bruder dankte dem Fremden, wanderte weiter, und es ging nun alles so, wie es jener gesagt hatte. Er warf die Ochsenkeule in die Öffnung des Hügels und sagte dabei: „Hier hast du die Keule, Teufel; mein Bruder sandte sie dir!" Er ging

mit der weißen Mühle von dannen, und der Knäuel führte ihn wieder zu dem Fremden. Der sagte ihm, nun müsse er ein schönes, großes Mahlhaus um die Mühle bauen, dann werde sie von selber mahlen, was er ihr befehle; er müsse nur sprechen:

„Mahle du weder Malz noch Salz,
und mahle du im Namen des Herrn!"

Dann trennten sie sich; es war aber der fremde Mann ein Engel gewesen. — Der arme Bruder kam nun heim, zimmerte ein prächtiges Mahlhaus, und die Mühle mahlte nun alles, Speisen und was sie sonst zum Leben brauchten. Einmal aber kam der Mann auf den Gedanken, sich Gold mahlen zu lassen. Er sagte den Spruch, und die Mühle mahlte pures Gold. Da wurde er in kurzer Zeit ein reicher Mann, und nun wollte er sein Gold, obwohl sein Weib das für töricht und überflüssig hielt, mit einem Scheffelmaß messen. Da sie selbst keins hatten, ging er zu seinem Bruder, eins zu holen. Der gab es ihm auch, aber des Bruders Frau wollte wissen, was jene zu messen hätten, und hatte vorher Harz hineingeschmiert, und als sie es wieder zurück erhielt, sah sie, daß überall Goldsand hängen geblieben war. Sie sagte es ihrem Mann; dem war auch schon aufgefallen, daß der Bruder solange nicht betteln gekommen war, daß sie wohlgenährt aussähen und die Schafhürden auch schon vergrößert hätten. Er ging zu seinem Bruder, und der erzählte ihm nun alles der Wahrheit gemäß, wie er zu der Mühle gekommen sei.

Nun setzten es sich der reiche Bruder und sein Weib in den Kopf, in den Besitz der Mühle zu gelangen. Sie wollten dem armen das ganze Gehöft dafür geben, alsdann sich ein Schiff kaufen und mit der Mühle außer Landes gehen. Schließlich ging der Mann seinem Bruder zuliebe auf den Handel ein und bezog das Gehöft. Jene aber fuhren mit der Mühle auf dem gekauften Schiffe ab. Sobald sie ein Stück gefahren waren, wollten sie Speise mahlen lassen, und der Mann sagte den Spruch:

„Mahle du weder Malz noch Salz,
und mahle du im Namen des Herrn."

Aber die Mühle stand still, was er auch tat und sprach. Da ward er zornig über die Mühle und sprach voll Wut:

„Mahle du beides, Malz und Salz,
und mahle du in des Teufels Namen!"

Da fing die Mühle an und mahlte beides, Malz und Salz, bis daß das Schiff zum Sinken überladen war. Sie ließ sich durch nichts zum Stillstehen bringen, und schließlich ging das Schiff unter mit allem, was darauf war und ward niemals wiedergesehen. Der Teufel war erfreut über die sechs Seelen, die ihm der Handel eingebracht hatte, aber der andere Bruder führte fortab mit seiner Frau ein frommes und Gott wohlgefälliges Leben.

19. Die rechte Braut

Einmal regierte ein König über ein Land, niemand kennt seinen Namen und niemand weiß, wie sein Land hieß. Er war verheiratet und hatte eine Tochter, die Isol hieß. Sie war sehr schön. In demselben Reich war ein Herzog. Er hatte einen Sohn, der Fertram hieß. Er wuchs auf am Königshof und spielte oft mit Isol, solange sie klein waren, und sie liebten einander sehr. Als sie älter wurden, verlobten sie sich mit Wissen der Eltern.

Aber nun kam das große Unglück: die Königin wurde krank und starb. Der König trauerte sehr um sie und saß lange auf ihrem Grabhügel, bis schließlich seine Minister sagten, das führe zu nichts und er müsse auf die Regierung acht geben, sonst gerate im Reiche alles in Unordnung. Auch wollten sie gern auf die Reise gehen und ihm wieder eine passende Frau suchen. Sie beredeten ihn auch schließlich, und er hieß sie,

alles in Bereitschaft zu setzen zur Fahrt, und das taten sie auch, so schnell sie nur konnten.

Sie fuhren ab, und der Wind war gut am ersten Tage; dann aber hatten sie starkes Nebelwetter und irrten den ganzen Sommer über herum, bis sie vor dem Steven etwas Schwarzes zu sehen bekamen; dorthin fuhren sie und stiegen ans Land. Sie wanderten weit herum und sahen, daß es eine Insel war. Dort fanden sie auch ein schönes Haus, da war ein Mann an der Tür und spaltete Holz, und zwei Frauen saßen auf Stühlen, eine ältere und eine jüngere. Die ältere war gerade dabei, sich ihr goldenes Haar mit goldenem Kamme zu kämmen; sie strich sich das Haar vor den Augen fort, als sie die Männer hörte. Sie begrüßen die Frauen freundlich und fragen, warum so wenig Leute auf der Insel seien. Die ältere der beiden Frauen antwortete ihnen freundlich und fragte, was sie auf ihrer Fahrt ausrichten wollten. Sie erzählten nun alles, so wie es war.

„Genau so ist es uns ergangen," sagte die Frau, „gerade kürzlich verlor ich meinen König, da Wikinger ins Land kamen und ihn erschlugen, während ich mit meiner Tochter und meinem Knecht hierher mich flüchtete." Sie baten sie, mitzufahren und die Frau ihres Königs zu werden, sie aber meinte, ihr König sei ja nur ein ganz kleiner König; der König aber, den sie hatte, hätte über zwanzig gekrönte Könige regiert, und so wäre es eine Schande für sie, ihn zu heiraten. Sie baten sie nur desto mehr mitzukommen, und schließlich gab sie nach und schenkte dem Knecht das Haus mit allem, was drinnen war. Daraufhin fuhren die Minister mit ihr und ihrer Tochter ab, sie hatten gutes Wetter und waren nur kurz unterwegs. Als der König sie kommen sah, ließ er sich im goldenen Wagen zum Strande fahren. Die Königin saß neben ihm, und sogleich faßte er große Liebe zu ihr. Sie fuhren heim zur Burg, richteten ein großes Hochzeitsfest und luden alle großen Fürsten ein aus nachbarlichen Ländern und Königreichen. Da wurde viel getrunken und reiche Geschenke bekamen die Gäste, und es fuhren die reich heim, die arm hin-

gekommen waren. Sie kehrten alle wieder in ihre Heimat zurück, und die Königin übernahm alle ihr gebührenden Würden.

Ihre Tochter hieß Isol, genau so wie die Königstochter, aber sie kam den Leuten nicht so schön vor, und sie nannten sie zum Unterschied von jener, die Isol Blondhaar hieß, Isol Schwarzhaar. Isol Blondhaar, die Königstochter, war in ihrem Frauenhause mit ihren Dienerinnen, von denen nur zwei dem Namen nach bekannt sind, Eya und Meya. Sie gingen immer ganz dicht hinter der Königstochter und begleiteten sie selbst dann, wenn sie in ihrem Obstgarten spazieren ging.

Einmal — kurz danach — hatte der König das Bedürfnis, seine Länder zu besuchen und fuhr mit viel Schiffen ab, so daß nur wenig Leute daheim blieben. Als er fort war, kam die Königin zu Isol Blondhaar und fragte, ob sie mit wolle in den Wald zu einem Spaziergang. Sie sagte ja und kam nebst ihren beiden Dienerinnen, Eya und Meya, mit. Isol Schwarzhaar ging auch mit ihnen. Sie gingen nun weit in den Wald hinein, bis sie zu einer Grube kamen. Sie hatten die Grube im Rücken, und als sie sich dessen am wenigsten versahen, stießen Mutter und Tochter alle drei Mädchen in die Grube und die war wunders wie tief. Da sagte die Königin zur Königstochter, nun könne sie Fertram zum Manne bekommen. Daraufhin gingen Mutter und Tochter wieder heim zur Burg und die Königin ließ ihre Tochter in die Kleider der Königstochter fahren und sich ins Frauenhaus setzen, so daß alle dachten, sie sei auch wirklich die Königstochter; nur wenige sagten, man sehe die Tochter der Königin nicht mehr, aber wenige dachten, daß damit etwas verloren wäre.

Es geschah nun nichts, bis der König wieder heimkam von seiner Reise. Da fuhr ihm die Königin entgegen, um ihm zu sagen, man möchte doch die Hochzeit von Fertram und der Königstochter Isol nicht länger hinausschieben. Der König war damit einverstanden, ließ ein großes Hochzeitsmahl herrichten und lud viele große Fürsten dazu ein.

Aber an demselben Morgen, als die Hochzeit sein sollte, kam die Tochter der Königin zu ihrer Mutter und sagte, daß es ihr schlecht gehe, denn nun sei es gerade an der Zeit, daß sie ihr Kind bekomme, das sie unter ihrem Herzen trage von dem alten Knecht Kol. „Da weiß ich dir einen guten Rat," sagte die Königin, „in der Küche ist ein Mädchen namens Nåfrakolla; geh zu ihr und bitte sie, sich für dich auf die Brautbank zu setzen." „Glaubst du nicht, sie wird schwatzen?" fragte Isol. Die Königin aber sagte, sie werde sich schon darum kümmern, daß sie nicht mehr erzähle, als sie wolle. Sie ging nun in die Küche, fand Nåfrakolla dort und bat sie, an ihrer Stelle zur Hochzeit zu gehen, da sie selbst nicht könne. Nåfrakolla sagte zu und ging auf die Burg zur Königin. Sie fing gleich an, ihr die Brautkleider anzulegen. Als sie aber sich anschickte, ihr die Reitärmel anzuziehen, da sagte Nåfrakolla:

„Gut passen die Ärmel
Der, zu der sie gehören."

Die Königin sagte, das wüßten ja alle, daß sie selbst sie genäht habe. Dann wurden ihr die Handschuhe gegeben und sie sagte:

„Wohl kannt ich die Finger,
Die vordem sie genäht."

Da sagte die Königin, was sie vorher gesagt hatte, und sie solle nicht schwatzen über all das. Dann machten sie einen Spazierritt in den Wald, aber als sie an einen Bach kamen, da sagte Nåfrakolla:

„Nun bin ich gekommen zu jener Linde,
Da Fertram und Isol Blondhaar
Einst sich Treue geschworen.
Er wird wohl auch heute sie halten."

Und sie ritten noch weiter und kamen zu einer Grube, da sagte wiederum Nåfrakolla:

„Hier liegen Eya und Meya,
Meine beiden Dienerinnen,
Ich kam heraus mit der Goldschere meiner Mutter."

Nun kehrten sie wieder um, und das Pferd der Braut ging durch. Da sagte sie:

„Schüttle dich, schüttle dich, Skurbein!
Allein wirst du schlafen heut nacht
Und so wird's auch dem jungen König ergehn."

Da kamen sie zur Burg. Isol war inzwischen wiedergekommen, sie wechselte wieder ihre Kleider mit Nåfrakolla, und nur die Königin wußte davon. Sie fragte ihre Tochter, was sie mit dem Kinde gemacht habe. „Ich habe es gegessen, meine Mutter," sagte sie. „Das war recht, meine Tochter," sagte die Königin. Am Abend gingen die Leute schlafen, der Bräutigam hatte sich schon niedergelegt und die Braut wollte sich eben entkleiden, da fragte er sie, was sie denn gesagt habe, als ihr die Ärmel angezogen wurden. „Ich wüßte nicht, daß ich etwas Wichtiges gesagt habe, ich weiß es nicht mehr," sagte Isol, „aber ich kann ja die Königin mal danach fragen." Sie ging fragen, was denn das niederträchtige Ding gesagt habe, als sie die Ärmel angezogen bekam vor dem Ritt in den Wald. Da sagte die Königin, sie habe gesagt:

„Gut passen die Ärmel
Der, zu der sie gehören."

Sie ging und sagte die Worte dem Bräutigam und zog sich weiter aus. Da fragte er wieder, was sie denn beim Anziehen der Handschuhe gesagt habe. „Das wird nichts Wichtiges gewesen sein," sagte sie. „Aber du wirst es mir sagen," sagte er, „sonst kommst du nicht ins Bett hinauf." Da ging sie wieder zur Mutter und fragte, was das Mädchen gesagt habe, als sie die Handschuhe anzog. Sie sagte:

„Wohl kannt ich die Finger,
Die vordem sie genäht."

Sie ging nun wiederum zu ihm und sagte ihm das und zog sich weiter aus, er aber fragte zum drittenmal, was sie denn gesagt habe bei der Linde und bei der Grube und an der drit=

ten Stelle, da, wo das Pferd durchging. „Das weiß ich nicht mehr," sagte sie, „es kann nichts Wichtiges gewesen sein." „Du wirst mir das alles sagen," sagte er. Sie lief wieder zu ihrer Mutter und fragte sie nach alledem. Die sagte es ihr: „Als sie zur Linde kam, hat sie gesagt:

„Nun bin ich gekommen zu jener Linde,
Da Fertram und Isol Blondhaar
Einst sich Treue geschworen.
Er wird wohl auch heute sie halten."

Als sie zur Grube kam, hat sie gesagt:

„Hier liegen Eya und Meya,
Meine beiden Dienerinnen.
Ich kam heraus mit der Goldschere meiner Mutter."

Beim drittenmal, als das Pferd durchging, hat sie gesagt:

„Schüttle dich, schüttle dich, Skurbein!
Allein wirst du schlafen heut nacht
Und so wird's auch dem jungen König ergehn."

Nun kam sie zurück und sagte ihm das alles und dachte, sie dürfe nun ins Bett. Da nahm er sein Schwert, das oben am Bettpfosten hing, durchstieß sie damit und sagte, das solle so sein, daß er heute nacht allein schlafe. Da kam die Königin dazu und sah, was da geschah. Sie wurde eine Unholdin, da erschlug er auch sie schnell mit seinem Schwerte. Dann schickte er gleich nach Nåfrakolla und sie mußte alles erzählen, wie es gewesen war. Da freute sich der König sehr, daß er die Unholdin los war, und das Festmahl fing noch einmal von vorne an:

„Da gab's auf den Tischen
Pfauen in Pfeffer,
Gesalzenen Seefisch,
Minyan und Tinyan
Und viel Gutes.
Da ward getrunken
Primet und Klaret
und Garganuswein.

Goldkisten zog man auf den Estrich
Und beschenkte die Gäste;
Reich zogen sie heim,
Die arm gekommen waren.
Fertram wurde König, als dieser starb;
Sie hatten Kinder und Nachkommen,
Gruben Wurzeln und Kräuter,
Und nun geht das Märchen nicht mehr weiter."

20. Auf, meine sechs, in Jesu Namen!

Eines Herbstes fuhren sechs Mann auf Schafsuche, ihr Anführer war stark und beherzt. Als sie ganz weit entfernt waren, überfiel sie ein Unwetter, sie verirrten sich und wußten nicht mehr, wo sie waren. Nach langer Zeit merkten sie, daß es bergab ging. Sie kamen in ein kleines Tal, stießen auf einen Hof und klopften an die Tür. Ein alter Mann kam heraus, häßlich und böse von Aussehen. Er sagte, das sei etwas Neues, daß Leute herkämen und herumspionierten, und sah sie unfreundlich an. Ihr Anführer sagte, wie es sich mit ihrer Reise verhielt, drängte hinein und seine Gefährten mit ihm, ohne daß der Alte es erlauben oder verbieten konnte. Nachdem sie eine Zeitlang gesessen hatten, wurde ihnen Fleisch auf Schüsseln gebracht von einer Frau, die jung aber sehr traurig aussah. Der Alte stand inzwischen in der Zimmertür. Sie sagte ganz leise: „Eßt von der abgewendeten Seite!" Es schien ihnen Hammelfleisch auf der einen, auf der andern Seite aber Menschenfleisch zu sein. Dann räumte das Mädchen ab und zog ihnen die Regenkleider aus. Dabei sagte sie wieder ganz leise: „Nehmt euch in acht, behaltet die Unterkleider an und schlaft nicht!"

In der Nacht schien der Mond. Der Anführer lag in einem Bett, auf das der Schatten fiel. Er sagte zu seinen Gesellen, sie sollten sich nicht rühren, was auch vorfallen möge, bevor

er sie rufe. Nach einer kleinen Weile kam der Alte herein, ging zu dem Bett des einen, befühlte ihn an der Brust und sagte: „Magere Brust, kraftlos!" Er befühlte sie alle und murmelte immer das gleiche. Zuletzt kam er zu dem Anführer, befühlte ihn und sagte: „Fette Brust, wacker!" Dann griff er schnell nach einer Axt im Winkel und drehte sich wieder nach dem Bett des Anführers. Dieser sah alles kommen, wand sich aus dem Bett herunter und der Alte hieb in das Bett statt in ihn. Da packte der Mann die Axt und entriß sie dem Alten. Da schrie der Alte: „Auf, meine Zwölf, in des Teufels Namen!" Aber der Mann schlug ihm die Axt in den Kopf, daß sie im Hirne stak und er fiel, und er rief: „Auf, meine sechs, in Jesu Namen!" Da öffnete sich die Tür im Estrich und ein Mannskopf tauchte auf. Er hieb es ab und tötete so alle zwölf in der Kellertür. Dann holten sie das Mädchen. Sie war eine Bauerntochter aus dem Eyafjord, der Alte hatte sie gestohlen und sie hatte seinen ältesten Sohn heiraten sollen. Sie aber hatte nicht gewollt, weil sie Menschenfresser waren. Viel Schätze fanden sich dort und viel Schafe im Tal. Der Anführer blieb mit dem einen Mann den Winter über da, um das Vieh zu pflegen. Im Frühjahr brachten sie alles fort, und der Anführer gründete eine große Wirtschaft im Norden und das Mädchen ward seine Frau. Sie lebten glücklich und lange.

21. Ingeborg und ihre gute Stiefmutter

Es war einmal ein König und eine Königin, die hatten keine Kinder und wünschten sich doch so sehr, Kinder zu haben. Da ging die Königin einmal spazieren und es lag viel flockiger Schnee draußen. Sie blutete aus der Nase, und da wünschte sie sich ein Töchterlein, so rot wie Blut und so weiß wie Schnee. Beim König war ein Knecht mit Namen Surt. Er hörte, was die Königin gesagt hatte und legte ihrem Wunsch

die Zauberworte bei: „und du sollst einen tödlichen Haß auf sie haben!"

Die Zeit verstrich und es geschah nichts Besonderes. Plötzlich merkte die Königin, daß sie mit einem Kinde ging. Als die Zeit der Geburt heranrückte, bat sie ihren Mann, ihr zu versprechen, das Kind zu beseitigen, sobald es geboren sei. „Deine Bitte soll dir nie erfüllt werden," sagte der König. Die Königin gebar alsbald ein Kindlein und zwar war es ein bildschönes Mädchen und es wurde Ingeborg genannt. Der König ließ ihr ein Frauenhaus bauen, gab ihr eine Pflegemutter, der er das Kind anvertraute. Dies gefiel der Königin gar nicht. Das Mägdlein wuchs auf und ward so schön, daß die Leute nie etwas Schöneres gesehen hatten. Plötzlich wurde die Königin krank und da sie an ihrem Aufkommen zweifelte, ließ sie ihre Tochter rufen und flüsterte ihr etwas ins Ohr, was keiner hören konnte. Danach starb die Königin, sie wurde im Hügel beigesetzt und der König trauerte gar sehr um sie. Ingeborg aber ging in ihr Kämmerlein und weinte immerfort.

Nun erzählt das Märchen von einem Jarl, der nicht weit vom Königreich auf einer Insel wohnte. Er hatte eine Tochter, die hieß Hild. Der König warb um diese Jarlstochter, bekam sie und feierte in seiner Halle ein schönes Hochzeitsfest, aber Ingeborg war nicht dabei, sie saß in ihrem Kämmerlein und weinte.

Einmal ging die junge Königin zur Kammer Ingeborgs, klopfte an die Türe und bat sie aufzuschließen. Das tat sie auch. Die Königin bat sie, mit ihr hinaus in den Wald zu gehen. Ingeborg war nicht dafür, und erst nach langer Bedrängnis kam es so weit, daß sie beide in den Wald gingen. „Nun, bitte, sag' mir," sagte die Königin, „was dir Kummer macht und dich so sehr bedrückt." Ingeborg wollte es ihr durchaus nicht sagen, so oft auch die Königin danach frug. Schließlich kamen sie zu einem großen Fluß und da sagte die Königin: „Wenn du mir nicht sagst, warum du immerfort weinen mußt, dann werde ich dich in den Fluß

stoßen." Da war der Ingeborg doch ihr Leben lieber und sie erzählte, ihre Mutter habe sie dazu verflucht, daß sie im Hause ihres Vaters ein Kind bekommen, einen Mann töten und ihres Vaters Schloß verbrennen solle. „Das soll dir keinen Kummer mehr machen," sagte die Königin, „ich werde dir aus dieser Not helfen. Sag' dem Knecht Surt, du hättest eine schöne Pflanze auf der Meeresklippe gesehen und er soll sie dir holen. Wenn er so hoch auf die Klippe gekommen ist, daß er nicht weiter hinauf kann, dann laß das Seil los, so daß er ins Meer fällt."

Ingeborg hörte auf den Rat und tötete so den Surt, dann ging sie heim. Als die Königin mit dem König ins Gespräch kam, sagte sie: „Du sitzest immer seelenruhig in deiner Burg, König, und gehst nie in den Wald spazieren, wie das andere Könige machen." Der König sagte, er wolle gern in den Wald gehen, wenn sie das so wünsche und ging auch mit all seinen Leuten eines Tages hinaus. Die Königin teilte dies der Ingeborg mit, ließ ihr helfen, alle Kostbarkeiten aus der Königshalle hinauszuschaffen und legte dann Feuer an die Burg. Dann gab sie der Ingeborg ein Knäuel. Das solle sie in den Wald hinausrollen lassen, es werde vor der Tür einer Hütte haltmachen. Wenn sie dahin komme, solle sie dafür sorgen, daß sie den Bewohner der Hütte eher sehe als er sie. „Aber wenn du von mir träumst, dann komme ganz schnell zu mir," sagte die Königin. Nun ging Ingeborg in den Wald und kam schließlich zur Hütte, sie trat hinein und stellte sich hinter die Tür. Nach einer geraumen Weile kam ein großer Riese in die Hütte. Er trug einen Bären auf dem Rücken und warf ihn auf den Estrich. Da sah er Ingeborg, sie stand aber so, daß sie ihn zuerst gesehen hatte. Ingeborg bat den Riesen im Namen ihrer Stiefmutter, sie einige Nächte hierbleiben zu lassen. Er erlaubte es und sagte, sie solle nur weiter in die Hütte hereinkommen. Sie sah nun ein riesengroßes aufgedecktes Bett und ein kleines darunter, und dies war kreisrund.

Der Riese fragte sie, ob sie lieber bei ihm oder bei seinem

Hunde schlafen wolle. Sie wollte lieber beim Hunde schlafen. Sie blieb nun dort einige Nächte in der Hütte. Eines Nachts wachte sie auf und hörte ein heftiges Dröhnen, das war so schrecklich, daß man hätte denken können, die Erde springe auseinander. Dann sah sie ein großes Ungeheuer in Menschengestalt in die Hütte kommen; dieses hatte eine Haube aus Ochsenhaut, steckte in Pferdehauthosen und hatte eine Weste aus der Haut eines Eishaifisches. Sein Schädel war häßlich geformt, er hatte eine krumme und schiefe Nase, kohlpechrabenschwarzes Haar und ebensolche Haut. Der Rachen war ganz schief und es ragte ein großer Zahn daraus hervor. Über dieses furchtbare Gesicht war Ingeborg so erschrocken, daß sie in das Bett des Riesen hineinsprang.

Dann träumte sie von der Königin und der Riese weckte sie; sie ging sofort aus der Hütte fort und eilte gar sehr zur Königsburg hin. Als sie dahin kam, sah sie die Königin in einem seidenen Hemd auf einem Scheiterhaufen sitzen. Da sprang sie zum Scheiterhaufen hin, stieß einige Knechte auf den Scheiterhaufen zu, nahm die Königin bei der Hand und führte sie aufs Schloß. Sie schalt ihren Vater und sagte, er lohne es der Königin schlecht, da sie ihr in ihrer Not habe helfen wollen, sie von ihrem schicksalsschweren Zauber zu lösen. Da sagte der König, das habe er nicht gewußt, er habe im Gegenteil geglaubt, die Königin habe sie mit dem Schlosse verbrannt.

Es verging nun einige Zeit und die Leute glaubten zu sehen, daß Ingeborg dick werde unter dem Gürtel. Da kam eines Tages ein prächtig gekleideter Mann auf rotem Pferd zur Burg geritten, hielt um Ingeborg an und bekam sie auch. Dann wurde ein schönes Hochzeitsfest gefeiert.

Kurz darauf gebar sie ein Kindlein und nun wußte sie, daß ihr Mann der Vater ihres Kindleins und der Riese in der Hütte war. Er war dort verzaubert gewesen und war der Bruder der Königin. Sie liebten einander bis in ihr hohes Alter und bekamen nach dem Tod des Königs das Reich und allen Reichtum.

22. Der Mann von Grimsö und der Bär

Einmal verlosch auf der Insel Grimsö im Winter das Feuer, so daß man in keinem Hofe mehr welches hatte. Das Wetter war windstill und sehr kalt, der Sund war zugefroren und man glaubte, daß das Eis trage. Da sandte man drei tüchtige Leute nach dem Festland, um Feuer zu holen. Frühmorgens zogen sie bei klarem Wetter, von vielen bis auf das Eis begleitet, los, bis sie mitten auf dem Sund an eine offene Stelle kamen, die war so lang, daß man ihr Ende nicht sehen konnte. Zwei sprangen mit knapper Not hinüber, aber der dritte getraute sich dies nicht. Sie rieten ihm heimzukehren und gingen weiter, er aber wollte nicht unverrichteter Sache zurückkehren und ging an der Wake entlang, eine schmälere Stelle suchend. Gegen Abend wurde es trübe, Sturm und Regen kamen von Süden. Das Eis brach und der Mann stand zuletzt auf einer Scholle, die dem Meere zutrieb. Schließlich trieb sie an einen großen Eisberg an und der Mann stieg hinauf. Da sah er eine Bärin vor sich, die auf ihren Jungen lag. Hungrig und müde wie er war, gab er nicht mehr viel um sein Leben. Die Bärin stand auf, ging auf ihn zu und um ihn herum und machte ihm ein Zeichen, sich auf das Lager zu den Jungen zu legen. Als er's voller Furcht tat, breitete sie sich über ihn und ließ ihn mit den Jungen saugen. Am Morgen winkte sie den Mann hinaus auf das Eis und machte ihm ein Zeichen, sich auf ihren Rücken zu setzen. Als er das getan hatte, stand sie auf und schüttelte sich, bis er herunterfiel. Dabei ließ sie es diesmal bewenden, der Mann aber wunderte sich. So ging es drei Tage und nachts säugte sie ihn immer mit den Jungen. Am vierten Tage aber fiel er nicht mehr herunter, wie sehr sich die Bärin auch schüttelte. Da schwamm sie gegen Abend mit ihm nach der Insel. Wie sie ans Land kamen, gab nun der Mann der Bärin ein Zeichen, ihm nachzukommen. Er ging

zu seinem Hof, ließ die beste Kuh melken und gab dem Tier soviel Milch zu trinken, wie es nur wollte. Dann ging er zum Schafstall und die Bärin hinter ihm her, da ließ er die beiden besten Hammel schlachten, band sie an den Hörnern zusammen und hing sie ihr quer über den Rücken. Dann ging sie zum Meere zurück und schwamm zu ihren Jungen hinaus. Und während die Grimsöer noch mit Verwunderung dem Bären nachschauten, sahen sie ein Schiff vom Festland mit gutem Winde zur Insel segeln. Und darin würden wohl die beiden andern Boten mit dem Feuer sein.

23. Der Elbenkönig auf Selö

Eines Sommers konnten die Leute von Holmar, die zum Fischen auf Selö waren, nicht alle getrockneten Fische nach dem Festlande bringen, weil das Wetter zu schlecht wurde. Erst im Herbste wurde das Seewetter wieder gut und sie holten den Rest. Dabei ging einer von ihnen, und zwar der Knecht des Pfarrers, nach der andern Seite der Insel, zu sehen, ob dort vielleicht etwas an den Strand gespült worden sei. Da schlug das Wetter wieder um, jene glaubten sehen zu müssen, daß sie heimkamen und ließen den Mann zurück. Nasser Schnee fiel, der Mann ging zur Fischerhütte, hatte nichts zu essen und gab sein Leben verloren und kam aus der Hütte wieder heraus. Da sah er vor sich einen freundlichen Stern. Aber er sagte sich, ein Stern könne das bei diesem Schneewetter nicht sein und er hielt es für ein erleuchtetes Fenster. Er lief hin und kam an ein Haus so prächtig wie eine Königshalle. Da hörte er, wie drinnen jemand sagte: „Ja, denkt euch, ihr Mädchen, da ist jetzt der arme Kerl, den sie heute auf der Insel zurückgelassen haben, an unser Haus gekommen; geht, holt ihn herein, er soll nicht vor meiner Tür sterben!"

Da kam ein junges Mädchen heraus, führte ihn hinein und hieß ihn die Schneekleider ablegen. Sie gingen eine hohe

Treppe hinauf in einen schönen gold- und edelsteingeschmückten Saal. Da saßen viele Frauen und eine war die schönste von allen. Er begrüßte sie höflich und sie antworteten freundlich. Dann führte ihn das schöne Mädchen in eine kleine prächtige Kammer, brachte ihm Wein und Speisen und ging wieder fort. Wo sein Schlaflager war, wird nicht erzählt. Am Morgen kam das Mädchen, sagte, sie könne ihm nicht selber Gesellschaft leisten, brachte ihm aber allerhand Dinge zum Zeitvertreib.

So verstrich der Winter bis Weihnachten. Am heiligen Abend kam das schöne Mädchen zu ihm und sagte, er möge ihr nun eine Bitte erfüllen, wenn er glaube, daß sie ihm je etwas Gutes erwiesen habe. Morgen werde Tanz sein, ihr Vater werde sie zum Zuschauen hinausrufen. Da dürfe er nicht neugierig sein und nicht zum Fenster hinaussehen, er würde drinnen Kurzweil genug haben. Das versprach er ihr auch. Und am Weihnachtsmorgen brachte sie ihm Speisen und Wein und allerhand Dinge zum Zeitvertreib und dann ging sie wieder.

Nun hörte er alsbald Gesang und Saitenspiel. Er dachte sich, das müsse ein großes Vergnügen sein, konnte nicht lange widerstehen, kletterte zum Fenster hinauf und sah hinaus. Eine große Menge Leute tanzten und spielten allerhand Saitenspiel. Mitten darin saß ein königlicher Mann mit einer Krone auf dem Kopf, rechts und links von ihm eine Frauengestalt. Er meinte, dies sei der König nebst Gemahlin und Tochter, und diese erkannte er gut. Dann verließ er das Fenster, der Tanz dauerte bis zur Nacht. Aber als das Mädchen am Abend zu ihm kam, war sie ungewöhnlich still, sagte, er habe sein Versprechen nicht gehalten, doch habe zum Glück ihr Vater noch nichts davon gemerkt.

Nun ging es so bis Neujahr, und am Silvesterabend sagte sie ihm wieder, morgen gehe sie mit ihrem Vater zum Tanz und er sollte nun an sein Versprechen denken. Er verhieß es ihr hoch und teuer, sie brachte ihm Wein und Speisen und allerhand Kurzweil und verließ ihn dann. Am Morgen be-

gann ein noch größerer Festjubel als zu Weihnachten. Erst saß er lange Zeit ruhig da, aber dann konnte er nicht länger widerstehen und sah hinaus. Der Tanz war noch schöner und viele prächtige Ritter bewegten sich vor dem Königspaar. Dann verließ er das Fenster schnell und glaubte, es habe ihn niemand gesehen. Als die Königstochter aber am Abend kam, war sie sehr unwillig und machte ihn heftige Vorwürfe. Aber doch blieb sie so gut zu ihm wie zuvor.

So verstrich der Winter bis zum Osterfest. Am Ostersonnabend bat sie ihn freundlich, doch ja nicht neugierig zu sein, auch wenn die Freude draußen noch so groß wäre. Denn wenn ihr Vater merke, daß sie einen Mann bei sich hätte, so sei ihr Leben verloren. Am Ostermorgen brachte sie ihm wieder alles, was er sich nur wünschen konnte. Das Fest fing laut und fröhlich an wie früher. Schließlich wurde ihm die Einsamkeit langweilig und er ging in das nächste Zimmer. Wenn er dort hinausblicke, glaubte er, werde sie es nicht merken. Er sah schnell hinaus und sah dasselbe wie zu Neujahr. Dann hielt er sich in seiner Kammer, bis das Mädchen zu ihm kam. Sie aber war zornig und sagte, er hätte sie betrogen wie noch jedesmal. Wieviel ihr Vater wüßte, wisse sie nicht, aber schon sei er unfreundlicher gegen sie als sonst. „Ich dachte nicht, daß du so wenig treu sein könntest; aber du wirst es später in andern Dingen gewiß ebenfalls sein."

Nun ging es auf den Sommer zu und am letzten Winterabend kam sie zu ihm und sagte, morgen würden die Leute vom Festland kommen, um ihn zu holen und deshalb solle er zu der Fischerhütte gehen. Und wenn er ihr ein wenig dankbar dafür sei, daß sie ihm das Leben im Winter gefristet habe, so wolle sie ihn nur um das eine bitten, daß er das Kind anerkenne, das sie jetzt von ihm unter dem Herzen trage. Sonst sei ihr Leben verloren und der König lasse sie töten, wenn sie dem Kinde keinen Vater geben könne; andernfalls würde er ihr das Leben schenken. Um nichts anderes und nur um dies eine bitte sie ihn, daß er doch hierin treu sein

möge. Der Mann versprach es hoch und teuer, auch mache ihm dies ja nichts weiter aus.

Sie nahmen nun Abschied und er dankte ihr für alles und ging. Als er sich kurz danach umsah, war die Halle verschwunden. Nur steinige Hügel und Felsblöcke waren da und er ging nach der Fischerhütte. Es war gutes Wetter und bald sah er ein Schiff kommen. Als die Leute gelandet waren, ging er ihnen entgegen. Sie fürchteten sich, wie sie ihn erblickten, denn er war dick und rund und sie glaubten daher, daß es sein Gespenst sei, weil sie meinten, er sei im Winter gestorben. Sie wagten nicht mit ihm zu reden oder zu ihm zu gehen. Schließlich stieg der Vormann ans Land und fragte ihn, ob er ein lebendiger Mensch oder ein Wiedergänger sei oder ob er der Mann sei, den sie im Herbst auf der Insel zurückgelassen hätten. Er sagte, er sei der nämliche Mann. Ja, wieso er denn nicht verhungert sei? Nun, der Seetang von Selö sei auch nicht schlechter als die Wassergrütze von Holmar, sagte der Inselmann. Mehr wollte er nicht erzählen, ging an Bord und sie ruderten heim. Alle verwunderten sich, daß er noch am Leben war, aber die Leute bekamen nichts aus ihm heraus.

Eines schönen Sonntags spät im Sommer waren viele Leute zur Kirche gekommen und auch der Knecht war beim Gottesdienst. Aber wie sie alle in der Kirche beisammen waren, der Pfarrer mit der ganzen Gemeinde, stand plötzlich eine Kinderwiege vor dem Altar und eine goldgestickte Decke war über das Kind gebreitet. Kein Mensch war dabei zu sehen, nur eine schöne Frauenhand ruhte auf dem Wiegenrand. Darüber verwunderten sich alle und sahen einander an. Der Pfarrer aber ergriff das Wort und sagte, daß dies Kind getauft werden wolle, und es werde wohl irgend jemand hier in der Kirche sein, dem es zugehöre und am ehesten würde wohl der Knecht das sein und ob man es ihm nicht von Selö jetzt hergeschickt habe? Der Knecht aber leugnete alles ab. Der Pfarrer wollte es trotzdem auf den Namen des Knechtes taufen, der aber wies das auf das entschiedenste von sich und

sagte, er habe mit der Angelegenheit nichts zu tun. Der Pfarrer meinte, ohne irgendeine menschliche Hilfe könne er auf der Insel doch nicht überwintert haben. Der Knecht aber sagte, daß er das Kind nun und nimmer als das seinige anerkennen würde, und er verbot dem Pfarrer, es auf seinen Namen zu taufen.

Da verschwand die Wiege, ein lautes Weinen war vernehmbar und man hörte, wie es sich aus der Kirche entfernte. Der Pfarrer und alle Leute gingen hinter dem Weinen her. Da hörten sie, wie es sich in der Richtung nach der See zu verlor. Die kostbare Decke aber lag auf dem Boden und war dann auf Holmar noch lange Zeit im Gebrauch.

Die Leute wunderten sich alle über den Vorfall und am meisten war der Pfarrer davon bewegt. Der Knecht ist später in Schwermut verfallen. Und als ihn der Pfarrer nach der Ursache fragte, erzählte er ihm die ganze Geschichte, wie er den Winter über bei einem König und seiner Tochter geweilt und wie es ihn sein Leben lang gereuen würde, daß er das Kind nicht anerkannt habe. Der Knecht wurde niemals wieder derselbe wie früher und damit schließt die Geschichte vom Elbenkönig auf Seló.

24. Die Riesin im Steinboot

Es war einmal ein König und eine Königin, die hatten einen Sohn mit Namen Sigurd. Er war schon als Knabe stark, geschickt bei Turnen und Spiel und schön von Angesicht. Als der Vater infolge seines hohen Alters anfing, schwerfällig zu werden, da besprach er sich mit seinem Sohn und sagte, es sei nun wohl an der Zeit, sich nach einer passenden Frau umzusehen, denn er könne ihm wohl nicht mehr lange von Nutzen sein; seine Ehre aber würde dann wohl erst in voller Blüte stehen, wenn er eine passende Frau gefunden habe.

Sigurd war damit wohl einverstanden und fragte seinen

Vater, wo er am besten seine Braut suchen solle. Der König sagte, im Ausland — er zeigte ihm, wo es war — wohne ein König, der habe eine schöne und liebliche Tochter. Wenn Sigurd sie zur Frau bekommen könne, so sei dies wohl die beste Heirat für ihn. Vater und Sohn gingen auseinander und Sigurd machte sich auf zur Fahrt dorthin, wo sein Vater ihn hingeschickt hatte. Er ging zum König und bat ihn um die Hand seiner Tochter. Der König versprach sie ihm gern, aber Sigurd mußte sich bereit erklären, solange wie möglich im Reiche zu bleiben, denn der König war sehr elend und fast unfähig zu regieren. Sigurd sagte ja und stellte die Bedingung, daß er heimfahren dürfe, wenn er die Nachricht vom Tode seines Vaters bekäme, denn der sei ganz altersschwach.

Dann feierte Sigurd seine Hochzeit mit der Königstochter und teilte sich mit seinem Schwiegervater in die Regierung. Er und seine Frau liebten sich gar sehr und ihr Zusammensein wurde noch inniger, als sie nach einem Jahr ein schönes und liebliches Söhnlein gebar. Danach verstrich die Zeit, bis der Junge zwei Jahr alt war, da bekam Sigurd Nachricht, daß sein Vater gestorben sei. Sigurd machte sich nun mit Frau und Kind auf die Reise und segelte auf einem Schiff davon.

Als sie eine Tagesfahrt von daheim fort waren, trat Windstille ein und das Schiff lag ruhig auf dem Meer. Beide, Sigurd und seine Frau, waren allein auf dem Verdeck, denn fast alle hatten sich unten schlafen gelegt. Sie saßen und sprachen lange Zeit miteinander und hatten ihr Söhnlein bei sich. Da wurde nach kurzer Zeit Sigurd so schläfrig, daß auch er nicht mehr aufbleiben konnte. Er ging deshalb hinab und legte sich schlafen. Die Königin war nun allein auf dem Verdeck mit ihrem Kind und spielte mit ihm.

Kurz nachdem König Sigurd hinabgegangen war, sah die Königin etwas Schwarzes an einer Stelle in der See und sah, daß es immer näher sich herbewegte. Als es dem Schiffe näher kam, da konnte sie deutlich sehen, daß es ein Boot sei und daß

es gerudert wurde, denn sie sah im Boote etwas Menschliches. Dann legte das Boot an ihrem Schiff an und die Königin sah, daß es ein Steinboot war und alsbald kam auch ein häßliches böses Riesenweib auf das Schiff. Die Königin war so erschrocken, daß sie weder sprechen noch sich bewegen konnte, um den König und seine Leute zu wecken.

Die Riesin ging auf die Königin zu, nahm ihr das Kind weg und setzte es auf das Verdeck; dann zog sie die Königin aus und nahm ihr alle kostbaren Kleider, so daß sie nur noch in einem leinenen Unterkleid dastand. Sie zog selbst die Kleider an und nahm menschliches Aussehen an. Dann nahm sie die Königin, setzte sie in das Steinboot und sagte: „Ich zaubere, daß du sollst mäßigen nicht Fahrt und nicht Flug, bis du zu meinem Bruder in die Unterwelt kommst." Die Königin saß ganz teilnahmlos und ohnmächtig da; das Steinboot unter ihr trieb sogleich vom Schiffe ab und es dauerte nicht lange, so war es aus dem Gesichtskreis des Schiffes verschwunden.

Als das Steinboot nicht mehr zu sehen war, da fing der kleine Königssohn an zu weinen und so sehr auch die Riesin sich Mühe gab und anstrengte, ihn zu beruhigen, es half nichts.

Da ging sie mit dem Kind im Arm hinunter, wo der König schlief und weckte ihn mit Schimpfreden, daß er sich gar nicht um sie kümmere und sie mit ihrem Kind allein auf dem Verdeck oben lasse; inzwischen schlafe und schnarche er mit all seinen Leuten. Sie sagte, das sei sehr leichtsinnig und rücksichtslos von ihm, nicht einmal jemand oben bei ihr wachen zu lassen, denn wenig könne man dann berichten, was inzwischen geschehen sei. So sei es auch gekommen, daß sie ihr Kind nicht mehr beruhigen könne, und deshalb habe sie sich entschlossen herunterzukommen mit ihm dahin, wo es hin gehöre und es könne nun auch wieder ans Werk geschritten werden, da ja nun günstiger Fahrwind sei. Dem König Sigurd kam es ganz unerwartet, daß die Königin so laut und böse mit ihm sprach, da sie nie so mit ihm früher geredet hatte,

aber er nahm ihre harten Worte freundlich hin und es machte großen Eindruck auf ihn, daß sie so jammerte, deshalb gab er sich auch Mühe, den Kleinen zu beruhigen, aber es half nichts.

Er weckte nun seine Leute und hieß sie die Segel hissen, da ja nun der Fahrwind günstig war. Sie segelten so schnell sie konnten und es ist von der Fahrt nichts zu berichten, bis sie in das Land kamen, wo Sigurd zu herrschen hatte. Er ging zu seinen Hofleuten. Sie waren noch in Trauer um ihren verstorbenen König, freuten sich aber, daß Sigurd wohlbehalten zurückgekommen war und gaben ihm den Königstitel. Da übernahm er die Regierung.

Der kleine Königssohn aber hörte gar nicht mehr auf mit Weinen, wenn er bei seiner vermeintlichen Mutter war, obwohl er vorher ein ruhiges friedliches Kind gewesen war. Der König nahm daher aus seinem Hofgesinde eine Pflegerin für ihn, und sobald der Junge bei ihr war, hörte er sofort auf zu schreien und war so friedlich wie vorher.

Nach der Seereise kam es dem König so vor, als habe seine Frau sich nicht gerade nach der guten Seite hin verändert. Er fand sie vor allem so trotzig, böse und streitsüchtig, wie er es vorher gar nicht an ihr gewohnt gewesen war. So sehr sie auch Wert legte auf ein höfliches Benehmen, fiel doch auch den meisten andern außer dem König ihre schlimme Sinnesart auf.

Bei Hofe waren zwei junge Männer von achtzehn und neunzehn Jahren. Sie spielten leidenschaftlich gern das Brettspiel und saßen deshalb oft noch spät dabei. Ihr Zimmer war gleich neben dem der Königin und es kam oft vor, daß sie hinüberhorchten. Eines Tages lauschten sie aufmerksamer als sonst. Sie legten das Ohr an eine Ritze in der Türmitte und hörten deutlich, wie die Königin sagte: „Wenn ich nur ein klein wenig gähne, dann bin ich eine kleine zierliche Jungfrau; wenn ich halb gähne, bin ich eine Halbriesin; wenn ich aber stark gähne, dann bin ich eine große Riesin.“ Als die Königin das sagte, mußte sie zu ihrem Unheil so heftig gähnen, daß sie eine schreckliche Riesin wurde; aus dem

Fußboden kam ein dreiköpfiger Riese mit einem Trog voller Fleisch; er begrüßte seine Schwester, die Königin, und setzte den Trog vor sie hin. Sie machte sich nun darüber her und hörte nicht eher auf, bis alles verschlungen war.

Die beiden jungen Männer sahen dies ganze Gehaben, sie konnten aber nicht verstehen, was die Geschwister miteinander sprachen. Sie waren erstaunt, wie mächtig sie schlang und wie gewaltig sie in den Trog langte; und zwar waren sie um so verwunderter darüber, weil sie immer nur ganz wenig zulangte, wenn sie mit dem König bei Tische saß. Als sie mit dem Essen im Trog fertig war, verschwand der Riese wieder genau so, wie er gekommen war, und die Königin nahm wieder Menschengestalt an.

Das Söhnlein des Königs hatte also inzwischen eine Pflegerin bekommen. Eines Abends, als sie eben Licht gemacht hatte und das Kind im Arm hielt, da sprangen im Zimmer aus dem Fußboden einige Dielen auf und gleich kam eine schöne Frau darunter zum Vorschein in einem leinenen Unterkleide, wie es die Frauen auf dem nackten Körper tragen. Sie war in der Mitte festgehalten mit einer Eisenkette, deren Ende so lang herunterhing, wie man sehen konnte. Die Frau ging auf die Wärterin zu, nahm ihr das Kind aus dem Arm, drückte es zärtlich an ihre Brust und gab es ihr dann wieder zurück. Dann verschwand sie wieder genau so, wie sie gekommen war, und der Boden schloß sich wieder über ihrem Kopf. Dabei kam kein Wort aus ihrem Munde.

Die Pflegerin war sehr erschrocken, sprach aber zu niemand darüber. Am andern Tage ging es genau so wie vorher: die weißgekleidete Frau kam genau so wie den Tag zuvor, nahm das Kind, drückte es zärtlich an ihre Brust und gab es der Wärterin wieder. Als sie wegging, sagte sie voller Kummer: „Zweimal vorbei; nur einmal noch, dann niemals mehr." Dann verschwand sie wieder im Fußboden. Nun war die Wärterin noch mehr voll Angst als zuvor, da sie die Frau diese Worte hatte sprechen hören. Sie fürchtete, dem Kinde drohe Gefahr, obwohl ihr die fremde Frau gut vorkam und

sich auch dem Kinde gegenüber benommen hatte, wie wenn es ihr gehöre. Seltsam war es ihr, daß sie gesagt hatte: „Nur einmal noch, dann niemals mehr." Sie hatte damit wohl sagen wollen, daß von den drei Tagen, die ihr zu kommen erlaubt waren, nur noch einer übrig sei, da sie nun schon zweimal dagewesen wäre. Sie beschloß deshalb, zum König zu gehen und ihm alles zu erzählen und bat ihn, er möchte selbst in ihr Zimmer kommen am nächsten Tage zu der Zeit, wo die Frau gewöhnlich erschiene. Der König versprach auch zu kommen.

Am folgenden Tage kam der König kurz vor der bestimmten Zeit ins Zimmer der Wärterin, setzte sich auf einen Stuhl und zog sein Schwert. Da sprangen die Dielen aus dem Fußboden wie früher auch und die weißgekleidete Frau mit Ring und Kette kam da herauf wie die beiden Tage zuvor. Der König erkannte sofort seine Frau, und sofort kam ihm der Gedanke, die Eisenkette, die vom Eisenring herunterhing, zu durchhauen. Da entstand ein solches Dröhnen und Getöse unter der Erde, daß die ganze Königsburg ins Wanken geriet, und jeder dachte, alle Häuser müßten einstürzen und zusammenfallen. Schließlich hörte der unterirdische Lärm auf und die Leute kamen wieder zur Besinnung.

Da fielen sich der König und die Königin in die Arme und nun erzählte sie ihm alles, was sie erlebt hatte: wie die Riesin im Steinboot zum Schiff gekommen sei, als alle schliefen, wie sie ihr die Kleider ausgezogen und sie sich selbst angelegt hätte und wie sie sie verzaubert hätte. Als sie in dem Steinboot, das von selbst fuhr, das Schiff nicht mehr sehen konnte, da hatte sie bemerkt, daß es nach etwas Dunklem hinfuhr, bis es zu einem dreiköpfigen Riesen kam. Der wollte sofort bei ihr schlafen. Sie aber wehrte sich mit aller Macht dagegen. Da sperrte der Riese sie in ein einsames Haus eine Weile und drohte ihr, sie nie wieder herauszulassen, wenn sie ihm nicht zu Willen wäre. So kam er jeden zweiten Tag und drohte und bat. Während dieser Zeit überlegte sie, wie sie den Händen des Riesen entkommen könne.

Da sagte sie, sie wolle bei ihm schlafen, wenn sie drei Tage hintereinander ihren Sohn über der Erde sehen dürfe; er erlaubte es, band ihr aber die Kette um den Leib und das andere Ende um sich, und das große Dröhnen, als der König die Fessel durchhauen hatte, kam wohl daher, daß der Riese lang hinschlug, als die Kette so schnell nachgab; denn die Wohnung des Riesen lag gerade unter der Burg. Bei dem großen Lärm, der entstand als er hinschlug, wird er sich wohl den Schädel zerschlagen haben beim Hinfallen, und als die Burg ins Wanken geriet, lag er wohl im Todeskampf. Die Königin sagte, sie habe deshalb drei Tage ihren Sohn sehen wollen, damit sich dabei eine Gelegenheit fände zur Erlösung, wie es ja nun auch gekommen sei.

Nun war dem König ganz klar, warum ihm die Frau, mit der er einige Zeit zusammengewesen war, so unfreundlich vorgekommen war. Er ließ ihr einen Sack über den Kopf ziehen und ließ sie steinigen; dann wurde ihre Leiche zwischen zwei wilde Pferde gebunden und in Stücke gerissen.

Jetzt erst erzählten auch die jungen Leute, was sie gesehen hatten, denn vorher hatten sie es nicht gewagt aus Angst vor der Macht der falschen Königin.

Nun wurde die wirkliche Königin wieder in ihre königlichen Würden eingesetzt und sie gefiel allen gar wohl. Die Wärterin verheirateten sie an einen Großhäuptling und gaben ihr eine prächtige Ausstattung mit.

25. Ein toter Mann braucht selten ein Messer

Einst wohnte im Norden ein fleißiges Ehepaar. Der Mann war mehr hinter dem Erwerbe her als die Frau; daher reiste er im Herbst nach dem Süden und wollte als Teilhaber an einem Boote die ganze Fischzeit über mit ausrudern. Davon versprach er sich mehr Gewinst, als wenn er zu Hause säße. Es wird nun nichts weiter berichtet über die Leute von der

Abfahrt des Bauern bis zur Thorlaksmesse vor Weihnachten; es hatte aber die Frau soeben einen geräucherten Hammelrumpf zum Weihnachtsfeste gekocht. Sie stellte ihn in einem Trog in der Vorratskammer auf ein Brett. Dann verließ sie für einen Augenblick die Kammer und ging entweder in die Wohnstube oder anderswohin. Als sie aber wieder in die Vorratskammer kam, sah sie, daß ihr Mann unterdessen nach Hause gekommen war. Er stand vor dem Brett mit dem Fleischtrog, hielt eine Hammelkeule in der Hand und riß mit den Zähnen das Fleisch vom Knochen herunter. Sie begrüßten einander, allein der Frau kam das sonderbar vor, sie fand es häßlich und wenig fein, wie der Bauer so aus der Hand aß und nagte und so fragte sie: „Willst du nicht ein Messer haben, Mann?" Da antwortete er: „Ein toter Mann braucht selten ein Messer, sondern er steht und reißt mit den Zähnen." Und in dem Augenblick verschwand der Mann, so daß die Frau nichts mehr von ihm sah. Als sie aber nach diesem Ereignis die erste Nachricht aus dem Süden bekam, da erfuhr sie den Tod ihres Mannes und daß er kurz vor Weihnachten ertrunken sei.

26. Die Kuh Bukolla

Einmal lebten ein alter Mann und sein altes Weib in einer ärmlichen Hütte. Sie hatten einen Sohn, aber man erwartete wenig Gutes von ihm. Mehr Leute waren nicht in der Hütte als eben diese drei. Eine Kuh hatten die beiden alten Leute, das war ihr ganzer Viehbestand. Diese Kuh hieß Bukolla. Einmal nun bekam die Kuh ein Kalb und das alte Weib half der Kuh in ihrer schweren Stunde. Als die Geburt vorüber war und alles gut abgelaufen, ging die Alte in die Hütte. Als sie kurz danach wieder zurückkam, um zu sehen wie es der Kuh ginge, da war sie verschwunden. Nun gingen die beiden Alten die Kuh zu suchen, und suchten weit und breit, kamen

aber genau so zurück, wie sie ausgezogen waren — ohne die Kuh. Nun waren sie ganz traurig und hießen ihren Sohn, fortzugehen und nicht wiederzukommen vor ihre Augen, ehe er nicht mit der Kuh zusammen heimkomme.

Sie versahen den Jungen mit Proviant und neuen Schuhen und er machte sich auf die Reise ins Blaue hinein. Er ging lange, lange, dann setzte er sich hin und fing an zu essen. Und danach rief er:

„Brülle du nun, meine Bukolla, wenn anders du noch am Leben bist!"

Da hörte er die Kuh aus weiter weiter Ferne antworten und nun ging er wieder lange, lange weiter. Dann setzte er sich wieder hin und aß und rief:

„Brülle du nun, meine Bukolla, wenn anders du noch am Leben bist."

Da hörte er Bukolla wieder antworten, und zwar etwas näher als beim vorigen Mal. Und nun ging er wieder lange, ach solange weiter, bis er auf einen großen Felsen kam. Da setzte er sich wieder hin zum Essen und rief: „Brülle, meine Bukolla, wenn du noch am Leben bist." Da hörte er die Kuh unter seinen Füßen brüllen. Er kletterte den Felsen hinab und sah darin eine gar große Höhle. Da ging er hinein und fand die Bukolla an einen Balken festgebunden. Er machte sie los, zog sie hinter sich her und ging heimwärts. Als er eine Weile gegangen war, sah er eine unheimlich große Riesin hinter ihm herkommen und eine kleinere war noch bei ihr. Er sah, wie die große Riesin so mächtig daherkam, daß sie ihn bald einholen würde. Da sagte er: „Was sollen wir nur machen, meine Bukolla?" Sie sagte: „Zieh ein Haar aus meinem Schwanz und leg' es auf die Erde." Er tat's und die Kuh sagte zum Haar: „Ich zaubere und sage, du sollst ein so großer Fluß werden, daß keiner darüber kommt als nur ein fliegender Vogel." Und sogleich ward ein riesengroßer Fluß aus dem Haar.

Als aber die Riesin zum Fluß kam, sagte sie: „Das soll dir nichts helfen, Schurke!" „Mach daß du heimkommst,

Mädchen," sagte sie zur Kleinen, „und hol' den großen Ochsen meines Vaters." Das Mädchen lief und kam mit dem mächtigen Ochsen wieder. Der trank mit einemmal den ganzen Fluß aus. Da sah der Bauernsohn, daß ihn die Riesin gleich kriegen konnte, weil sie so tüchtig ausholte beim Gehen. Da sagte er wiederum zur Kuh: „Was sollen wir nur machen, liebe Bukolla?" „Zieh wieder ein Haar aus meinem Schwanz und leg' es zur Erde," sagte sie. Er tat's und sie sagte: „Ich zaubere und sage, du sollst zu einem so großen brennenden Scheiterhaufen werden, daß keiner darüber kommt als nur ein fliegender Vogel." Und sogleich ward das Haar zum Scheiterhaufen. Als nun die Riesin zum Scheiterhaufen kam, sagte sie: „Das soll dir wieder nichts helfen, du Schurke. — Geh und hole noch einmal den großen Ochsen meines Vaters, Mädchen." Und sie ging und kam mit dem Ochsen. Dieser gab das ganze Wasser, das er aus dem Flusse getrunken hatte, von sich und löschte damit den Scheiterhaufen.

Nun sah der Bauernsohn, daß ihn die Riesin sofort erreichen würde, weil sie so große Schritte machte, und er sagte: „Was sollen wir nur machen, liebe Bukolla?" „Zieh ein Haar aus meinem Schwanz und leg's zur Erde," sagte sie. Und dann sprach sie: „Ich zaubere und sage, du sollst ein so großer Berg werden, daß niemand darüber kann als nur ein fliegender Vogel." Da ward das Haar zu einem Berg, so hoch, daß der Bauernsohn nichts sonst als nur noch den heiteren Himmel darüber sehen konnte. Als die Riesin zum Berge kam, sagte sie: „Das soll dir nichts helfen, Schurke"; und zum Mädchen sagte sie: „Geh und hol mir meines Vaters Bohreisen." Das Mädchen lief und kam damit zurück. Da bohrte das Riesenweib ein Loch in den Felsen und es ging recht langsam, bis sie endlich durchsehen konnte. Dann kroch sie schnell ins Loch hinein. Das war aber so eng, daß sie drin feststecken blieb und schließlich im Loch zu Stein wurde und dort steckt sie noch heute.

Der Bauernsohn aber kam heim mit seiner Bukolla, und

der Alte und seine Frau waren darüber voller Glück und Freude.

27. Der Königssohn Ring und der Hund Snati-Snati

Es war einmal ein König und eine Königin, die hatten eine Tochter mit Namen Ingeborg und einen Sohn, der hieß Ring; er war weniger mutig, als es sonst bei großen Herren üblich war, auch hatte er kein Verständnis für tüchtige Künste und Geschicklichkeiten. Als er zwölf Jahre alt war, ritt er mit seinen Leuten an einem schönen Tage in den Wald, um sich zu vergnügen. Sie waren schon lange unterwegs, als sie eine Hindin erblickten mit einem Goldring um das Geweih. Der Königssohn wollte sie haben, wenn es irgendwie möglich wäre. Sie jagten und ritten so lange hinter ihr her, bis alle ihre Pferde totgeritten waren und zum Schluß auch das Pferd des Königssohns zusammenbrach.

Da kam ein so dichter Nebel, daß sie die Hindin nicht mehr sehen konnten. Sie waren weit abgekommen von jeder menschlichen Behausung und wollten nun sehen, daß sie wieder heimkämen — aber sie hatten sich verirrt. Sie gingen zuerst alle miteinander, bis sie uneins wurden und ein jeder den Weg ging, den er für richtig befand. Sie trennten sich und jeder zog seine Straße fürbaß.

Als nun der Königssohn da und dort herumirrte und nicht aus noch ein wußte, kam er nicht weit vom Meer zu einem freien Platz im Walde. Da sah er eine Frau auf einem Stuhle sitzen mit einem großen Faß vor sich. Der Königssohn begrüßte die Frau höflich, indem er auf sie zuging und auch sie erwiderte seinen Gruß freundlich. Da sah er in das Faß und erblickte auf dem Boden des Fasses einen überaus schönen Goldring, von dem er sich nicht mehr trennen konnte, da eine heftige Lust ihn zu besitzen über ihn kam. Das sah

die Frau und sie sagte, sie merke wohl, daß sein Sinn nach dem Ringe stehe auf dem Boden des Fasses. Er sagte, so sei es auch. Er könne ihn bekommen, sagte sie, wenn er ihn aus dem Fasse heraushole. Er dankte und sagte, das Herausholen sei das wenigste; er beugte sich auch gleich über das Faß, das ihm gar nicht tief vorkam. Er wollte schnell den Ring fassen, aber das Faß wurde immer tiefer, je mehr er sich ausstreckte. Als er halb überm Rande des Fasses hing, da stand die Frau auf, stieß ihn kopfüber in das Faß hinein und sagte, hier drinnen möge er nun als Gast weilen. Dann verschloß sie das Faß und wälzte es hinaus ins Meer.

Dem Königssohn kam dies wenig behaglich vor. Er merkte wohl, daß das Faß vom Land fortkam und von den Wogen getrieben wurde; er wußte nicht, wieviel Tage lang das dauerte, bis er endlich merkte, daß es gegen einen Felsen stieß. Der Königssohn war voller Freude darüber, denn er war der festen Hoffnung, er sei an Land und nicht auf eine Klippe gestoßen. Nun kam er auf den guten Gedanken, den Versuch zu machen, ob er nicht den Boden des Fasses austreten könne, denn er verstand sich aufs Schwimmen. Er entschloß sich auch dazu, obwohl er befürchten mußte, auf diesem Wege nicht an Land zu kommen; da aber flache und niedrige Felsen ins Meer hingen, so ging es doch und es glückte ihm auch, hinüberzukommen. Hier waren nun hohe Berge, und wollte er etwas ins Land hineinkommen, so kam ihm das schwierig vor; trotzdem ging er eine Weile am Fuße der Berge dahin und begann dann hinaufzuklettern, was ihm auch gelang. Als er oben war, schaute er sich um und sah, daß es eine Insel war, auf die er geraten war. Sie war mit Wald bewachsen und fruchtbar und er sah da gute Äpfel zum Essen wachsen; und es kam ihm da vergnüglich vor, wohin er gekommen war.

Als er einige Tage dort gewesen war, hörte er auf einmal ein starkes Dröhnen im Walde; da erschrak er so furchtbar, daß er in den Wald lief und sich verstecken wollte. Da sah er einen Riesen auf großem Schlitten daherkommen und auf

ihn zusteuern. Da wußte er sich keinen andern Rat, als sich dort niederzuwerfen, wo er stand. Als der Riese ihn fand, blieb er eine Weile stillstehen und sah ihn an, dann nahm er ihn in seine Arme, trug ihn zu sich heim und war ungewöhnlich gut zu ihm; dann gab er ihn seiner Frau, die krank und bettlägerig war.

Er sagte, er habe dies Kind hier im Walde gefunden, sie dürfe es nun eine ganze Woche lang um sich haben. Der Frau kam dies vor wie ein schöner erfüllter Wunsch und sie streichelte den Königssohn und sprach freundlich mit ihm. Er blieb bei ihnen, war sehr willig und fügsam in allem, was sie von ihm verlangten, und darum waren sie von Tag zu Tag lieber zu ihm.

Eines Tages zeigte ihm der Riese alle seine Räume nur nicht den Wohn- und Küchenraum; da wurde der Königssohn neugierig, in diesen Raum zu sehen, weil er dachte, dort seien große Kostbarkeiten verborgen. Als einmal der Riese im Walde war, versuchte er in den Raum zu kommen, bekam aber die Türe nur halb auf; er sah, daß etwas Lebendiges sich schüttelte, im Zimmer hin und her lief und etwas sagte; der Königssohn jagte rückwärts zur Tür hinaus, schlug sie zu und vor Angst wurden seine Hosen naß. Als dann die Angst von ihm gewichen war, unternahm er's noch einmal, denn er wollte gerne hören, was es sagte, aber es kam wieder so wie beim erstenmal. Nun war er ärgerlich auf sich selbst und wollte sich zusammennehmen, so gut er konnte. Er versuchte es nun zum drittenmal, schloß das Zimmer auf und brachte es fertig stehenzubleiben; da sah er, daß es ein zottiger Hund war, der zu ihm gesprochen hatte, und sagte: „Wähle du mich, Königssohn Ring!"

Er machte sich schnell wieder davon, ganz erschreckt, und dachte bei sich: „Das ist kein kostbares Kleinod", aber die Worte, die er in dem Raume gehört hatte, blieben ihm trotzdem im Gedächtnis.

Es wird nicht erzählt, wie lange er noch beim Riesen war, aber einmal kam der Riese zu ihm und sagte, er wolle ihn

von der Insel aufs Land bringen, denn er werde dort nicht mehr lange zu leben haben; er dankte nun dem Königssohne für seine guten Dienste und sagte, er möge sich etwas von seinem Eigentum auswählen und er solle sofort bekommen, was er gern haben möchte. Ring dankte ihm herzlich und sagte, sein Dienst sei keines Lohnes wert, aber wenn er ihm unbedingt etwas geben wolle, so wähle er für sich das, was im Wohn- und Küchenraum sei. Da war der Riese traurig und sagte: „Da wählst du die rechte Hand meiner alten Frau, aber ich mag trotzdem mein Wort nicht brechen."

Dann ging er und holte den Hund. Als der Hund mit großer Freude und gewaltigen Sprüngen herzukam, da bekam der Königssohn einen solchen Schreck, daß er kaum wieder Mut fassen und sich davon erholen konnte. Dann ging der Riese mit ihm zum Meer hinab; da sah er ein Steinboot, das kaum so groß war, um sie beide samt dem Hunde aufzunehmen. Als sie ans Land kamen, sprach der Riese freundlich mit Ring und sagte, das solle ihm gehören, was auf der Insel sei, als Erbe, und er solle sich's im Verlauf eines halben Monats holen, denn da seien sie beide, er und seine Frau, tot. Der Königssohn dankte ihm herzlich für dies und alles andere. Der Riese fuhr nun heim, und der Königssohn ging landeinwärts. Er wußte nicht, was das für ein Land war und wagte es auch nicht, den Hund anzureden. Als sie eine Weile schweigend dahingegangen waren, da sprach der Hund zu ihm und sagte: „Du scheinst nicht neugierig zu sein, da du mich nicht nach meinem Namen fragst." Da sagte der Königssohn: „Wie heißt du denn?" Der Hund sagte: „Am besten nennst du mich Snati-Snati. Und nun kommen wir in ein Königreich und den König dort sollst du drum bitten, daß er dich den Winter über da bleiben läßt und dir ein kleines Zimmer gebe für uns beide."

Dem Königssohn schwand nun die Angst vor dem Hund ein wenig. Er kam in das Königreich, bat den König, bei ihm bleiben zu dürfen den Winter über, und der König erlaubte es ihm gern. Als die Leute des Königs den Hund sahen,

fingen sie an zu lachen und den Hund zu hänseln. Als der Königssohn das sah, sagte er: „Ich rate euch, meinen Hund nicht zu reizen, sonst könnte es euch schlecht bekommen.“ Sie machten sich über die beiden lustig. Ring blieb nun beim König, und sein Rat wurde beachtet. Als er schon einige Zeit dort war, schien es dem König zu gefallen, daß er gekommen sei, und er zeichnete ihn vor den andern aus.

Ein Ratgeber des Königs hieß Raud. Als er sah, daß der König den Ring andern vorzog, da packte ihn der Neid.

Eines Tages sprach Raud mit dem König und sagte, er verstehe nicht, was die Freundlichkeit bedeuten solle, die er jenem Manne, dem Fremdling, erweise, er habe sich ja durch keine Kunst oder Fertigkeit vor den andern hervorgetan. Der König meinte, er sei ja auch noch gar nicht lange da. Raud machte nun den Vorschlag, er solle sie beide am andern Morgen in den Wald schicken und Bäume fällen heißen und da solle es sich zeigen, wer von beiden der Tüchtigere sei. Dies hörte Snati-Snati und erzählte es dem Ring; dann riet er ihm, den König um zwei Äxte zu bitten, damit er die andere habe für den Fall, daß die eine entzweigehe.

Am andern Morgen schickte der König Ring und Raud in den Wald zum Bäumefällen. Sie waren beide einverstanden. Ring bekam zwei Äxte und dann ging jeder seines Wegs. Als Ring in den Wald gekommen war, nahm Snati eine Axt und fing an, mit dem Königssohn Bäume zu fällen. Am Abend kam der Köing, um sich das Tagewerk der beiden anzusehen, wie Raud es auch vorgeschlagen hatte; da war Rings Holzhaufen mehr als halbmal so hoch. Der König sagte: „Das war mir doch so, als sei Ring nicht gerade ein Schwächling. Ich habe noch nie eine solche Leistung an einem Tage gesehen.“

Ring genoß nun noch immer höheres Ansehen beim König als zuvor, aber Raud konnte das nur widerwillig mit ansehen. Eines Tages ging er denn auch wieder zum König und sagte: „Da Ring ein solcher Held ist, so bitte ihn doch, die Opferstiere draußen im Walde zu töten, sie abzuziehen

und dir am Abend Hörner und Haut zu bringen." Der König sagte: „Dünkt dir dies nicht ein gefährlicher Auftrag? Das bedeutet den Verlust dieses Mannes, denn noch keiner kam wieder, der es wagte, auf die Stiere loszugehen." Raud aber sagte: er habe nur einmal sein Leben zu verlieren und es sei doch eine Lust und Genugtuung, eine Mannesprobe zu machen, und der König habe dann hinterher desto mehr Ursache ihn zu ehren, wenn er auch diese Heldentat vollbracht habe. So ließ der König sich nun doch beschwatzen von Rauds beharrlichem Gerede, obwohl er's nur sehr ungern tat, und so bat er denn eines Tages den Ring, für ihn die Stiere zu erschlagen im Walde und ihm am Abend Hörner und Haut herzubringen.

Ring wußte ja nicht, wie wild die Stiere waren und wollte gern dem König zu Willen sein; er ging auch gleich hinaus in den Wald: Raud war nun froh, denn nun zählte er Ring bereits zu den Toten.

Als nun Ring den Stieren zu Gesicht kam, stürzten sie brüllend auf ihn los; der eine war mächtig groß, der andere kleiner. Ring geriet in furchtbare Angst, da sagte Snati: „Wie gefällt dir das jetzt?" „Schlecht," sagte der Königssohn. Snati sagte: „Es bleibt uns beiden nichts anderes übrig, als auf sie loszugehen, wenn es gut ausgehen soll, und geh du auf den kleineren los, ich auf den andern." Zur selben Zeit lief Snati schon auf den mächtigen Bullen los, und es dauerte nicht lange, da hatte er ihn überwältigt. Der Königssohn ging schlotternd auf den kleineren Stier los und als Snati kam, da hatte der Stier aber auch schon den Ring zu Boden geworfen; da war er nun nicht faul und half seinem Herrn. Dann machten sie sich fix über ihre Stiere her und als Snati schon fertig war mit dem großen Stier, da hatte Ring dem kleinen Stier erst zur Hälfte die Haut abgezogen. Am Abend, als sie dann fertig waren, da traute sich Ring nicht zu, die Hörner alle und beide Häute zu tragen. Da sagte Snati, er solle sie nur auf seinen Rücken werfen, er werde sie schon heimwärts bis zum Burgtor tragen. Der

Königssohn nahm dies Anerbieten gerne an und überließ alles dem Hund bis auf die Haut vom kleinen Stier; mit ihr schleppte er sich selbst. Vor dem Burgtor ließ er alles zurück, ging zum König, bat ihn, mit ihm vors Tor zu gehen, und gab ihm Hörner und Häute von beiden Stieren.

Der König bewunderte aufs höchste seinen Heldenmut, sagte, es gebe nicht seinesgleichen und dankte ihm aufs innigste für seine Heldentat. Daraufhin ließ er ihn an seiner Seite sitzen, es ehrten ihn alle sehr und hielten ihn alle für den größten Helden, ja selbst Raud konnte nichts dagegen sagen, wälzte aber doch immer den Gedanken, ihn beiseite zu schaffen.

Und so kam ihm auch eines Tages ein guter Gedanke. Er ging zum König und sagte, er habe mit ihm etwas zu besprechen. Der König fragte, was denn das sei; da sagte er, der gute Goldmantel, das gute goldene Brettspiel und das gute leuchtende Gold seien ihm wieder eingefallen, die dem König doch vor Jahresfrist fortgekommen seien. Der König bat ihn, doch daran nicht zu erinnern, aber Raud fragte, ob ihm denn nicht derselbe Gedanke schon gekommen sei wie ihm. Der König fragte, was das denn für ein Gedanke sein solle. Raud sagte, man sehe, daß Ring ein ganz besonders großer Held sei, und er glaube, daß Ring alles fertigbringe; da sei ihm nun der Gedanke gekommen, dem König zu raten, er solle doch Ring bitten, ihm diese Kostbarkeiten zu suchen und sie ihm noch vor Weihnachten zu bringen; er solle ihm dafür auch seine Tochter versprechen. Der König aber sagte, es komme ihm recht unpassend vor, an Ring eine solche Bitte zu richten, da er ihm auch nicht einmal andeuten könne, wo die Dinge etwa sein könnten. Aber Raud tat, als höre er alle Ausreden des Königs gar nicht, und beschwatzte ihn so lange, bis der König auf sein Gerede hörte.

Ein Monat vor Weihnachten war's gerade, da kam einmal der König mit Ring ins Gespräch und sagte, er habe eine gar große Bitte an ihn. Ring fragte, was es denn sei. Der König sagte: „Dies ist die Bitte, daß du den guten goldenen

Mantel, das gute goldene Brettspiel und das gute leuchtende Gold wiederfinden möchtest, das mir vor Jahresfrist gestohlen worden ist, und wenn du mir dies vor Weihnachten wiederbringst, dann will ich dir meine Tochter zur Frau geben." Ring sagte: „Wo könnte ich am besten nach diesen Dingen suchen?" Der König sagte: „Das mußt du dir alleine sagen, denn ich weiß das nicht."

Ring ging nun fort vom König und war schweigsam, denn es kam ihm vor, als sei er auf Schwierigkeiten gestoßen, und doch wäre es ihm herrlich vorgekommen, wenn er die Königstochter hätte gewinnen können. Snati sah, daß sein Herr ratlos war und sagte, er solle sich nicht grämen um die Bitte, die der König an ihn gerichtet habe, er möge nur auf ihn hören, sonst gehe es ihm ganz schlimm. Der Königssohn hörte darauf und fing an, sich zur Abfahrt zu rüsten. Dann ging er hinein zum König und sprach mit ihm. Als Ring sich vom König verabschiedet hatte, da sagte Snati: „Nun sollst du zunächst in der Umgegend herumfahren und soviel Salz holen, wie du bekommen kannst." Der Königssohn tat dies auch und bekam soviel Salz, daß er's gar nicht tragen konnte. Snati sagte, er solle es nur ihm auf seinen Rücken laden. Das tat Ring auch.

Nun war's nahe an Weihnachten. Der Hund rannte so lange immer vor dem Königssohne her, bis sie zu einem Berge kamen. „Hier geht's hinauf," sagte Snati. „Das wird nicht leicht sein," sagte der Königssohn. „Halte du dich an meinem Schwanze fest," sagte Snati. Dann sprang Snati mit Ring am Schwanze auf die niedrigste Stelle, da wurde Ring schwindlig. Dann sprang Snati mit ihm auf eine höhere Stelle, da war Ring nahe daran, bewußtlos zu werden. Beim drittenmal sprang er mit ihm ganz hinauf auf den Berg; da war Ring wirklich ganz bewußtlos. Als er nach einer Weile wieder zu sich gekommen war, da gingen sie eine Zeitlang auf ebenen Wegen, bis sie zu einer Höhle kamen. Es war dies am Weihnachtsabend. Sie gingen zur Höhle hinauf und fanden ein Fensterloch. Da hinein schauten sie

und entdeckten vier Riesen, die am Feuer lagen und schliefen. Über dem Feuer hing ein großer Kessel mit Grütze. „Wirf nun alles Salz in den Grützetopf," sagte Snati. Ring tat's und da wachten die Riesen auf. Eine alte Riesin, die allerhäßlichste von ihnen, fing nun zuerst an, die Grütze zu kosten und sagte: „Die Grütze ist ganz versalzen, wie kommt das nur? Ich zauberte gestern die Milch aus vier Königreichen herbei, damit wir Grütze zu schlecken hätten, und jetzt ist sie salzig." Alle fingen nun an, sich hinter die Grütze zu machen, und sie schmeckte ihnen gut. Als sie fertig waren, da bekam das Riesenweib einen solchen Durst, daß sie's nicht mehr aushalten konnte; sie bat ihre Tochter, ihr am Fluß Wasser zu holen, der ja ganz nahe bei der Höhle vorbeifloß. „Ich gehe nicht," sagte die Tochter, „wenn du mir nicht das schöne, glänzende Gold zum Spielen gibst." „Ehe ich umkomme, kriegst du's nicht." „Nun, dann komm du um," sagte das Riesenmädchen. „Da nimm's, du dummes Ding, und mach' schnell mit dem Wasser." Das Mädchen nahm das Gold und lief damit hinaus; da glänzte die ganze Ebene. Als sie zum Fluß kam, legte sie sich über das Wasser hin und fing an zu trinken. Da liefen Ring und Snati vom Fensterloch herab und stießen sie mit dem Kopf in den Fluß hinein. Der alten Riesin fing's nun an, unerträglich zu werden, daß das Mädchen mit dem Wasser zum Trinken solange nicht kam, und sie sagte: „Sicher hüpft sie mit dem Gold draußen herum." Und nun bat sie ihren Sohn um einen Schluck Wasser. „Ich hole keins," sagte er, „wenn ich nicht den schönen Goldmantel kriege." „Ehe ich nicht umkomme, bekommst du ihn nicht." „Dann komm du um," gab er zur Antwort. „Dann nimm ihn, du häßlicher Sohn, und geh und mach schnell mit dem Wasser," sagte das alte Riesenweib. Er nahm nun den Mantel, und als er damit herauskam, leuchtete es so, daß er gut den Weg finden konnte. Er kam nun zum Fluß und fing an zu trinken, wie seine Schwester auch getan hatte. Da liefen Ring und Snati zu ihm hin, zogen ihm den Mantel aus und warfen ihn in den Fluß.

Das alte Riesenweib konnte es nun vor Durst nicht mehr aushalten und bat ihren Mann, ihr was zum Trinken zu holen; „sicher spielen die Kinder draußen, das ahnte ich gleich, als ich zum Unheil ihrem Betteln nachgab.“ „Ich gehe aber nicht,“ sagte der alte Riese, „wenn du mir nicht das goldene Brettspiel gibst.“ „Eher sterb ich, als daß ich das tue,“ sagte sie. „Nun, dann stirb, wenn du mir nicht diesen kleinen Wunsch erfüllen willst,“ sagte der Riese. „Da nimm es, du Unmensch, du bist genau so einfältig wie die beiden Göhren.“

Der Riese ging nun hinaus mit seinem Brettspiel, ging zum Fluß, wollte trinken, da kamen die beiden, nahmen ihm das Brettspiel weg und warfen ihn in den Fluß. Noch ehe sie zur Höhle wieder zurückgekommen waren, kam der tote Riese als Wiedergänger aus dem Wasser. Snati lief ihm sofort entgegen, Ring tat genau so, wenn auch der Mut ihm versagte, und nach schwerem Ringkampf besiegten sie ihn zum zweitenmal.

Als sie aber zum Fenster zurückkamen, da sahen sie das alte Riesenweib aus der Höhle herauskriechen. Da sagte Snati: „Nun bleibt uns nur übrig hineinzugehen und zu versuchen, mit ihr fertig zu werden; denn wenn sie erst draußen ist, dann können wir nicht Herr über sie werden. Sie ist das übelste Riesenweib, das es gibt, und kein Eisen beißt sie. Der eine von uns muß sie mit heißer Grütze aus dem Kessel begießen, der andere muß sie mit glühenden Eisen zwicken.“

Daraufhin gingen sie in die Höhle. Als das alte Weib Snati sah, sprach sie mit ihm und sagte: „Du bist hierhergekommen, Königssohn Ring, du hast wohl meinen Mann und meine Kinder gesehen.“

Snati merkte gleich, daß die Alte im Sinn hatte, einen Zauber auszusprechen, und ging mit glühendem Eisen auf sie los, Ring begoß sie dauernd mit der heißen Grütze und so brachten sie sie schließlich ums Leben. Dann verbrannten sie den Riesen und sie zu Asche, untersuchten die Höhle und fanden noch mancherlei Gold und Kostbares. Das Beste

nahmen sie mit und gingen fort. Dann beeilten sie sich, mit den Kostbarkeiten zum König zu kommen.

Spät am Weihnachtsabend kam nun Ring in die Halle und gab dem König die drei Kostbarkeiten. Da war der König ganz außer sich vor Freude und war erstaunt, wie tüchtig Ring sich erwies bei jeder Aufgabe, wo es auf Stärke und Schlauheit ankam. Nun war er ihm nur noch freundlicher gesinnt als je zuvor, versprach ihm seine Tochter, und die Hochzeit sollte noch zur Festzeit gefeiert werden.

Ring dankte dem König in höfischer Weise für alles Gute, was er ihm erwiesen hatte, und als er in der Halle gegessen und getrunken hatte, ging er in seine Stube, um sich schlafen zu legen. Da sagte Snati, er wolle ihn um die Erlaubnis bitten, heute nacht in seinem Bett schlafen zu dürfen, und er solle unten bleiben auf seinem Hundelager. Ring sagte, das tue er gern, und er dürfe wohl mehr von ihm verlangen als nur dies. Snati stieg nun ins Bett hinauf. Kurz danach kam er wieder herunter und sagte, der Königssohn möge nun hinaufsteigen, aber er solle daran denken, daß er sich im Bett nicht im geringsten bewegen dürfe.

Nun erzählt das Märchen von Raud, daß er in die Halle kam, und dem König seinen rechten Arm zeigte, an dem die Hand fehlte. Er sagte, der König solle nun selbst sehen, was sein Schwiegersohn für Gewohnheiten habe, dies habe er ihm angetan, und zwar ohne jeden triftigen Grund.

Da war der König sehr zornig und sagte, die Wahrheit müsse gleich herauskommen und wenn Ring ihm, ohne daß er etwas getan hätte, die Hand abgehauen habe, so solle er gehängt werden; wenn dem aber nicht so sei, dann müsse Raud sterben.

Der König rief nun Ring vor sich und fragte ihn, wie es komme, daß er dem Raud habe müssen die Hand abhauen, ob denn Raud nicht schuldlos gewesen sei. Snati hatte dem Ring erzählt, wer schuldig war, als es sich zutrug in der Nacht; er bat deshalb den König mit ihm zu gehen und sagte, er wolle ihm ein Merkmal zeigen. Der König ging mit Ring

in seine Schlafstube und sah da eine Männerhand im Bett liegen, die ein Schwert festhielt. Ring sagte, eben diese Hand sei zur Nacht durch die Wand gekommen und habe ihn im Bett ermorden wollen; da habe er sein Schwert gezogen und sich gewehrt. Der König sagte, ihn treffe keine Schuld, er habe sich nur seiner Haut gewehrt, aber Raud habe sich sein eigenes Grab gegraben und müsse sterben. Raud wurde gehängt und Ring hielt Hochzeit mit der Königstochter.

In der ersten Nacht, als sie zusammenschliefen, bat Snati den Ring um die Erlaubnis, zu seinen Füßen liegen zu dürfen. Ring gewährte ihm gern diese Bitte. Nun ging das Brautpaar zu Bett, und Snati schlief zu ihren Füßen. In der Nacht hörte Ring ein furchtbares Geheule und Gelärme neben sich. Er machte schnell Licht und sah da eine ungewöhnlich häßliche Hundehaut auf der Diele liegen, aber im Bett lag ein schöner Königssohn. Er nahm die Haut und verbrannte sie, den Königssohn, der bewußtlos dalag, brachte er mit Wasser zur Besinnung. Der Bräutigam fragte ihn dann, wie er heiße, und er sagte, er heiße Ring und sei ein Königssohn.

Er erzählte, er habe als kleines Kind seine Mutter verloren, und sein Vater habe eine Riesin geheiratet. Diese habe ihn verzaubert, daß er ein Hund werden und nie wieder von der Verzauberung loskommen solle, wenn nicht ein gleichnamiger Königssohn ihn in seiner Hochzeitsnacht zu seinen Füßen schlafen lasse.

Und so fuhr er fort: „Da sie wußte, daß ich an dir einen gleichnamigen Königssohn finden und durch dich erlöst werden könnte, da wollte sie dich aus dem Wege schaffen. Sie war die Hindin, die du mit deinen Gefährten erjagen wolltest, sie war die Frau, die du an der Waldlichtung bei der Tonne sitzen sahst, und sie war auch das üble Riesenweib, das wir in der Höhle erschlagen haben."

Als die Hochzeit vorüber war, fuhren die beiden Namensbrüder zum Berg und brachten alles Kostbare in die Königshalle. Dann fuhren sie auch zur Insel, wo Ring bei den

guten Riesen geweilt hatte, und holten dort, was an Kostbarem vorhanden war.

Ring gab seinem Namensbruder, der nun von seinem Zauber erlöst war, seine Schwester Ingeborg zur Frau und sein Vatererbe als Regierungssitz. Er selbst blieb beim König, seinem Schwiegervater, und teilte sich mit ihm in das Königreich. Nach dem Tode des Königs regierte er allein.

28. Die Frau will was haben für ihren Knopf

Es lebte einmal ein alter Mann mit seiner alten Frau in einer ärmlichen Hütte; sie waren so arm, daß sie nichts Wertvolles besaßen außer einem goldenen Knopf an der Spindel der Frau. Gewöhnlich fuhr der Mann jeden Tag zur Jagd oder zum Fischfang, um für sie beide Lebensunterhalt zu schaffen. Nahe bei der Hütte des Bauern war ein großer Hügel, und die Leute glaubten, da drinnen wohne ein Elb mit Namen Kidhus, dem man großes Mißtrauen entgegenbrachte.

Eines Tages nun kam es, wie schon oft, daß der Bauer auf die Jagd fuhr und die Frau wie gewöhnlich zu Hause saß. Da es schönes Wetter war, setzte sie sich ins Freie mit ihrer Spindel und spann eine Weile. Da fiel der goldene Knopf von der Spindel und rollte fort, so daß die Frau ihn aus den Augen verlor. Sie war recht böse darüber und suchte ihn vor der Tür und dem Haus; aber er kam durchaus nicht wieder zum Vorschein; sie konnte ihn nirgends mehr finden.

Als der Mann heimkam, erzählte sie ihm von dem Unheil, das sie betroffen hatte. Da meinte der Bauer, gewiß habe Kidhus den Knopf genommen, das sei so ganz seine Art. Er machte sich wieder von Hause auf und sagte seiner Frau, er wolle zu Kidhus gehen und den Knopf zurückverlangen oder er wolle etwas dafür haben. Das kam ihr sonderbar

vor. Der Mann ging nun dem Wege nach zum Hügel des Kidhus und klopfte da lange und fest mit einem Prügel. Schließlich fragte Kidhus:

„Wer klopft an mein Haus?"

Der Bauer sagte:

„Der alte Bauer ist's, lieber Kidhus,
Die Frau will was haben für ihren Knopf."

Kidhus fragte, was er denn dafür haben wolle. Da bat ihn der Bauer um eine Kuh, die jedesmal ein Viertelfaß Milch gebe beim Melken, und Kidhus gewährte ihm diese Bitte. Da fuhr der Bauer mit der Kuh heimwärts zu seiner Frau. Als am andern Tage die Bäuerin am Abend und am Morgen gemolken hatte und all ihre Gefäße mit Milch gefüllt hatte, da fiel ihr ein, sie könne Grütze kochen, aber da erinnerte sie sich, daß sie kein Mehl habe zur Grütze. Da ging sie zu ihrem Mann und bat ihn, zu Kidhus zu gehen und ihn um Mehl zu bitten. Da ging der Mann auch zu Kidhus und klopfte wie vorher mit dem Stock an den Hügel. Da sagte Kidhus:

„Wer klopft an mein Haus?"

Der Bauer antwortete:

„Der alte Bauer ist's, lieber Kidhus,
Die Frau will was haben für ihren Knopf."

Kidhus fragte ihn, was er denn wolle. Da bat ihn der Bauer um Mehl in seinen Topf, da seine Frau Grütze kochen wolle. Kidhus gab ihm eine Tonne Mehl. Da fuhr der Bauer wiederum heim mit der Tonne, und seine Frau kochte die Grütze.

Als die Grütze gekocht war, setzten sie sich hin und aßen. Als sie sich satt gegessen hatten, hatten sie immer noch eine Menge übrig, und nun fingen sie an zu überlegen, was sie denn mit den Überresten tun sollten; es schien ihnen das beste, sie der heiligen Maria zu bringen. Aber sie sahen bald ein, daß es nicht leicht war, zu ihr hinaufzukommen in den Himmel. Deshalb beschlossen sie, noch einmal den Kidhus um

eine Leiter zu bitten, die bis zum Himmel reiche, und sie glaubten, das dürften sie schon noch verlangen für den goldenen Knopf. Der Bauer ging nun und klopfte wiederum bei Kidhus an den Hügel. Kidhus fragte wie vorher:

„Wer klopft an mein Haus?"

Da gab der Bauer zur Antwort:

„Der alte Bauer ist's, lieber Kidhus,
Die Frau will was haben für ihren Knopf."

Da wurde Kidhus böse und sagte: „Ist denn der lumpige Knopf noch immer nicht bezahlt?" Aber der Bauer bat ihn nur umso herzlicher und sagte ihm, er möchte doch der Jungfrau Maria die Grützereste bringen. Und Kidhus ließ sich bewegen, gab ihm die Leiter, richtete sie ihm sogar noch auf. Da war der Bauer voller Freude und ging heim zu seiner Frau. Sie machten sich zur Fahrt fertig und nahmen die Grützeschüsseln mit. Als sie aber schon ziemlich hoch auf der Leiter hinaufgekommen waren, fingen sie an schwindlig zu werden. Sie verloren die Besinnung, stürzten von oben herunter, und ihre Schädel sprangen entzwei. Da flogen die Gehirnteile und die Breireste überall hin. Wo aber die Gehirnteile der beiden auf die Steine fielen, da entstanden weiße Flecken, und wo die Breireste hinfielen, da entstanden gelbe Flecken, und diese beiden Arten Flecken sind noch heute im Gestein zu sehen.

29. Der Bräutigam und der Wiedergänger



uf dem Kirchhofe zu Reykholar waren einmal vier Männer dabei, für eine Leiche ein Grab zu graben, lauter lustige Gesellen, namentlich einer war besonders übermütig und jung. Wie sie tiefer kamen, stießen sie auf Menschenknochen, besonders ein ungeheuer großes Oberschenkelbein kam zum Vorschein. Der Übermütige nahm ihn auf, besah

ihn sich von allen Seiten, stellte ihn neben sich zum Vergleiche, wobei ihm der Knochen von unten bis zur Hüfte gereicht haben soll, obwohl er auch nicht gerade klein war, und sagte zum Spaß: „Das muß ein verdammt kräftiger Bursche im Ringen gewesen sein, den möcht ich zum Jux zu meiner eigenen Hochzeit einladen!“ Die andern stimmten zu, verhielten sich aber stiller, und der Knochen kam wieder zu den übrigen.

Fünf Jahre später nahm der junge Mann eine Braut, und schon hatte das zweite Aufgebot stattgefunden. Da träumte der Braut drei Nächte hintereinander, wie ein ungeheuer großer Mann an ihr Bett käme und sie fragte, ob ihr Bräutigam wohl daran gedenke, was er ihm vor einigen Jahren übermütig zugesagt hätte, und in der dritten Nacht fügte er hinzu, er würde schon sicherlich bei der Hochzeit als Tischgast erscheinen. Das Mädchen entsetzte sich darüber, sagte ihrem Bräutigam aber erst nach dem drittenmal etwas davon, indem sie fragte: „Wen hast du denn eigentlich vor, zu unserer Hochzeit einzuladen, Lieber?“ „Ich weiß es noch gar nicht, Liebe,“ sagte er, „ich wollte noch erst das dritte Aufgebot abwarten.“ „Du hast also noch gar niemand eingeladen?“ fragte sie. Es kam ihm sonderbar vor, daß sie ihn so eindringlich fragte. Er begann nachzudenken, und schließlich sagte er: er müsse zugeben, daß er vor einigen Jahren zu dem Schenkelknochen eines Toten gesagt habe, er möchte einen so großen Mann zum Jux zur eigenen Hochzeit einladen. Aber das könne man doch eigentlich keine Einladung nennen. Der Braut wurde ziemlich ernst zumute dabei, und sie sagte, mit Totengebeinen treibe man keinen Spaß. „Und das kann ich dir nun sagen, daß der Mann, den du so geneckt hast, ernstlich daran denkt, zu unserer Hochzeit zu kommen.“ Sie erzählte ihm nun ihre Träume, und der Bräutigam erschrak nicht wenig darüber und meinte auch, der Spaß wäre besser unterblieben.

Als er abends wie gewöhnlich schlafen ging, erschien ihm in der Nacht ein ungeheurer Mann, groß wie ein Riese, bösen

Angesichts, und fragte ihn, ob er's nun wahr haben wolle, daß er bei der Hochzeit sein Tischgast sei. Der Bräutigam erschrak und sagte, dabei müsse es nun wohl bleiben. Jener erwiderte, daß es in der Tat unabänderlich sei, wie es ihm auch behage; er habe es gar nicht nötig gehabt, sich mit seinen Knochen zu befassen und nun möge er merken, was es mit solchen Dingen auf sich habe. Dann verschwand der Wiedergänger, und der Bräutigam erzählte am Morgen den Traum seiner Braut. Sie sagte, er möge sich Bauholz und Zimmerleute nehmen und möge schnellstens ein Haus bauen lassen, groß genug für den Mann zum Aufrechtstehen. Jede Wand sollte genau so lang wie hoch sein. Teppiche möge er darin aufhängen lassen wie gewöhnlich in einem Hochzeitssaal. Den Tisch dieses Geistes solle er mit einem weißen Tuche decken, eine Schüssel mit geweihter Erde und eine Flasche mit Wasser darauf setzen, denn andere Speisen würde jener nicht nehmen; neben dem Tisch müsse ein Stuhl stehen und auch ein Bett müsse da sein, damit er ruhen könne, wenn er wolle; drei Kerzen müßten auf dem Tische stehen. Er selbst müsse den Gast zu dem Hause begleiten, dürfe aber nicht vor ihm hergehen oder mit ihm unter dasselbe Dach kommen. Auch solle er keinerlei Einladung von ihm annehmen und möglichst wenig mit ihm reden. Das Haus müsse er verschließen und fortgehen, sobald er ihm angeboten habe, was auf dem Tisch stehe. — Und der Bräutigam tat in allem so, wie die Braut ihm geraten hatte.

Als der Hochzeitstag kam, wurde die Trauung auf die übliche Weise vollzogen. Dann setzte man sich zu Tische, und als es dunkel geworden war, stand man wieder vom Tische auf, ohne daß etwas Besonderes geschehen wäre. Die einen der Gäste gingen im Hochzeitssaal auf und ab, die andern saßen beim Trunk und unterhielten einander. Das Brautpaar war nach der Sitte noch ruhig sitzengeblieben. Da pochten starke Schläge an die Tür. Keiner hatte besondere Eile aufzumachen; die Braut stieß den Bräutigam leise an, der aber war leichenblaß geworden. Als so eine kleine Weile

vergangen war, wurde noch heftiger gepocht. Da nahm die Braut den jungen Ehemann bei der Hand, führte den Widerstrebenden zur Tür und öffnete. Da stand ein ungeheuer großer Mann vor ihnen und sagte, er sei jetzt als Hochzeitsgast gekommen. Da schob die Braut ihren Bräutigam aus dem Hause hinaus, damit er den Gast empfinge, schloß die Türe hinter ihm und bat Gott, ihn zu stärken.

Nun begab sich der Bräutigam mit dem Manne zu jenem Hause und wies ihn hinein. Jener wollte, er solle vorangehen; aber er weigerte sich. Schließlich ging der Fremde voran, sagte aber dabei, der Bräutigam möge sich von nun ab hüten, sich jemals wieder mit den Knochen eines Toten einzulassen. Der Bräutigam tat, als höre er das nicht, und bat ihn, sich nun an den aufgetischten Speisen gütlich zu tun und zu entschuldigen, daß er nicht bei ihm bleiben könne. Der Fremde bat den Bräutigam, doch einen Augenblick hereinzukommen; aber das verweigerte dieser wieder. Da sagte der Wiedergänger: „Da du nun diesmal nicht bei mir bleiben oder zu mir hereinkommen kannst, so hoffe ich, du wirst mir dafür den Gefallen erweisen, einer Einladung zu mir Folge zu leisten." Aber der Bräutigam lehnte auch dies auf das entschiedenste ab und warf die Tür ins Schloß. Dann ging er zum Hochzeitsmahl zurück, wo es ganz still und den Gästen sehr bange geworden war. Nur die Braut saß heiter da. Dann verabschiedeten sich die Gäste allmählich, und das Ehepaar ging zu Bett und schlief bis zum Morgen.

Am Morgen wollte der Mann nach dem späten Gaste sehen, aber die junge Frau ließ ihn keinen Schritt dorthin alleine tun. Sie ging vielmehr voran und schloß auf; da war der Gast verschwunden, das Wasser war ausgetrunken, die Erde von der Schüssel aber über den ganzen Boden verstreut. „Das habe ich geahnt," sagte die junge Frau, „wärest du vor mir hineingegangen und hättest auch nur mit einem Fuße auf diese Erde getreten, so wärst du dadurch in die Gewalt des Wiedergängers geraten und hättest niemehr zu den Menschen zurückkehren können. Mir aber schadet es nichts, wenn

ich hineingehe, und ich will nun das Haus auskehren und reinigen."

Andere wieder erzählen, daß der Wiedergänger, als er sich davon gemacht habe, am Hochzeitshaus oder an der Schlafkammer gesprochen habe:

„Meinen Dank verdient ihr nicht
Für das Hochzeitsfestgericht:
Erde nur und Wasser blank,
Dafür gibt es keinen Dank."

Seitdem ist der Wiedergänger nicht mehr erschienen; und die Eheleute lebten in Glück und Liebe beisammen.

30. Das Seehundsfell



anz früh am Morgen ging einmal ein Mann aus Myrdal im Osten am Felsen vorbei und kam zu einer Höhle. Da hörte er drinnen Tanz und Lärm, draußen aber sah er eine Menge Seehundsfelle liegen. Eins davon hob er auf, nahm's mit nach Hause und verschloß es in seiner Truhe. Als er später wieder dort vorbeikam, saß da ein schönes nacktes Mädchen und weinte bitterlich. Das war der Seehund, dessen Fell der Mann in seiner Truhe verschlossen hatte.

Er tröstete das Mädchen, gab ihm Kleider und nahm es mit sich nach Hause. Da sie ihn sehr lieb gewann, nahm er sie zur Frau. Sie lebten gut miteinander und hatten viele Kinder. Aber oft saß sie da und schaute über die See hinaus.

Den Schlüssel der Truhe trug der Bauer immer bei sich. Einmal aber, nach vielen Jahren, ruderte er hinaus, um Fische zu fangen — da vergaß er den Schlüssel zu Hause unter seinem Kopfkissen. Als er am Abend heimkam, da war die Truhe offen und die Frau mitsamt dem Fell verschwunden.

Die Frau hatte nämlich den Schlüssel gefunden, aus Neugierde in der Truhe herumgestöbert und dabei fand sie ihr Seehundsfell. Und nun hielt es sie nicht mehr länger, sie sagte ihren Kindern Lebewohl, fuhr in das Fell und verschwand in der See.

Ehe die Frau in die See sprang, sagte sie:

„Mir ist so froh und ist so weh,
Hab' sieben Kinder in der See,
Und sieben auf dem Lande."

Der Bauer war sehr traurig darüber. Wenn er zum Angeln hinausruderte, dann schwamm der Seehund oft um sein Boot herum, und es war, als liefen ihm dicke Tränen aus den Augen. Seit dieser Zeit hatte er Glück beim Fischfang und in allen Dingen. Wenn die Kinder an den Strand gingen, dann begleitete sie der Seehund und warf ihnen bunte Fische und hübsche Muscheln hinauf. Aber ihre Mutter kam nie wieder zu ihnen.

31. Wie die Seehunde entstanden sind

Es wird erzählt, daß der König Pharao aus Ägypten, als er Moses und die Juden verfolgte und dabei im Roten Meer ertrank, und all seine Leute zu Seehunden wurden. Daher sehen auch die Knochen der Seehunde denen der Menschen so sehr ähnlich. Seit dieser Zeit auch leben die Seehunde wie eine Familie für sich auf dem Meeresboden, haben aber unter ihrem Fell ganz die Gestalt, Natur und Eigenschaften der Menschen bewahrt.

Jede Johannisnacht dürfen sie aus ihren Fellen kriechen; dann gehen sie an Land, nehmen ihre menschliche Gestalt an, singen und tanzen wie Menschen.

32. Der Königssohn Thorstein und der dankbare Tote



Es war einmal ein König und eine Königin. Ihr Sohn hieß Thorstein. Er war schon als Kind stark und kräftig, und jedermann hatte ihn lieb wegen seiner Güte und Freigebigkeit. Aber seine Lust zum Schenken schien ins Maßlose zu gehen, und seine Mutter machte ihm die schärfsten Vorwürfe deswegen. Sie wandte die größten Vorsichtsmaßregeln an gegen diese Verschwendungssucht, wie sie's nannte, aber er blieb, wie er war und gab, soviel er kriegen konnte.

Als seine Mutter tot war, dachte er, nun könne er ohne Gefahr geben und war froh darüber, daß er nun nicht mehr ihren Rat hören mußte, sondern sich selbst beraten durfte. Er glaubte ganz bestimmt, daß sein Vater genau so denke wie er, weil er ihn nie zurechtgewiesen hatte. Aber es kam doch anders; der König tadelte ihn auch wegen seiner Freigebigkeit, genau so wie es die Königin immer getan hatte. Er versuchte seinem Sohne begreiflich zu machen, daß solche Verschwendung sich nicht für ihn passe und daß er dadurch arm werde und schließlich gar nichts mehr in Händen habe. Aber da halfen keine Mahnungen. Thorstein blieb, wie er war, gab alles weg, wenn er etwas hatte.

Nun geschah es, daß auch noch sein Vater starb. Und nun war er ganz glücklich, denn jetzt war er allein und konnte tun, wie es ihm gefiel. Er gab jedem Geld, der etwas haben wollte, und es kamen ziemlich viel, so daß der Reichtum, den er von seinem Vater geerbt hatte und der recht groß war, bald zu schwinden begann. Es bedarf keiner langen Berichte, es kam eben so, daß alles Eigentum Thorsteins draufging, so daß ihm weiter gar nichts mehr übrigblieb als nur das bloße nackte Königreich. Da wollte er schließlich das Königreich verkaufen, um Geld in die Hand zu bekommen, das er verschenken könnte. Zum Schluß glückte ihm das auch, und

er bekam für sein Königreich ein mit Gold und Silber beladenes Pferd.

Als Thorstein den Kauf abgeschlossen hatte, da fingen seine Freunde an sich zu verziehen. Sie kehrten ihm nun alle den Rücken, da sie sahen, daß da kein fettes Schwein mehr war, dem sie hätten weiterhin können die Haut abziehen. Nun erst sah Thorstein, in welch traurige Lage er gekommen war, und er beschloß, die treulosen Freunde zu verlassen. Er machte sich auf mit allem, was er noch hatte, und lud es einem Pferde auf; er selbst ritt seinen Roten. Dies Pferd wollte er nie verkaufen wegen seiner guten Eigenschaften, die es hatte, obwohl sie in diesem Märchen nicht weiter erwähnt werden.

Thorstein ritt nun lange, lange über öde Strecken und Heide, ohne zu wissen wo er war, noch wohin er kam. Er ließ die Pferde grasen, wo er Gras fand in dieser öden Gegend, sonst hielt er sich nicht auf.

Einmal, als er wieder die Pferde grasen ließ, war er gar sehr traurig; ihm war, als sei es gewiß, daß er auf dieser Fahrt sein Leben verlieren müsse. Zugleich sah er aber auch ein, daß ihm nichts weiter übrigblieb als weiter zu wandern, wohin er auch immer käme oder wo er auch immer hingekommen sei. Da stieß er auf ein Gehöft und war sehr froh, denn er hatte so unendlich lange keinen Menschen mehr getroffen. Er bat nun auf dem Hofe bleiben zu dürfen und bekam ohne weiteres die Erlaubnis. Er schlief nun dort in der Nacht, aber als er früh aufwachte, war kein Mensch auf dem ganzen Hofe. Er wunderte sich und dachte, daß da irgendein Betrug dahinter stecke. Er machte sich auf die Beine und lief aus dem Hofe hinaus. Da sah er, wie der Bauer mit all seinem Gesinde aufs eifrigste damit beschäftigt war, einen Grabhügel nicht weit vom Hofe auszugraben.

Thorstein fragte den Bauer, weshalb er denn solch merkwürdige Dinge treibe und war einigermaßen erstaunt über sein Gebaren. Aber der Bauer sagte, er tue dies nicht aus Gewinnsucht; in diesem Hügel liege ein Mann begraben, der

sei ihm zweihundert Reichstaler schuldig geblieben und habe sie ihm nie bezahlt.

Der Königssohn suchte ihm begreiflich zu machen, daß er auf diese Weise doch nie seine Schuld bezahlt bekomme, sondern daß er damit doch nur noch mehr Zeit vergeude. Der Bauer sagte, er kümmere sich darum nicht; er sei zufrieden, wenn der Tote in seinem Grabe weder Frieden noch Ruhe finden könne, und er sagte noch, nie werde er aufhören damit, solange er lebe. Da fragte der Königssohn den Bauer, ob er nicht damit einverstanden sei, daß ein anderer ihm die Schulden des Toten bezahle. Der Bauer sagte, ja damit sei er wohl einverstanden. Da gab ihm der Königssohn seine letzten Pfennige.

Der Bauer ließ nun davon ab, das Grab zu zerwühlen und gelobte ihm, daß er's auch nie wieder tun wolle.

Der Königssohn fragte den Bauer nach einem Weg in bewohnte Gegend, wo viele Menschen seien. Der Bauer zeigte ihn und sagte, wenn er eine Zeitlang auf dem Weg gegangen sei, der von seinem Hof wegführe, dann komme er zu einer Wegkreuzung und da solle er sich hüten, den Weg nach Osten einzuschlagen und lieber den andern gehen.

Der Königssohn dankte für seinen Bescheid und ging. Er kam nun dahin, wo die Wege sich kreuzen und ging westwärts. Als er aber ein Weilchen dahinritt, dachte er bei sich, es wäre doch spaßig zu wissen, ob es denn auf dem andern Weg gefährlich sei.

Er ging zurück, kam zur Kreuzung und ritt ostwärts bis er zu einem prächtigen Hof kam, der von allen Seiten umschlossen war, von Natur und von Menschenhand. Er fand einen Fußweg, der zum Gehöft führte. Er ließ die Pferde draußen stehen und ging hinein.

Er kam in ein Haus, das stand offen und kein Mensch war draußen. Da erblickte er sieben Betten, alle sehr schön, aber eins davon war ganz prächtig. Ein Tisch stand an dem ganzen Haus entlang mitten auf dem Estrich und darauf standen Teller. Aber er sah auch da keinen Menschen.

Er ging dann hinaus, nach seinen Pferden zu sehen, denn er wollte hier übernachten, obgleich es ihm etwas gefährlich vorkam. Er sattelte die Pferde ab und ließ sie auf die Weide gehen. Aus seinem Reisegepäck nahm er heraus, was er nötig brauchte. So nahm er auch sein Schwert zu sich, das außer seinem Roten sein teuerstes Kleinod war.

Hierauf ging er zum Hof zurück und ging in jedes Haus, in das er hineinkonnte. In einem fand er einen Vorrat an Speisen. Er nahm etwas davon und gab auf jeden Teller eine große Portion, dann machte er mit kluger Sorgfalt alle Betten zurecht. Wenn er auch dachte, er könne sich nun auch Ruhe gönnen, so wagte er's doch nicht, sich in Gefahr zu bringen. Er suchte sich deshalb einen Schlupfwinkel, um aufpassen zu können und fand auch schließlich einen ganz hinten mitten an der Wand.

Es dauerte nicht lange, da hörte Thorstein ein großes Dröhnen von unten. Die Haustüre wurde aufgestoßen und es kam jemand herein. Er hörte wie einer sagte: „Es ist jemand hereingekommen, dem wollen wir die Zeit vertreiben.“ „Nein,“ sagte ein anderer, „das wird nicht werden, ich nehme ihn in meinen Schutz; ich habe hier soviel zu sagen, daß ich über ein Menschenleben bestimmen kann. Er hat sich aus Bereitwilligkeit uns dienstbar erwiesen, unsere Betten zurecht gemacht und Speisen aufgetragen und alles in Ordnung gebracht. Wenn er zum Vorschein kommt, soll ihm kein Leid geschehen.“

Bei diesen Worten atmete der Königssohn auf und beruhigte sich. Die Burschen schienen ihm recht groß zu sein und eher Trollen zu gleichen als Menschen, namentlich der Anführer war ein gewaltig großer Riese.

Thorstein blieb die Nacht über bei ihnen. Am Morgen baten sie ihn, er möge doch eine Woche dableiben. Sie sagten, er habe nichts anderes zu tun als für sie das Essen zu richten und ihre Betten zurechtzumachen. Der Königssohn sagte dies zu und blieb noch eine Woche. Weil er aber den Bewohnern des Hofes gut gefiel, drangen sie in ihn, daß

er doch noch ein ganzes Jahr bei ihnen bleiben möge. Auch dazu sagte der Königssohn ja, obwohl es ihm recht langweilig war.

Der große Riese versprach ihm reichlichen Lohn und gab ihm alle Schlüssel bis auf einen. Den trug er um den Hals an einer Schnur.

Der Königssohn ging nun in alle Zimmer des Hofes, nur in dies eine nicht, zu dem der Riese den Schlüssel zurückbehalten hatte. Ein anderer Schlüssel paßte nicht; er versuchte auch, die Türe zu sprengen, auch das ging nicht.

Thorstein bemerkte, wie der große Riese jeden Abend und jeden Morgen in dies Zimmer ging. Als er schon länger auf dem Hofe war, da fragte er einmal den großen Riesen, warum er ihm denn diesen einen Schlüssel nicht gegeben habe. Er sagte, wenn er in dem, was ihm bisher anvertraut worden sei, treu befunden worden wäre, so würde er's auch in bezug auf das sein, was in diesem Zimmer wäre.

Der Riese sagte, es sei gar nichts weiter, das solle er nur glauben; er sei wirklich als treu befunden worden, wo es sich um Großes gehandelt habe und so schloß ihre Unterredung.

Um es kurz zu sagen, der Königssohn war nun schon vier Jahre in Ruhe auf dem Hofe und bekam dafür reichlichen Lohn. Es gefiel ihm gut und die Riesen waren von Tag zu Tag zufriedener mit ihm. Was ihn aber am meisten bewog, solange dortzubleiben, war dies, dahinterzukommen, was denn in dem geheimnisvollen Zimmer sei.

Eines Morgens dachte er wieder darüber nach, wie er's oft schon getan hatte. Da kam ihm ein Gedanke. Er schlug heftig an die Haustür und dann lief er atemlos und tat ganz ängstlich vor den Riesen, dabei hatte er noch Teig in den Händen, denn er war gerade mit Kneten beschäftigt gewesen. Er fragte die Riesen, ob sie denn nichts gehört hätten. Sie sagten, sie hätten's wohl gehört, hätten aber gedacht, er habe bei seiner Arbeit Lärm gemacht. Er sagte, dem sei nicht so, und er habe es nicht gewagt, die Türe zu öffnen, es habe gewiß jemand geklopft.

Sie sagten, da habe er ganz gut daran getan, nicht aufzuschließen. Sie fuhren aus ihren Betten, standen kaum auf den Füßen, als sie auch schon halb angekleidet zur Tür rannten. Der große Riese hatte seinen Schlüssel unter dem Kopfkissen liegen lassen und Thorstein drückte ihn schnell in seinem Kuchenteig ab.

Die Riesen kamen nun wütend wieder zurück, denn sie hatten niemand gesehen. Sie sagten, Thorstein habe sie nur an der Nase herumführen wollen, er aber blieb dabei und sagte, dann habe eben ein Geist an die Tür geklopft. Der Königssohn fing nun an, einen Schlüssel nach dem Kuchenteigmuster zu machen. Lange glückte es ihm nicht, aber schließlich gelang es ihm doch nach langer Mühe. Er kam ins Zimmer, da war's stockduster. Er brannte Licht an und guckte sich überall um. Da sah er ein Mädchen, das an den Haaren festgebunden war. Er band sie sofort los und fragte sie, wer ihr Vater sei und wo sie herstamme. Da erfuhr er, daß sie eine Königstochter war, die der große Riese entführt hatte, und daß er sie zwingen wolle, seine Frau zu werden; aber sie wolle das auf keinen Fall und deshalb quäle er sie so.

Sie war fast nur noch Haut und Knochen, denn der Riese ließ sie hungern. Der Königssohn gab ihr nun zu essen und am Abend band er sie wieder an den Haaren fest, so daß keiner etwas merken konnte. Danach besuchte Thorstein das Mädchen jeden Tag und gab ihr genug zu essen und am Abend, ehe die Riesen heimkamen, band er sie wieder an den Haaren fest, so daß keiner etwas merkte und niemand davon etwas ahnen konnte.

Als nun auch das fünfte Jahr vorüber war, wollte er endlich fort, aber die Riesen wollten ihn durchaus dabehalten. Da sagte Thorstein, er bliebe noch ein Jahr, wenn der große Riese ihm das als Lohn verspreche, was im letzten Zimmer sei, in das er nicht hineindürfe, was es auch immer sein möge.

Der Riese riet ihm ab um etwas zu bitten, was doch nichts sei und er solle lieber seinen Lohn nehmen. Aber der Königssohn ließ sich nicht abbringen und sagte, es sei sein Schade

oder Nutzen, er wolle nun einmal nichts anderes. Sie stritten sich so lange darüber herum, bis der Riese ihm dies als Lohn versprach.

Wie sich der Königssohn die Königstochter pflegte in diesem Jahr, braucht wohl nicht erst erzählt zu werden. Als das Jahr vorbei war, schloß der Riese das Zimmer auf, denn der Königssohn wollte nun nicht länger dableiben. Der Riese kam nun mit dem Mädchen heraus und wunderte sich, wie gut und wohlgenährt sie aussah; er legte der Sache weiter keinen Wert bei und gab sie dem Thorstein.

Thorstein rüstete sich nun zur Abfahrt, und holte seine Pferde, die er die ganze Zeit über gut besorgt hatte und brachte all sein Reisegepäck in Ordnung. Aber mit dem Lohn war seine Habe inzwischen wieder so groß geworden, daß er dachte, er könne nicht alles mit fortbringen.

Die Königstochter sagte ihm, er solle sich in acht nehmen, die Riesen wollten ihn unterwegs erschlagen. Deshalb nahm er sein gutes Schwert zur Hand und zog seine Rüstung an. Und es kam so, wie die Königstochter gesagt hatte. Sie waren kaum unterwegs, da kamen auch schon drei Riesen und griffen Thorstein an. Er wehrte sich gewaltig und schließlich erschlug er sie alle. Er war noch ganz matt, da kamen schon wieder drei und er erschlug auch sie. Aber nun kamen noch einmal zwei, der große Riese und sein Bruder. Sie kamen voll Wut und Zorn und gingen auf Thorstein mächtig los. Er erschlug den Bruder des großen Riesen, darüber wurde der Riese rasend, warf die Waffen weg, warf sich auf den Königssohn und sie fingen an miteinander zu ringen. Der Königssohn konnte nun nicht mehr weiter ringen, fiel zu Boden und der Riese auf ihn.

Als die Königstochter sah, wie übel es dem Thorstein erging, nahm sie ein kurzes Schwert, das einem Riesen gehört hatte, und durchbohrte damit den Riesen. Dann half sie Thorstein, das Ungetüm von sich herunterzuwälzen.

Nach alledem wagte es Thorstein nicht mehr, die Fahrt fortzusetzen und ging deshalb zurück zur Riesenwohnung, und

wenn sie's auch nicht gern taten, so hielten sie's doch für gut, dort auf ein Schiff zu warten, denn das Gehöft lag gleich am Meere. Sie wollten auch möglichst viel von den Schätzen der Riesen mitnehmen.

Kurz danach sahen sie auch ein Schiff ans Land kommen und sie gingen hin, um mit den Leuten zu sprechen. Der Kapitän des Schiffes hieß Raud und war der Minister des Vaters der Königstochter. Der König hatte ihm seine Tochter zur Frau versprochen, wenn er sie fände und mit ihr wiederkäme.

Die Schiffsleute waren freundlich zu Thorstein und der Königstochter und brachten alle ihre Schätze auf die Schiffe und das war ein großer Reichtum. Dann bestiegen sie das Schiff und fuhren ab. Als man auf die hohe See gekommen war, ließ Raud den Königssohn in einem Boot aussetzen. Dann ließ er die Schiffsleute einen Eid schwören, daß sie nichts von Thorstein erzählen und daß sie sagen sollten, er habe selbst die Riesen erschlagen und die Königstochter befreit. Sie selbst aber brachte er weder mit guten noch mit bösen Worten dazu, einen Eid zu schwören. Raud glaubte nun alles in schönster Ordnung und segelte heimwärts.

Mit Thorstein trieb das Boot auf den Wellen herum und er war in großer Furcht, da hörte er jemand sagen: „Sei nicht in Sorge, wenn du auch auf dem Meer herumgetrieben wirst, ich werde dir helfen." Und da flog das Boot so schnell dahin, wie wenn es geführt würde und es kam ebenso schnell ans Land wie das Schiff, nur an einer andern Stelle. Der aber, der das Boot ans Land gebracht hatte, war der Tote, für den Thorstein die Schulden bezahlt hatte. Er sagte zu Thorstein, er sei nun ins Land des Vaters der Königstochter gekommen und da solle er Pferdebursche werden. Er solle die roten Pferde des Königs hüten und es solle ihm das gehören, was unter ihrer Krippe liege. Dann gingen sie auseinander.

Thorstein ging nun zur Burg und wurde des Königs Pferdebursche. Er hatte seinen Roten vom Schiff herunterbringen lassen und nun wurde der den roten Pferden des

Königs beigegeben. Es durfte ihm niemand zu nahe kommen außer der Königstochter und dem Pferdeburschen.

Als der König seine Tochter wiedergefunden hatte, wurde er so froh, wie man's kaum sagen kann und ließ ein großes Freudenfest feiern. Bald sollte auch Raud Hochzeit halten mit der Königstochter. Sie wollte dies aber nicht, sondern bat ihren Vater darum, daß der Pferdebursche seine Lebensgeschichte erzählen dürfe. Der König erlaubte es gern und da kam nun die Wahrheit ans Licht.

Da wurde nun Raud erschlagen und die Schiffsleute wurden gepeinigt. Dem Thorstein aber gab der König seine Tochter zur Frau und mit ihr die Hälfte des Königreichs. Unter den Pferdekrippen fand Thorstein eine Unmenge von Kostbarkeiten aller Art.

Nach dem Tode des Königs erbte Thorstein das ganze Königreich. Er lebte lange und glücklich, er schien allen der trefflichste König zu sein, und sie liebten ihn alle bis in sein hohes Alter.

33. Der Ernteknecht

Einmal zog ein junger Mann von den Südlandsgegenden nach dem Nordland, um bei der Erntearbeit zu helfen. Plötzlich überfiel ihn dichter Nebel und er verirrte sich. Es trat große Kälte ein und fing an zu schneien, so daß der Mann nicht weiter konnte und sich ein Zelt aufschlug. Als er eben von seinem Reisevorrat zu essen begann, kam ein verwahrloster, verhungerter, roter Hund in sein Zelt. Der Südländer war erstaunt, plötzlich so unerwartet einen Hund zu sehen an einem Ort, wo er gar nicht erwartet hatte, ein Tier zu Gesicht zu bekommen.

Der Hund war so häßlich und merkwürdig, daß ihm etwas bange wurde, aber trotzdem gab er ihm soviel zu fressen, wie er wollte. Der Hund fraß gierig und lief dann hinaus in

Nacht und Nebel. Als der Südländer gegessen hatte, legte er sich schlafen.

Er träumte, eine Frau komme zu ihm ins Zelt und sagte, sie danke ihm ihrer Tochter wegen und belohne ihn für seine Freundlichkeit und Freigebigkeit mit einer alten Sense, die gleich gut schneide, wohin sie auch immer treffe; aber er dürfe sie nie im Feuer glühen, sondern nur an einem Stein wetzen.

Als er aufwachte, stand die Sonne hoch am Himmel und der Nebel war verschwunden. Er packte nun alles zusammen, aber als er seinen Sattel aufhob, auf dem er geschlafen hatte, fand er darunter eine halb abgenutzte Sense mit Rostflecken. Da besann er sich auf seinen Traum, verwahrte die Sense gut und zog weiter. Alles ging gut, er fand den Weg bald und ging nun bewohnten Gegenden zu.

Als er aber nach dem Nordland kam, da hatten schon alle ihre Ernteleute gedungen.

Da hörte er von einer Frau, die noch keinen Ernteknecht angenommen hätte. Sie war reich und nahm gewöhnlich keine Ernteleute. Sie begann in der Regel ihr Heu ein oder zwei Wochen nach den andern zu mähen und doch war sie meist ebenso schnell fertig wie die übrigen mit ihrem Heimacker. Wenn sie aber wirklich mal einen Knecht in Dienst genommen hatte, dann behielt sie ihn nie länger als eine Woche und gab ihm keinen Lohn.

Man erzählte ihm von der Frau, wie sie war, und da er nirgends anderswo Arbeit finden konnte, ging er dorthin und bot sich an, ihr das Heu zu mähen. Sie war freundlich zu ihm und sagte, er könne eine Woche dableiben. „Aber Lohn gebe ich dir nicht," sagte sie, „es müßte denn sein, du hast soviel Heu gemäht, daß ich's am Sonnabend nicht alles zusammenharken kann." Das schien ihm eine ganz gute Vereinbarung und er machte sich an die Arbeit.

Er nahm nun die Sense, die ihm die Huldrenfrau geschenkt hatte und er fand, sie schnitt gut. Er brauchte sie nie zu schärfen und so mähte er ununterbrochen fünf Tage lang.

Es gefiel ihm dort gut und die Frau war gut zu ihm. Einmal kam er in die Schmiede und dort sah er eine ungezählte Menge Sensenschäfte, Harken und Sensen. Er wunderte sich und fand, die Frau habe nicht gerade Mangel an Erntegerät.

Als er sich am Freitag zu Bett gelegt hatte, da träumte ihm, die Huldrenfrau komme wieder zu ihm und sage: „Viel Heu hast du schon gemäht, aber deine Herrin wird nicht viel Zeit brauchen, um es zusammenzuharken und dann jagt sie dich fort, wenn sie dich morgen überholt. Darum geh in die Schmiede, wenn du denkst, daß das Heu, was du gemäht hast, nicht ausreicht, und nimm so viele Sensenschäfte wie du für gut hältst, befestige Sensen daran, trage sie aufs Feld und sieh zu, wie es dann geht."

Dann ging die Huldrenfrau fort, der Ernteknecht wachte auf und fing an zu mähen. Am Morgen kam die Herrin hinaus mit fünf Harken. Sie sagte: „Viel Heu hast du gemäht, viel mehr, als ich geglaubt hätte."

Dann legte sie die Harken hier und dort auf die Wiese und fing selbst an zu harken. Da sah der Ernteknecht, daß sie viel Heu zusammenharken konnte, und die andern Harken brachten nicht weniger zusammen, trotzdem er keinen Menschen bei ihnen sah.

Als die Mittagszeit näher rückte und er sah, daß das gemähte Heu nicht ausreichen würde, da ging er in die Schmiede und holte einige Sensenschäfte und befestigte Sensen daran. Dann ging er wieder hinaus und verteilte diese Sensen auf der ungemähten Wiese und alle fingen an zu mähen und augenblicklich wurde der Fleck größer. Das ging nun den ganzen Tag so und das gemähte Heu reichte aus. Abends aber ging die Frau nach Hause und nahm ihre Harken mit. Sie bat den Ernteknecht, er möchte mitkommen und sagte, sie sei zufrieden mit ihm und er könne nun bei ihr bleiben, solange er wolle.

Und er blieb und sie kamen gut miteinander aus. Sie ernteten viel Heu und nach der Ernte gab sie ihm einen sehr großen Lohn und damit zog er nach dem Südlande.

Im nächsten Sommer, und immer zur Erntezeit, nahm er Dienst bei ihr. Dann übernahm er selbst einen Hof auf dem Südlande und war ein tüchtiger Mann, geschickt zu allem, und ein flinker Seemann. Sein Heu mähte er immer allein und nahm dazu nie eine andere Sense als die, welche ihm die Huldrenfrau geschenkt hatte, und trotzdem wurde er mit seinem Heimacker ebenso schnell fertig wie andere Leute.

An einem Sommertag ruderte er zum Fischen hinaus, da kam sein Nachbar zu seiner Frau wegen einer Sense, denn seine Sense hätte er zerbrochen und wisse sich nun nicht zu helfen. Da suchte die Frau nach und fand keine andere als nur die gute alte Sense. Da gab sie die dem Bauer, sagte aber, er dürfe sie nicht im Feuer glühen. Das versprach er auch und ging heim.

Er konnte aber keinen einzigen Strohhalm schneiden mit der Sense. Da wurde er böse und fing an sie zu wetzen, und als auch das nichts half, ging er in die Schmiede und fing an sie zu hämmern und wollte sie auch im Feuer glühen.

Aber sowie sie ins Feuer kam, schmolz sie wie Wachs und wurde zu lauter Eisenschlacke. Da ging er zur Frau und erzählte ihr das. Nun geriet sie in Angst vor ihrem Mann, weil sie wußte, daß er sehr zornig sein würde. Und das war er auch, aber man hörte nicht, daß er sich sehr lange darüber geärgert hätte. Er gab seiner Frau eine Tracht Prügel und das war das erste und das letzte Mal, daß sie welche bekam.

34. Bangsimon

Es waren einmal ein König und eine Königin. Sie hatten einen Sohn, der hieß Sigurd. In einer einfachen Hütte, gleich daneben, wohnte ein Bauer und seine Frau. Er hieß Bangsimon. Sie hatten eine Tochter mit Namen Helga. Sie war ebenso alt wie Sigurd, der Königssohn, und sie spielten oft und gern miteinander.

Da geschah es, daß der König seine Königin verlor. Da trauerte er sehr um sie und saß oft auf ihrem Grabhügel und kümmerte sich nicht um die Regierung in seinem Königreich. Seinen Ministern und Gefolgsleuten schien dies ein großer Schaden zu sein und sie gingen zum König mit der Bitte, doch seinen Kummer fahren zu lassen und erboten sich, ihm eine andere Frau zu suchen.

Ihm gefiel der Vorschlag gut, aber er bat sie, kein dummes Inselweib noch auch eine Frau, wie sie auf Landspitzen sich oft aufhalten, zu bringen, und auch keine von denen, die in Wäldern wohnen. Sie versprachen's ihm so, wie er's wollte und machten sich fertig zur Fahrt.

Sie verirrten sich und kamen nur langsam vom Fleck. Schließlich sahen sie etwas großes Schwarzes vor dem Steven und merkten, daß es eine Insel war.

Sie gingen an Land und kamen schließlich zu einem Zelt. Da sahen sie eine schöne Frau; sie saß auf einem Stuhle und kämmte sich ihr Haar mit einem goldenen Kamm. Sie frug nach ihrem Wege und nach ihrem Geschäft, und sie erzählten alles, so wie es sich in Wahrheit verhielt. Da sagte sie: „Da ist es eurem König genau ergangen wie mir, auch ich habe meinen Mann verloren. Er war Oberkönig über zwanzig Kleinkönige; Wikinger fielen über das Land her, der König fiel und ich flüchtete mich hierher."

Sie baten daraufhin um ihre Einwilligung, des Königs Frau zu werden, und sie nahm ihre Werbung mit Freuden an. Dann bestiegen sie alle die Schiffe und sie hatten gute Fahrt heimwärts.

Als der König sie herankommen sah, ließ er sich in seinem Wagen zum Strande fahren und forderte die Königin auf, zu ihm in den Wagen zu steigen und so fuhren sie beide in das Schloß. Dabei gefiel sie dem König so gut, daß er selber noch einmal um ihre Hand anhielt und sie gab ihm gerne ihr Jawort. Dann ließ er ein großes Festgelage herrichten und feierte mit ihr seine Hochzeit.

Der Königssohn Sigurd kam sehr selten zu seiner Stief-

Stiefmutter und wollte möglichst wenig mit ihr zu tun haben.

Nach einiger Zeit wurde die Königin krank und der König befürchtete Schlimmes. Er fragte die Königin, ob es eine tödliche oder eine kurze Krankheit sein werde. Sie ließ ihn wissen, daß es eine tödliche Krankheit sei und bat dabei den König, er möchte doch in den drei ersten Nächten nach ihrem Tode seinen Sohn bei ihr wachen lassen.

Es geschah nun wirklich so, wie die Königin gesagt hatte, daß die Krankheit tödlich verlief und der König ließ ihre Leiche in das Zimmer bringen, was sie ihm bestimmt hatte und kümmerte sich um die Erfüllung ihrer Wünsche. So bat er auch seinen Sohn, bei ihrer Leiche zu wachen, der aber weigerte sich zunächst; doch als der König zornig wurde und ihm befahl, zu tun was er sage, da wagte er nicht mehr zu widersprechen. Da er aber im Dunkeln sich fürchtete und vor Leichen Angst hatte, ging er zu Helga, der Bauerntochter, und bat sie, ihren Vater Bangsimon zu bitten, dort zu wachen. Aber auch Bangsimon hatte zunächst keine Lust zu der Leichenwache, ließ sich aber schließlich doch von Helga dazu überreden, die erste Nacht dort zu wachen; er ging gegen Abend in das Zimmer, wo die Leiche lag. Als er hereinkam, fragte die Königin: „Wer ist da?" „Bangsimon, der Bauer aus der ärmlichen Hütte," gab er zur Antwort. „Scher dich, du Schandbube; du hast nicht bei mir zu wachen, sondern der Königssohn Sigurd hat hier zu sein. Sind meine Füße fahl?" frug sie dann. „Fahl wie ein Strohhalm." „Dann ist es am besten auf dich loszugehen," sagte sie. Dabei stand sie von der Leichenbahre auf und stürzte sich auf Bangsimon und so rangen sie miteinander, bis der Tag anbrach. Bei Tagesanbruch legte sie sich wie früher auf ihre Leichenbahre und der Bauer ging in seine Hütte. Genau so ging es in der zweiten Nacht und danach weigerte sich der Bauer aus Leibeskräften, auch noch die dritte Nacht bei ihr zu wachen, verstand sich aber auf die Bitten seiner Tochter doch dazu, auch die letzte Nacht, die noch übrig war, dort hinzugehen.

Aber bevor er fortging, sagte er zu Sigurd und Helga, sie sollten einander heiraten, wenn er nach drei Jahren noch nicht zurückgekommen sei.

Dann ging er wieder in das Königsschloß und in das Zimmer, wo die Leiche lag und wechselte mit der Königin dieselben Worte wie früher und sie rangen, bis es Tag wurde. Bei Tagesanbruch wurde sie ein Geier und Bangsimon ein fliegender Drachen; sie flogen beide in die Luft und flogen über Land und Meer, bis sie zu einem Land kamen, wo die Königin im Kampf überwunden wurde und der Bauer ihr die Kehle durchbeißen wollte. Sie bat um Frieden und beschwor den Bauer, ihr das Leben zu lassen, sie wollte es ihm auch lohnen, wenn sie erst Königstochter sei in diesem Königreich. „Wie willst du denn das fertigbringen?" sagte der Bauer. „Ich mache mich zu einem kleinen Kind und laß den König mich finden auf der Jagd," sagte sie. Der Bauer ließ sie nun los und sie lief in einen großen Wald in der Nähe.

Am andern Tag ging der König zur Jagd und fand im Walde ein schönes Kind, ein Mädchen. Er nahm es mit sich nach Hause und zog es auf wie seine eigene Tochter, denn er hatte mit seiner Königin keine Kinder. Das Mädchen wuchs so schnell heran, daß es wie ein Wunder schien.

Der Bauer Bangsimon war zur Königshalle gekommen und hielt sich dort auf; man ließ ihn Fische klopfen und ähnliche Arbeiten verrichten. Nach einiger Zeit geschah es, daß sich die Königstochter in den Finger biß, so daß er blutete; sie sagte, der Bauer, der da sei, gehe so mit ihr um.

Der König und die Königin waren ärgerlich auf den Bauer, aber sie jagten ihn nicht fort.

Einmal, als die Königstochter allein spazieren ging, fragte Bangsimon, wann sie es ihm eigentlich lohne, daß er sie am Leben gelassen habe. Sie sagte, sie wolle es dann tun, wenn sie in diesem Reich des Königs Frau geworden sei. „Wie gedenkst du denn das zu tun?" sagte der Bauer. „Ich gedenke die Königin zu bitten, mir ihre Kleinodiensammlung

zu zeigen, denn sie schlägt mir keine Bitte ab. Dann will ich sie vor mir die Treppe hinaufgehen lassen, die dahin führt. Ich selbst gehe hinter ihr und sowie sie auf der obersten Stufe steht, breche ich die Stiege unter ihr, daß sie den Hals bricht, begrabe sie unter der Stiege, fahre in ihre Kleider und so glaubt der König, ich sei seine Frau." Dann gingen sie auseinander.

Kurz darauf vermißte der König seine Tochter und da sagte die Königin, es sei sehr wahrscheinlich, daß der Fischmann, der sie schon einmal mißhandelt habe, ihr etwas angetan habe.

Da wurde Bangsimon ergriffen und sollte auf dem Scheiterhaufen verbrannt werden, so sehr er auch den Verdacht von sich wies, daß er die Königstochter ums Leben gebracht habe.

Er ward zum Scheiterhaufen geführt und der König und die Königin waren dabei, um zuzuschauen. Da bat der Bauer den König, er möchte ihm eine Bitte gewähren, ehe er auf den Scheiterhaufen geworfen werde, er verlange nicht am Leben bleiben zu dürfen. Da gewährte ihm der König die Bitte. Da bat der Bauer, die Königin solle ihre Lebensgeschichte erzählen. Sie sagte, das sei ein kurzes Gewähren, sie sei eine Königstochter gewesen und später sei sie dem König zur Frau gegeben worden, was sie noch jetzt sei; und was sich seitdem ereignet, das wisse jedermann.

Da erzählte nun Bangsimon laut ihre ganze Lebensgeschichte von dem Zeitpunkt an, da sie in dies Land gekommen war. Da verwandelte sie sich in einen fliegenden Drachen und flog auf den Bauer los. Er aber holte unter seinem Mantel einen Sack hervor und warf ihn ihr über den Kopf, so daß sie auf den Scheiterhaufen fiel und verbrannte.

Der Bauer riet dem König, unter der Stiege nachgraben zu lassen, die zu der Kleinodienkammer führe. Dies geschah auch und es war alles so, wie es Bangsimon gesagt hatte.

Da dankte der König dem alten Bangsimon mit gar herzlichen Worten, daß er ihn von diesem Ungeheuer befreit habe;

er gab ihm ein Schiff und Leute dazu und Bangsimon fuhr nach Hause.

Von Sigurd ist zu erzählen, daß er während Bangsimons Fortsein seinen Vater verloren hatte und selbst König geworden war. Als aber Bangsimon wieder heimkam, da feierte Sigurd seine Hochzeit mit Helga, denn es waren drei Jahre verstrichen, seitdem Bangsimon von Hause fortgegangen war; da war große Wiedersehensfreude.

Das Ehepaar lebte noch lange zusammen, geehrt und geachtet, und so endet das Märchen von Bangsimon.

35. Tritil, Litil und die Vögel

Es waren einmal ein König und eine Königin in ihrem Reich und ein alter Häusler und sein Weib in ihrer Hütte. Der König hatte eine einzige Tochter, die er zärtlich liebte. Aber es widerfuhr ihm der Schmerz, daß die Tochter verschwand und nirgends gefunden wurde, so sehr man auch nach ihr suchte. Da gelobte der König, daß derjenige sie heiraten sollte, der sie ihm wiederbrächte. Viele wollten wohl die gute Heirat machen, aber keiner fand sie und alle kamen unverrichteter Dinge zurück.

Von dem alten Mann ist zu sagen, daß er drei Söhne hatte, von denen er die zwei älteren zärtlich liebte, aber der jüngere wurde von Eltern und Brüdern allenthalben zurückgesetzt. Als die Häuslerssöhne herangewachsen waren, sagte der älteste Bruder, er wolle nun hinaus in die weite Welt und sich Reichtum und Ehre erwerben. Die Eltern waren es zufrieden, er erhielt Proviant und neue Schuhe und wanderte nun lange, lange, bis er zu einem Hügel kam. Hier machte er Rast, um zu essen. Wie er nun so aß, trat ein winzig kleines Männlein zu ihm und bat ihn um einen Bissen. Aber der Häuslerssohn gönnte es ihm nicht und jagte ihn weg. Dann wanderte er wieder lange, lange, bis er zu einem

zweiten Hügel kam. Hier machte er Rast, um wieder zu essen. Da kam ein noch kleineres und sonderbareres Männchen herangetrippelt und bat ihn wieder um einen Bissen. Aber der Häuslerssohn verweigerte es ihm wieder und jagte ihn fort. Und als er nun wieder lange, lange gewandert war, kam er zu einer Lichtung im Wald und machte Rast, um zu essen. Und wie er eben dabei war, kam eine Vogelschar und rückte ganz dicht an ihn heran. Er aber wurde zornig über die Vögel und verjagte auch die.

Schließlich kam der Häuslerssohn an eine große Höhle. Er ging hinein, konnte aber nichts Lebendes darin erblicken. Da wollte er warten, bis der Höhlenbewohner zurückkäme. Und am Abend kam eine ungeheuer große Riesin in die Höhle. Er bat sie um die Erlaubnis, dableiben zu dürfen, sie verlangte aber, daß er dafür andern Tages die Arbeit verrichte, die sie ihm aufgeben würde. Das gefiel ihm und nun blieb er die Nacht da; aber am Morgen befahl ihm die Riesin, den Mist aus der Höhle zu schaffen — bis zum Abend, sonst brächte sie ihn um. Darauf ging sie fort. Wie nun der Sohn des Häuslers den Spaten nahm und einstieß, blieb er im Boden der Höhle stecken und war nicht mehr herauszubringen. Und am Abend, als die Riesin heimkam, war die Höhle natürlich nicht gereinigt, wie man sich leicht denken kann. Da fackelte sie nun nicht lange, nahm den Häuslerssohn und erschlug ihn und er kommt in der Geschichte nicht weiter vor.

Nun wendet sich die Geschichte zu dem alten Häusler und seinem Weib zurück. Auch der zweite Sohn wollte nun fortziehen, um sich Reichtum und Ehre zu erwerben. Er sagte, es gefiele ihm nun nicht mehr daheim, seit sein älterer Bruder sicherlich ein großer Herr bei irgendeinem König geworden sei. Die Eltern waren es zufrieden und gaben ihm Proviant und neue Schuhe. Es ist nichts anderes über ihn zu berichten, als daß es mit ihm ganz genau so ging wie mit dem ältesten Bruder.

Nun war also noch der jüngste der Häuslerssöhne übrig, und er hatte es nicht eben besser bei den Alten gehabt, ob-

schon er nun ganz allein war. Der bat nun die Eltern ebenfalls, ihn ziehen zu lassen. „Reichtum und Ehre will ich mir gar nicht suchen," sagte er, „ich will nur versuchen, mich irgendwie durchzuschlagen, damit ich euch nicht länger zur Last liege wie bisher." Die Alten waren's zufrieden und gaben ihm Proviant und Schuhe, wenn es auch etwas bescheidener ausfiel als bei den Brüdern. So brach er auf und fuhr zufällig denselben Weg wie seine Brüder. Als er zum ersten Hügel kam, da sagte er: „Hier haben meine Brüder gerastet; ich will das gleichfalls tun!" Er setzte sich hin und fing an zu essen. Da kam das kleine Männchen und bat um einen Bissen. Der Häuslerssohn begrüßte es freundlich, hieß es sich bei ihm niederzusetzen und mit ihm zu essen, soviel es wolle. Als sie fertig waren, sagte das Männlein: „Ruf mich, wenn du mal in Not bist! Ich heiße Tritil." Dann trippelte es davon und verschwand.

Der Häuslerssohn ging nun weiter, bis er zu dem andern Hügel kam, da sagte er: „Hier haben meine Brüder gerastet; hier will ich das gleichfalls tun." Er fing nun an zu essen, und wie er gerade dabei war, kam der winzig kleine Knirps zu ihm und bat ihn um einen Bissen. Der Häuslerssohn begrüßte ihn freundlich, hieß ihn, sich bei ihm niederzusetzen und mit ihm zu essen, soviel er wolle. Als sie fertig waren, sagte das Männlein: „Ruf mich, wenn du mal in Not bist! Ich heiße Litil." Dann schinderte es davon und verschwand.

Nun setzte der Häuslerssohn seine Reise fort und kam auf die Waldlichtung. Da sagte er: „Hier haben meine Brüder gerastet; hier will ich das gleichfalls tun." Er setzte sich nieder und fing an zu essen. Da kam eine überaus große Vogelschar zu ihm und gebärdete sich sehr hungrig. Er zerrieb etwas Brot mit der Hand und warf die Krümel unter die Vögel. Die pickten sie auf und aßen sie. Als sie damit fertig waren, sagte einer von den Vögeln: „Ruf du uns, wenn du einmal in Not bist und nenne uns deine Vögel!" Dann flogen sie fort und verschwanden.

Der Häuslerssohn ging weiter, bis er endlich zu der Höhle kam, wie seine Brüder vorher. Er ging hinein, sah aber nichts Lebendes darin; wohl aber sah er die Leichen seiner Brüder, die hingen von der Decke herab, dicht am Eingang. Der Anblick dünkte ihm nicht gut, aber doch beschloß er, auf den Höhlenbewohner zu warten. Es dauerte auch nicht lange, bis die große Riesin kam, der die Höhle gehörte. Der Häuslerssohn bat sie da bleiben zu dürfen. Sie sagte, das solle geschehen, wenn er das täte, was sie ihm sage. Er willigte ein und blieb in der Höhle die Nacht. Am Morgen befahl ihm die Riesin, die Höhle auszumisten und wenn er damit bis zum Abend, wo sie heimkäme, nicht fertig sei, so würde sie ihn töten. Dann ging sie fort.

Der Häuslerssohn nahm nun die Schaufel, um die Höhle auszumisten, aber als er sie einstieß, stak sie im Boden fest, daß er sie nicht mehr bewegen konnte. Da erkannte der Häuslerssohn sein böses Geschick und rief voller Angst: „Lieber Tritil, komm her!" In demselben Augenblick kam Tritil und fragte ihn, was er wolle. Er sagte ihm, wie es mit ihm stünde. Da sagte Tritil: „Hacke du Hacke und grabe du Spaten!" Da hackte die Hacke und grub der Spaten und in kurzer Zeit war die Höhle ausgemistet und blitzeblank. Dann ging Tritil fort. Als die Riesin am Abend heimkam und sah, wie es stand, da sagte sie zu dem Häuslerssohn: „Du bist nicht allein im Spiele, Bursche, Bursche! Aber ich will's hingehen lassen!"

Dann schliefen sie in der Nacht, aber am Morgen befahl ihm die Riesin, ihr Bettzeug zu sommern, alle Federn aus den Kissen zu nehmen, sie zu sonnen und wieder hineinzutun. Aber wenn am Abend auch nur eine einzige Feder fehlte, so wollte sie ihn töten. Dann ging sie fort.

Der Häuslerssohn breitete nun das Bettzeug aus. Es waren drei Kissen im Bette der Riesin und da es windstill war und die Sonne schien, trennte er die Kissen auf und breitete die Federn aus. Aber auf einmal, als er es am wenigsten erwartete, erhob sich ein Wirbelwind, so groß, daß die

Federn alle in der Luft herumwirbelten und auch nicht eine einzige zurückblieb. Da erkannte der Häuslerssohn sein Mißgeschick und in der Verzweiflung rief er laut: „Lieber Tritil, lieber Litil und ihr alle meine Vögel, kommt her!“ Sogleich kamen Tritil und Litil und die ganze Vogelschar mitsamt allen Federn. Tritil und Litil halfen nun dem Häuslerssohn, die Federn in die Kissen zu füllen und sie wieder zuzunähen. Sie nahmen je eine Feder aus jedem Kissen, knüpften sie zusammen und sagten zu dem Häuslerssohn, wenn die Riesin diese vermißte, dann sollte er sie ihr in die Nase stecken. Dann machten sie sich davon: Tritil, Litil und die Vögel.

Sogleich als die Riesin abends heimkam, warf sie sich auf ihr Bett, daß die ganze Höhle erbebte. Dann fuhr sie mit den Händen um die Kissen herum und sagte zu dem Häuslerssohn, sie würde ihn nun töten, denn es fehle eine Feder in jedem Kissen. Da zog er die Federn aus seiner Tasche, steckte sie ihr in die Nase und sagte, da habe sie ihre Federn. Die Riesin war's zufrieden und sagte: „Du bist nicht allein im Spiele, Bursche, Bursche! Aber ich will's hingehen lassen!“

Es verging nun auch diese Nacht, und der Häuslerssohn war bei der Riesin in der Höhle. Am Morgen sagte sie zu ihm, daß er heute einen ihrer Ochsen zu schlachten habe, sein Eingeweide zu kochen, die Haut zu scheren, aus den Hörnern Löffel zu schnitzen und mit dem allen bis zum Abend fertig zu sein. Sie habe fünfzig Ochsen, sagte sie; einen von diesen wolle sie schlachten lassen, aber er müsse selber erraten, welchen sie meine. „Wenn du bis zum Abend fertig wirst,“ sagte sie, „dann kannst du morgen fahren, wohin du willst und dir außerdem drei Dinge aus meinem Besitz zur Belohnung aussuchen, welche du willst. Wenn du aber nicht fertig wirst, oder den falschen Ochsen schlachtest, dann töte ich dich!“ Dann ging die Riesin fort, wie sie es gewöhnt war.

Nun stand der Häuslerssohn verlegen und ratlos da, dann rief er: „Lieber Tritil, lieber Litil, kommt nun alle beide!“ Schon sieht er sie auch beide kommen und einen ungeheuer

großen Ochsen mit sich führen. Den schlachteten sie nun sogleich. Dann kocht der Häuslerssohn die Eingeweide, Tritil saß nieder und schor die Haut, aber Litil schnitzte Löffel aus den Hörnern. Es ging alles flott vorwärts und war fertig zur rechten Zeit. Der Häuslerssohn erzählte den beiden Alten, was ihm die Riesin versprochen hatte, wenn er mit der Arbeit bis zum Abend fertig würde. Da rieten sie ihm, er solle sich das wählen, was sich über dem Bette der Riesin befinde, sodann das Kistchen, das neben ihrem Bette stehe, und schließlich das, was unter den Höhlenwänden wäre. Der Häuslerssohn versprach das auch, und die beiden Alten gingen nun weg, und er grüßte sie freundlich.

Am Abend kam die Riesin heim, sah, daß er alles fertig hatte und sagte: „Du bist nicht allein im Spiele, Bursche, Bursche! Aber ich will es hingehen lassen!" Dann schliefen sie in der Nacht.

Am Morgen hieß sie ihn, sich nun den Lohn zu wählen, den sie ihm versprochen hatte; und es stünde ihm nun frei zu fahren, wohin er wolle. „Dann wähle ich, was über deinem Bette ist," sagte er, „ferner das Kistchen neben deinem Bette und schließlich das, was unter den Höhlenwänden ist." „Du bist nicht allein im Spiele, Bursche, Bursche!" sagte die Alte, „aber ich will es hingehen lassen!" Dann gab sie ihm seinen Lohn. Aber was über dem Bette war, das war die verschwundene Königstochter; das Kistchen am Bett war eine ungeheuer große Kiste voll von Gold und Kleinodien, und das, was unter den Höhlenwänden war, war ein seetüchtiges Schiff mit Rahen und Segeln, und das fuhr von selbst, wohin man wollte. Als ihm die Riesin seinen Lohn gegeben hatte, verabschiedete sie sich von ihm und sagte, er würde der allerglücklichste Mann werden. Dann ging sie fort, wie sie es gewöhnt war.

Der Häuslerssohn brachte die Kiste aufs Schiff und stieg selbst mit der Königstochter hinein. Dann zog er die Segel auf und segelte heim in das Reich des Königs, des Vaters der Jungfrau. Er brachte ihm seine Tochter und erzählte

ihm alles, wie es gegangen war. Der König wunderte sich mächtig über die Abenteuer des Häuslerssohnes und freute sich natürlich sehr, daß er seine Tochter wieder hatte. Er ließ für sie und ihren Befreier ein großes Freudenmahl bereiten, und dies endete mit der Hochzeit der Königstochter und des Häuslerssohnes. Der Häuslerssohn wurde zuerst der Landbeschützer und Minister des Königs, und nach dem Tode seines Schwiegervaters erbte er das ganze Königreich und regierte darinnen lang und gut bis an sein Lebensende. Und hier ist die Geschichte aus.

36. Der rote Stier



Als Herr Thomas Skulason auf Grenjadarstad war, hielt er zwei Hofknechte; der eine hieß Bjarni, der andere Martin. Sie schliefen beide miteinander in einer Kammer auf dem Gehöft. Bjarni war früher verheiratet gewesen, hatte sich aber von seiner Frau getrennt, und weil er nun ein Mädchen aus der Nachbarschaft liebhatte, wollte er vor allen Dingen seine Frau los werden. Er kam deshalb auf den Gedanken, einen Mann aus dem Nordland zu bestimmen, ihn zu unterrichten, wie man könne Gespenster — aufwecken. Die wollte er dann zu seiner Frau schicken, sie umzubringen.

Bjarni machte sich dann daran, das Gespenst aufzuwecken und leckte ihm den Totengeifer vom Gesicht, so wie es die Vorschrift verlangt. Als er das getan hatte, machte sich aber das Gespenst über ihn selber her, und es kam so, daß Bjarni dem Gespenst unterlegen war und nur mit knapper Not mit dem Leben davonkam. Und es ging weiterhin so, daß das Gespenst dem Bjarni gar nichts nütze war zu dem, was er gewollt hatte, sondern es suchte ihn heim im Wachen und Schlafen, so daß er darum beinahe von Sinnen gekommen wäre; deshalb konnten Martin und Bjarni oft nicht schlafen in ihrer Kammer, weil das Gespenst unermüdlich daran

klopfte und sie wach hielt, bis Bjarni aufstand und längere oder kürzere Zeit in der Nacht draußen blieb. Die Leute wußten nichts von dem, was sich draußen abspielte, außer was er selbst davon erzählte, wenn er wieder zu Martin hereinkam.

Als dies eine Weile so weiterging und Bjarni fast um seinen Verstand gekommen war, da bat er in seinem Unglück einen zauberkundigen Mann um Rat, wie er sich retten könne vor den Verfolgungen dieses Wiedergängers. Der Mann gab ihm ein Blatt mit einigen Schriftzeichen darauf und sagte ihm, er solle eines Nachts in die Kirche von Grenjadarstad gehen, sich alle Meßgewänder umhängen und so geschmückt solle er hinter den Schranken vor dem Altar stehenbleiben; er solle sich ja nicht vom Fleck rühren, was sich auch zutragen möge, oder was ihn auch anzusprechen scheine, denn man wolle ihn nur von den Schranken fortlocken, und dann sei es aus mit ihm. Er sagte, es würde ein ungeheuer großer Stier kommen und der lange mit der Zunge zwischen ihn und den Altar und da gehe es um sein Leben, so geschickt zu sein, daß er den Zettel ihm auf die Zunge legen könne, und wenn ihm das glücke, dann brauche ihm nicht mehr bange zu sein vor den Heimsuchungen der Gespenster.

Daraufhin ging Bjarni eines Nachts in die Kirche und machte alles so, wie es ihm gesagt worden war. Da kam eine große Menschenmenge nach der andern um die Schranken herum; er kannte nur wenige von ihnen. Sie umwarben ihn in verschiedener Weise und baten ihn freundlich und streng vom Altar wegzukommen und zu ihnen herzugehen. Einer von denen, die Bjarni zu erkennen glaubte, war Herr Halgrim Scheving, der Großvater Doktor Schevings, und er zerrte an Bjarni, um ihn aus den Schranken herauszubekommen. Aber eine Schar nach der andern verschwand wieder, da es ihnen auf keine Weise gelang, den Bjarni vom Altar wegzubringen. Schließlich kam ein roter Stier zu Bjarni, er streckte die Zunge über die Schranken weg und

wollte sie zwischen Bjarni und dem Altar hin und her bewegen so, als habe er im Sinn, ihn von dort herauszuschleudern. Da gelang es Bjarni, ihm den Zettel auf die Zunge zu legen, und daraufhin verschwand der Stier, und da merkte Bjarni nichts mehr in der Kirche, und er wurde auch von dem Gespenst nicht mehr heimgesucht.

37. Trunt, Trunt und die Trolle in den Bergen

Einmal waren zwei Männer in den Bergen, um Kräuter zu sammeln. Eines Nachts lagen sie beide in ihrem Zelte zusammen. Der eine schlief, der andere war wach. Da sah der, der wachte, wie der, der schlief, hinausging. Er ging hinterher und folgte ihm, aber er konnte kaum so schnell laufen, daß der Abstand zwischen ihnen nicht größer wurde. Der Mann steuerte auf die Gletscher zu. Da sah der andere eine große Riesin auf einer Gletscherspitze sitzen. Sie hatte die Gebärde, daß sie ihre Hände abwechselnd von sich streckte und wieder heran an die Brust zog und damit zauberte sie den Mann an sich heran. Der Mann lief ihr gerade in die Arme, und sie machte sich mit ihm davon.

Ein Jahr später waren die Leute aus jener Gegend wieder an derselben Stelle zum Kräutersammeln. Da kam er zu ihnen, war aber so still und verschlossen, daß man kaum ein Wort aus ihm herausbekam. Die Leute fragten ihn, an wen er glaube, und er sagte, er glaube an Gott.

Im zweiten Jahre kam er wieder zu dem Kräutervolk. Aber da war er so trollenhaft geworden, daß sie sich vor ihm fürchteten. Als er gefragt wurde, an wen er glaube, antwortete er nichts. Und diesmal blieb er kürzere Zeit da als zuvor. Im dritten Jahr kam er wieder, da war er ein richtiger Troll geworden und sah fürchterlich aus. Einer aber wagte ihn doch zu fragen, an was er glaube; da sagte er, er glaube an „Trunt, Trunt und die Trolle in den Bergen“ und ver-

schwand sodann. Seitdem hat man nichts mehr von ihm gesehen, und es getraute sich auf lange Jahre niemand mehr an diesem Orte Kräuter zu suchen.

38. Der Ritter und die Waldfrau

In Deutschland war ein Ritter, dem sein Vater ein Erbe hinterlassen hatte. Er war unverheiratet, aber reich. Er war nicht sehr vorsichtig, und in kurzer Zeit war alles vertan. Zwar wußte er nicht, wie er sich helfen sollte, aber seine verschwenderische Lebensweise aufgeben, das wollte er auch nicht. Da beschloß er, seine Verwandten und Freunde um Unterstützung zu bitten. Diese willfahrten auch seiner Bitte, eine Zeitlang konnte er nun wieder seine gewohnte Lebensweise fortsetzen, aber nicht lange, so war wieder alles vertan. Da machte er sich von neuem auf, seine Verwandten zu besuchen und sie um Unterstützung zu bitten.

Er ritt einsam, bis er zu einem Walde kam, da ritt er den Heerweg, bis er zu einem schmalen Pfade gelangte, und auf diesem Pfade ritt er entlang, bis er zu einer Lichtung kam. Dort erblickte er einen lieblichen Bach, und eine schöne geschmückte Frau saß an dem Bache. Sie grüßte ihn und fragte, wohin er fahre. Er grüßte sie wieder, aber die Antwort auf ihre Frage gab er ihr nicht. Da sagte sie: „Ich weiß schon daß du deine Verwandten besuchen und sie um Unterstützung bitten willst; das wird aber keinen Erfolg haben, denn es wird ihnen wie den meisten andern gehen, daß sie sich vorsehen, ihr Geld wegzugeben ohne jede Gegenleistung. Es wäre viel ratsamer für dich, um eine Frau zu werben und so zu Gelde zu kommen."

Er sagte: „Ich weiß nicht, wo eine solche Frau ist, daß ich es daraufhin wagen könnte."

Sie sagte: „Willst du mich haben, wenn ich dir genug Geld mitbringe?"

„Ich weiß nicht, ob es ratsam ist," sagte er.

„Mach, wie dir's gefällt," sagte sie.

„Ja," sagte er, „zuerst will ich meine Verwandten besuchen und sehen, was sie sagen."

Sie bat ihn zu tun, wie er wolle, aber sie meinte, er würde wenig Nutzen davon haben. „Wo kann ich auf dich warten," sagte er, „falls ich deinen Antrag annehme?"

„Hier an dieser Stelle, wenn du heimreitest, und bringe ein lediges Pferd mit, damit ich mit dir nach Hause reiten kann."

Dann trennten sie sich, und er ritt zu seinen Verwandten. Es ging, wie die Frau es vermutet hatte, und er empfing keine Unterstützung von ihnen. Da erzählte er ihnen von der Frau, die er getroffen hatte, und was sie ihm angetragen hatte, und sagte, er habe einen bestimmten Argwohn, wer die Frau sei. Sie sprachen: „Was für eine Frau es auch sein mag, es scheint uns nichts anderes ratsamer, als den Antrag anzunehmen." Damit fuhr er heim, bis er wieder zu der Lichtung kam und die Frau am Bache sitzen sah. Sie grüßte ihn und fragte, wie es gegangen sei. „Genau so, wie du vermutet hast," sagte er.

„Das war zu erwarten," sagte die Frau, „was wirst du nun tun?"

Er antwortete: „Ich weiß nicht recht, wozu ich mich entschließen soll."

Da sagte sie: „Du mußt eine Frau mit Geld heiraten. Es steht nun bereit, was ich dir angeboten habe: wenn du mich nimmst, so soll es dir niemals an Geld fehlen, so oft du welches von mir verlangst. Was sagten denn deine Verwandten dazu, als du ihnen meinen Antrag mitteiltest?"

„Sie haben mir nicht widerraten, Geld zu erlangen, woher es auch sei."

„Das war vernünftig gesprochen," sagte sie, „denn jedermann wird nach seinem Vermögen gemessen. Ist das Pferd fertig, daß ich darauf reiten kann?"

„Hier steht es," sagte er.

„Dann mußt du dich nun entscheiden," sagte sie, „ich würde nun sogleich mit dir heimreiten und die Verbindung unter uns eingehen."

„Das wird nun so werden," sagte er.

Dann nahm er die Pferde und hob die Frau auf das eine. Und als sie näher nach Hause kamen, sagte die Frau: „Wir müssen unser Verlobungsbier trinken, sobald wir heimgekommen sind."

„Ich weiß nicht, ob die Mittel dazu da sind," sagte er.

„Ich werde mich schon darum kümmern," sagte sie, „daß nichts fehlt," und sogleich nahm sie einen großen Geldbeutel unter dem Mantel hervor und gab ihn ihm. „Nimm zunächst dies," sagte sie, „und wenn es zu Ende ist, so sag' es mir, dann geb' ich dir mehr."

Er nahm das Geld und als sie heimkamen, richtete er sogleich das Verlobungsbier aus, und wenig später heiratete er sie. Sie waren nun viele Jahre zusammen und hatten vier Kinder, zwei Söhne und zwei Töchter. Sie war eine freundliche und freigebige Frau und sehr beliebt bei den andern Leuten wegen des Geldes. Auch hielt sie, was sie dem Hausherrn versprochen hatte; wenn er kein Geld hatte, um etwas zu kaufen, wonach ihn gelüstete, so gab sie ihm gleich soviel er wollte. So ging nun die Zeit hin, in der sie zusammen waren, und er war mit seinen Verhältnissen recht zufrieden. Die Frau war freundlich und wohlgefällig und ging auch zur Kirche wie andere Leute und wohnte auch den Gebeten bei außer der Messe: sie wußte immer irgendeinen Vorwand zu finden, die Messe zu verlassen; wenn das Evangelium verlesen oder der stille Gesang erhoben oder die Hostie hoch gehoben wurde, dann war sie gerade niemals in der Kirche. Darüber wunderten sich die Leute und redeten viel davon. So sagte es ihr Mann auch seinem Bruder, der Diakon dort in der Nähe war und schon alles erfahren hatte. Er beeilte sich, seinen Bruder zu besuchen, brach mit seinen Knechten auf und kam zum Gehöft, als die Frau nur allein daheim, der Hausherr aber abwesend war.

Sie nahm ihn und seine Leute mit größter Freundlichkeit auf, schuf ihnen Quartier und gab ihnen zu trinken, bewirtete sie am Abend köstlich und setzte sich selbst zu ihm. Der Diakon unterhielt sich ausgezeichnet mit ihr und schlief dort die Nacht. Am Morgen früh las er seine Gebete und ließ sich dann auch eine Messe lesen in seinem Quartier, aber vorher ließ er die Frau zu sich rufen und lud sie ein, erst an der Messe teilzunehmen und dann mit ihm zu speisen. Sie war einverstanden, und es wurde die Messe verlesen bis zum Evangelium. Sie standen beide zusammen, als das Evangelium begann. Da schickte sie sich an wegzugehen, und er fragte sie, was sie vorhabe. Sie sagte, sie habe eine Besorgung zu machen. Er bat sie ruhig dazubleiben, und sie war einverstanden. Sie blieb nun bei der Messe bis zum stillen Gesang, aber ehe der noch begann, wollte sie weggehen. Er hieß sie ruhig dableiben, als aber das Sanktus beendet war, wurde sie unruhig und wollte nun fort. Da nahm er sie und ließ sie nicht fort von der Messe, nahm eine Stola, die er bei sich hatte, und warf sie ihr über die Schultern. Oben darüber befand sich ein Schornstein, aus dem der Rauch aus der Stube abziehen sollte. Im selben Augenblick wurde die Hostie emporgehoben. Da legte sie ihre Hände auf ihre beiden Töchter, und man sah sie da aus dem Schornstein hinausfliegen und ihre beiden Töchter mit ihr. Sie wurde seitdem nicht wieder gesehen und keiner wußte, was aus ihr geworden war. Ihre beiden Söhne waren zurückgeblieben und wurden brave, christliche Männer, reich und angesehen. Ihr Vater nahm sich später eine andere Frau. Es wird nicht erwähnt, daß ihm irgendein Unheil zugestoßen sei. Damit schließt diese seltsame Geschichte.

39. Eine Pfarrerstochter mit einem Huldren verheiratet

Ein Pfarrer irgendwo hatte eine heiratsfähige Tochter. Einmal war die Rede von den Huldrenleuten oder Elben; da sagte die Pfarrerstochter: „Das gälte mir gleich, ob ich einen Elbenmann bekäm, wär's nur ein hübscher Kerl!" Der Pfarrer gab seiner Tochter eins auf den Mund und sagte, sie schwätze Unsinn.

Kurz danach sah ein Kind des Pfarrhofs einen Mann an die Haustür reiten, absteigen, hineingehen und die Pfarrerstochter bei der Hand nehmen, sie hinausführen, sie auf das Pferd setzen und mit ihr davonreiten. Sie wurde dann an allen nur erdenkbaren Orten gesucht, aber nirgends gefunden. — Dann wird erzählt, wie drei Winter später der Schafhirt, der schon lange beim Pfarrer war und der die Tochter ins Herz geschlossen hatte, sich mit der ganzen Herde verirrte, in ein Schneegestöber kam und alle Schafe verlor. Er selbst kam zuletzt an eine Bauernhoftür, die er nur undeutlich erkannte. Ein starker Mann stand vorn an der Tür und bot ihm Quartier an. Der Knecht sagte, er wolle es nehmen, jammerte aber sehr über die verlorenen Schafe. Der Bauer meinte, die würden sich schon wiederfinden und führte den Gast hinauf in die geheizte Wohnstube. Dort sah er einen alten Mann und eine alte Frau, und zwei Kinder spielten auf dem Boden. Dann erblickte er auch die Pfarrerstochter, und sie schien ihm die Frau des Bauern, der ihm das Quartier geboten hatte, zu sein. Er wurde aufs beste bewirtet und zuletzt in den Hausraum unter der Wohnstube geführt.

Dort kam die Pfarrerstochter zu ihm und bat ihn, sie nicht zu verraten und ihrer Mutter einige Schmucksachen in einem ledernen Beutel zu überbringen und ihr zu sagen, daß sie hier jeden Abend ihre Gebete sprechen dürfe. Da fragte sie der Knecht, ob sie denn auch jemals in die Kirche komme.

Sie sagte, da komme sie ebensooft hin wie er selbst, sie habe da den vordersten Platz an der Kanzel, und ihr Mann sitze zunächst dem Altare. Da fragte der Schafhirt, wie dies denn möglich sei, da sie doch keiner bemerke. Sie sagte, das komme daher, daß sie immer schon vor dem Segen die Kirche verließen. Indessen bat sie inständigst, dies alles niemand zu sagen und nur der Mutter den Beutel zu geben, sonst würde er großes Unglück davon haben.

Er versprach dies, und am Morgen brachte ihm der Bauer all sein Vieh zurück, das er in der Nacht zum Heu hineingetrieben hatte. Auf Irrwegen kam er mit seinen Schafen wieder heim, doch war der Weg diesmal nicht sehr weit. Aber er hielt da sein Versprechen nicht besser, als daß er alles sofort haarklein erzählte, was er auf seiner Fahrt erfahren hatte. Der Pfarrer aber faßte den Entschluß, seine Gemeinde zu warnen, daß sie sich nicht wundern möchten, wenn er am nächsten Sonntag den Segen eher spräche als gewöhnlich; denn er wollte auf diese Weise versuchen, seine Tochter wiederzugewinnen. Es wird berichtet, daß ihm dies auch geglückt sei, aber auf ihre innigen Bitten habe er sie wieder loslassen müssen, da sie sagte, es würde nur schlimmes Unheil daraus entstehen. Auch sei ihr Mann zu ihr so freundlich, daß es ihr der größte Schmerz sein würde, seine Liebe zu missen. Aber der Schafhirt soll ein sehr unglücklicher Mensch geworden sein.

40. Die Pfarrerstochter von Prestsbakki



uf Prestsbakki war einmal ein Pfarrer, der Einar hieß. Er war ein sehr reicher Mann und hatte viele Kinder. Er hegte große Verachtung vor den Huldrensagen und sagte, daß es ein Huldrenvolk niemals gegeben habe. Er meinte, sie könnten ihn ja besuchen und fragte höhnisch, ob er denn so schwer zu finden sei.

Eines Nachts aber träumte er, daß ein Mann an sein Bett kam und spräche: „Von jetzt ab wirst du nicht mehr leugnen, daß es ein Huldrenvolk gibt, und ich werde nun deine älteste Tochter holen, und du wirst sie niemals wiedersehen. Du hast uns Elben lange genug geärgert." — Am Morgen war die älteste Tochter des Pfarrers verschwunden, sie war zwölf Jahre alt. Man suchte sie überall, aber man fand sie nirgends. Als aber ihre Geschwisterchen am Hofzaun beim Spielen waren, kam sie noch einmal zu ihnen und spielte mit ihnen. Sie wollten sie mit heimnehmen, aber da verschwand sie für immer. Sie sagte ihren Geschwisterchen auch, daß es ihr gut ginge, dort wo sie sei, und daß sie es sehr gut hätte.

Ihr Vater träumte beständig von ihr, und sie teilte ihm genau dasselbe mit, was sie ihren Geschwistern gesagt hatte, und dies noch dazu, daß sie für den Pfarrerssohn des Huldrenvolkes bestimmt sei. Dann verstrich die Zeit, bis sie wieder erschien und dem Vater sagte, sie verlange danach, ihn zum Hochzeitsmahl morgen bei sich zu sehen, denn dies solle nun vor sich gehen. Von da ab träumte er niemals mehr von ihr.

41. Graumann

Es waren einmal ein König und eine Königin in ihrem Reiche und ein alter Mann mit seinem alten Weibe in ihrer Hütte. Der König war sehr reich an Vieh, aber an Kindern hatte er nur eine einzige Tochter, und diese wohnte mit ihren Mägden in einem schönen Frauenhaus. Der alte Mann war sehr arm; Kinder hatte er keine, und er bezog den Lebensunterhalt für sich und seine Alte nur von einer einzigen Kuh, die sie besaßen.

Einmal ging der alte Mann wie öfter in die Kirche, da sprach der Pfarrer gerade von der Mildherzigkeit und ihren guten Folgen. Als er aus der Kirche heim kam, fragte ihn sein Weib, was er Schönes in der Predigt gelernt habe.

Der Alte war sehr fröhlich gestimmt und sagte, es sei gut gewesen, heute dem Pfarrer zuzuhören, denn er habe gesagt, daß dem, der gäbe, tausendfältig wiedergegeben würde. Die Alte meinte, das sei wohl nicht so ganz wörtlich zu nehmen und der Mann habe den Pfarrer wohl nicht ganz richtig verstanden. Der Alte blieb fest bei seiner Sache, und sie stritten sich eine Stunde lang, aber jedes blieb bei seiner Meinung.

Am Tage darauf mietete der Alte eine Menge Arbeiter und baute einen Stall für tausend Kühe. Die Alte erboste sich mächtig über seine Dummheit, wie sie es nannte, konnte es aber nicht hindern. Als der Stall fertig war, überlegte der Alte, wem er seine Kuh geben solle. Er wußte zwar keinen, der so reich war, daß er ihm hätte tausend Kühe wiedergeben können, außer dem König, aber zu dem zu gehen, konnte er sich nicht entschließen. So beschloß er, zum Pfarrer zu gehen; er wußte, daß der Pfarrer reich war und dachte, daß der wohl am wenigsten seine eigenen Worte zu Schanden werden ließe. Er machte sich nun mit seinem Vieh zum Pfarrer auf den Weg, wie sehr die Alte sich auch widersetzte.

Er kam nun zum Pfarrer und gab ihm die Kuh. Der Pfarrer wunderte sich und fragte, was das bedeuten solle. Der Alte erklärte ihm alles; da wurde der Pfarrer wütend, schalt ihn aus, daß er die Predigt so falsch verstanden und trieb ihn wieder heim mit seiner Kuh. Der Alte nahm seine Kuh und ihm schien die Reise übel ausgegangen. Da erhob sich ein rabenschwarzes Unwetter von Norden und Frost, und er konnte nichts mehr sehen und glaubte, er würde die Kuh bald verlieren, um selbst heil davonzukommen. Und wie er so nachdenklich stand in seinem Unglück, begegnete ihm ein Mann mit einem großen Sack auf dem Rücken. Der fragte ihn, wie es käme, daß er bei solchem Wetter mit seiner Kuh unterwegs sei. Der Alte erzählte ihm alles. Jener meinte, es sei sicher, daß er noch seine Kuh verliere, unsicher, ob er nicht auch noch selber umkomme. „Und es ist deshalb besser, mein Lieber, du gibst mir die Kuh für den Sack, den ich trage.

Mit dem kommst du noch leidlich vorwärts, und es ist Fleisch und Bein darin."

Ob sie nun länger oder kürzer darüber redeten, schließlich wurden sie handelseinig. Der Mann verschwand mit der Kuh, und der Alte machte sich mit dem Sack davon, der ihm schwer vorkam. Daheim sagte er der Alten, wie's mit der Kuh gegangen sei und tat gar wichtig mit dem Sacke. Die Alte war außer sich, aber er bat sie, schnell einen Topf mit Wasser aufzusetzen. Sie nahm den größten, den sie hatte, und füllte ihn mit Wasser. Als es siedete, wollte der Alte den Sack öffnen, es lebte und bewegte sich in dem Sack, und wie er ihn öffnete, sprang da ein lebendiger Mann heraus, ganz grau vom Wirbel bis zur Zeh. Der sagte, wenn sie etwa sieden wollten, sollten sie etwas anderes dazu nehmen als ihn.

Der Alte war ganz verduzt, die Alte schimpfte und sagte, soweit sei's nun gekommen mit seiner Dummheit. „Zuerst bringst du uns um unsern einzigen Lebensunterhalt," sagte sie, „und dann bringst du noch einen fremden Menschen mit, den wir füttern sollen." So zankten sie sich noch eine gute Weile, bis der Graue sagte, das führe zu nichts, er wolle hinausgehen und sehen, ob er nicht etwas für sie alle zum Essen finde. Und schon war er hinaus in die Finsternis, aber schon kam er auch wieder herein mit einem alten feisten Hammel, und hieß ihn schlachten und zubereiten. Sie waren zuerst etwas bedenklich dabei, denn sie wußten natürlich, daß der Hammel gestohlen war. Schließlich aber gingen sie doch darauf ein, und sie lebten nun fröhlich in der Hütte, bis der Hammel zu Ende war, dann holte der Graue einen anderen, einen dritten, einen vierten, einen fünften. Es schien nun den Alten nicht schlecht, daß sie den Grauen zu Gast bekommen hatten, und sie lebten nun im Überfluß von Schaffleisch.

Nun geht die Geschichte wieder zurück an den Königshof. Der Hirt des Königs merkte, daß ihm ab und zu ein Stück aus der Herde abhanden kam. Er konnte sich das gar nicht erklären und beim fünften Schafe meldete er es dem Könige

und sagte, es müsse ein Dieb in der Nachbarschaft sein. Der König forschte nun nach, ob irgendein Neuankömmling in der Gegend sei und so erfuhr er schließlich von dem Fremdling bei den beiden Alten, den niemand kenne. Er schickte einen Boten zu ihm, er solle an den Königshof kommen. Der Graue ging auch sogleich mit, aber die Alten waren zu Tode erschrocken. Sie glaubten, er würde als Dieb gehängt und sie ihres Ernährers beraubt werden.

Als der Graue in den Königshof kam, fragte ihn der König, ob er es sei, der ihm seine fünf alten fehlenden Schafe gestohlen habe. Der Graue sagte: „Ja, Herr, das habe ich getan!" Der König fragte, warum er das getan habe. Da sagte der Graue: „Wegen der beiden Alten da draußen, die nichts zu essen haben; aber du, König, hast's im Überfluß, mehr als du brauchst oder selber essen kannst. Und es schien mir nun nicht unbillig, daß die Alten etwas von dem bekämen, was du gar nicht brauchst und im Überfluß hast." Der König war sehr erstaunt, und er fragte, ob denn das seine einzige und beste Kunst sei zu stehlen. Der Graue ließ sich wenig darüber aus. Da sagte der König, er würde ihm die Strafe erlassen, wenn er ihm morgen seinen fünfjährigen Ochsen stehlen könne, den er mit seinen Leuten hinaus in den Wald zu schicken gedenke. Aber könne er das nicht, so würde er gehängt. Der Graue sagte, das würde wohl unmöglich sein, denn der König würde den Ochsen gut bewachen lassen. Da müsse er selbst zusehen, sagte der König.

Nun ging der Graue heim, und die Alten empfingen ihn wohl. Er sagte dem Alten, er solle ihm einen Strick beschaffen, da er ihn morgen früh brauche. Das tat der Alte und dann schliefen sie in der Nacht. Früh am Morgen stand der Graue auf, nahm den Strick und ging fort. Er ging hinaus in den Wald, wo er wußte, daß die Leute mit dem Ochsen vorüberkommen müßten. Er stieg auf eine große Eiche dicht am Wege, machte sich den Strick um den Hals und hing sich an die Eiche. Kurz danach kamen die Königsleute mit dem Ochsen. Sie sahen den Grauen an der Eiche

hängen und meinten, er habe auch wohl noch andere Leute bestohlen als nur den König allein; diese hätten ihn da gehängt und er würde es wohl nun bleiben lassen, ihnen den Ochsen zu stehlen. Sie setzten ihren Weg bald fort und als sie verschwunden waren, ließ sich der Graue herab, überholte die Königsleute auf einem kürzeren Waldpfad und hing sich von neuem an einer Eiche dicht am Wege auf. Als die Königsleute ihn sahen, waren sie über die Maßen verblüfft und meinten, hier sei Zauberei im Spiele. „Gibt es denn zwei so verfluchte Graue?" sagten sie. „Das wär jetzt ein Spaß, hier Bescheid zu wissen. Laufen wir schnell zurück und sehen wir, ob das derselbe ist!"

Sie banden ihren Ochsen an die Eiche und kehrten um. Schnell stieg der Graue herab, band den Ochsen los, führte ihn schleunigst nach der Hütte, hieß die Alten den Ochsen schlachten, ihm die Haut ganz abziehen und aus dem Talg Kerzen gießen. Da war nun die Hütte voller Lust und Freude. Die Königsleute aber fanden natürlich den Grauen an der ersten Eiche nicht mehr, und wie sie wieder zur zweiten kamen, da war auch dort der Graue mitsamt dem Ochsen verschwunden. Da merkten sie, daß sie übertölpelt waren, fuhren heim und erzählten es dem König. Dieser ließ ihn allsogleich holen; die Alten waren zu Tode erschrocken, sie meinten, nun würde er unverzüglich gehängt. Aber der Graue war gutes Muts und ging sogleich mit.

Der König sagte: „Hast du meinen Ochsen gestohlen?" „Ja, Herr," sagte er, „um mein Leben zu retten." „Ich will dir auch das verzeihen," sagte der König, „wenn du heut nacht mir und meiner Königin die Bettücher unterm Leibe wegstehlen kannst." „Das kann keiner," sagte der Graue, „wie soll man in den Königshof kommen und dann dies tun?" „Da siehe du zu", sagte der König.

Als der Graue heimkam, meinten die Alten, er sei von den Toten auferstanden und begrüßten ihn froh. Er nahm einige Töpfe voll Mehl und hieß die Alte einen dicken Grützebrei kochen. Der Graue tat ihn in eine kleine Schlüssel und be-

deckte sie, damit er nicht auskühle. Dann schlich er sich damit zum Königshof und kam auch unbemerkt gegen Abend hinein und versteckte sich in einem dunklen Winkel. Dann ward der Königshof fest verschlossen, damit der Graue nicht hineinkäme. Als der Graue nun merkte, daß sie alle fest schliefen, auch der König und die Königin, da ging er leise in ihre Schlafkammer, deckte sie von den Füßen bis zur Mitte auf und ließ die Grütze vorsichtig zwischen sie beide tröpfeln. Dann ging er schnell wieder in sein Versteck.

Die Königin erwachte, als sie den warmen Brei fühlte. Sie ward böse, weckte den König und sagte: „Was ist denn das? Du hast ja ins Bett gemacht, mein Liebster!" Der König wollte dies nicht zugeben, bezichtigte seinerseits die Königin und so stritten sie eine Zeitlang. Schließlich nahmen sie die Bettücher und warfen sie mit allem, was darin war, auf den Estrich. Dann schliefen sie wieder ein. Der Graue nahm die Bettücher, wickelte sie zusammen, trug sie zu den Alten in die Hütte, gab sie ihnen, ließ sie von der Grütze reinigen und für ihr eigenes Bett benutzen.

Am Morgen sahen der König und die Königin, daß ihre Bettücher verschwunden waren. Der König dachte nun sogleich an den Grauen und ließ ihn holen. Und nun wußten die beiden Alten genau, daß er ganz bestimmt gehängt werden würde und nahmen schmerzlichen Abschied von ihm. Der Graue ging wohlgemut in den Hof, und der König fragte: „Hast du heute nacht mir und meiner Königin die Bettücher unter dem Leibe weggestohlen?" „Ja, Herr, um mein Leben zu retten." „Ich will dir alles verzeihen, wenn du heute nacht uns beide, mich und meine Königin, aus unserm Bette stiehlst. Wenn du das nicht kannst, wirst du ohne Gnade gehängt." „Das kann keiner", sagte der Graue. „Da siehe du zu", sagte der König. Dann trennten sie sich, und daheim empfingen die beiden Alten ihren Grauen, als ob er wirklich von den Toten wieder auferstanden sei.

Am Abend, als es dunkel war, nahm der Graue einen großen, hohen, breitkrämpigen Hut, der dem Alten gehörte,

machte viele Löcher hinein und steckte da hinein die Kerzen aus Ochsentalg. Auch an sich selber brachte er von oben bis unten viele Kerzen an. Dann setzte er den Hut auf, nahm den Ochsenbalg und ging in die Kirche des Königshofes. Hier legte er den Balg vor dem Altar nieder, zündete alle Kerzen an und begann die Glocken zu läuten. Der König und die Königin wachten von dem ungewöhnlichen Läuten auf und blickten zum Fenster hinaus, um zu sehen, was los sei. Da sahen sie eine leuchtende Gestalt an der Kirchentür stehen, die strahlte nach allen Seiten. Sie waren erstaunt über dieses Gesicht und meinten nicht anders, als sei ein Engel vom Himmel gekommen, auf die Erde eine Botschaft zu bringen. Man müsse einen solchen Gast ehrfürchtig empfangen, sagten sie und ihn um Barmherzigkeit bitten. Sie zogen nun schnell ihre königlichen Kleider an und gingen hinaus zu dem Engel. Sie fielen vor ihm auf die Knie und baten ihn um Gnade und um Vergebung ihrer Sünden. Er aber sagte, er würde ihre Bitte nirgends erhören, es sei denn drinnen in der Kirche vor dem Altar.

Als sie nun dem Engel dorthin gefolgt waren, sagte er, es würden ihnen ihre Sünden vergeben, aber nur unter einer Bedingung. Sie fragten, welche Bedingung das sei. Er sagte: diese, daß sie beide in den Balg kriechen müßten, der dort am Altar liege. Das dünkte sie weiter nicht schlimm, und so krochen sie beide in den Balg hinein. Aber sie waren kaum drin, so band der Engel oben den Balg fest zusammen. Der König fragte, was das bedeuten solle. Da sagte der Engel und schüttelte dabei alle Lichter ab: „Ich bin kein Engel, mein König," und schleifte den Balg schleunigst über den Kirchenestrich, „sondern ich bin dein guter Bekannter, der Graue aus der Hütte da draußen. Da habe ich nun dich mitsamt deiner Königin gestohlen, wie du es mir gestern abend befohlen hast, und du sollst auch deine Sündenvergebung haben, indem ich euch beide erschlage, außer du erfüllst mir meine einzige Bitte und schwörst mir einen Eid darauf, bevor ich euch wieder herauslasse." Der König

konnte nichts anderes tun als alles versprechen, was der Graue wollte, und er beschwor ihm die Erfüllung jeder Bitte. Da ließ der Graue die beiden frei und sagte dem König, er bitte ihn um seine Tochter und das halbe Königreich und um die Erlaubnis, die beiden Alten zu sich zu nehmen. Der König gab alles zu.

Dann ging der Graue zu den Alten und war nun nicht wenig stolz auf sich selbst, er hieß sie sich etwas herausstaffieren, denn sie sollten nun in eine andere Wohnung. Die Alten staunten mächtig, als sie das hörten und als der Graue nun erzählte, wie sich das alles verhielt. Andern Tags nahm er sie mit sich in den Königshof, und sie wurden gut aufgenommen. Er bekam die Königstochter und das halbe Reich. Aber beim Hochzeitsmahl teilte der Graue zur Unterhaltung mit, daß er der Sohn des Nachbarkönigs sei. Er hätte von dem Plane des armen Häuslers gehört und sei dann mit dem Pfarrer des Königs überein gekommen, dessen Worte nach dem Glauben des Alten in Erfüllung gehen zu lassen. Und damit könne der Alte nun wohl zufrieden sein.

Der Graue lebte lange und glücklich mit seiner Königin. Nach dem Tode des Königs erbte er das ganze Reich, und er regierte es klug und weise bis in sein Alter. Aber die Alten lebten bei ihm bis zu ihrem Tode in allem Überfluß. Und damit schließt die Geschichte vom Grauen.

42. Pferd Goldmähne und Schwert Kampffeder



Es waren einmal ein König und eine Königin in ihrem Reiche. Sie hatten einen Sohn, der Sigurd hieß. Wie er zehn Jahre alt war, wurde die Königin krank und starb. Der König ließ ihre Leiche nach alter Sitte in einem Grabhügel bestatten, auf dem er oftmals saß und um sie trauerte.

Eines Tages saß er wieder dort, da erblickte er eine vornehm gekleidete Frau. Er fragte, wie sie hieße. Sie nannte

sich Ingibjörg und verwunderte sich, daß er so allein dort sitze. Da erzählte ihr der König alles, und die Frau wiederum erzählte dem König, daß sie gestern ihren Mann verloren habe und fügte hinzu, am besten zögen sie beide wohl zusammen. Dem König gefiel sie, er lud sie an seinen Hof und kurz danach fand schon die Hochzeit statt.

Der König war wieder fröhlich geworden und ritt oft auf die Jagd. Sigurd aber liebte seine Stiefmutter sehr und blieb immer bei ihr daheim. Eines Abends sagte sie zu ihm: „Morgen mußt du mit deinem Vater auf die Jagd!" Er sagte, er bliebe lieber bei ihr, und als der König am Morgen davon ritt, war Sigurd nicht zu bewegen, ihn zu begleiten. Da sagte die Stiefmutter, er würde seinen Ungehorsam schon noch bereuen und täte besser, ihr zu gehorchen. Sie steckte ihn unter ihr Bett und sagte, da solle er bleiben bis sie ihn rufe. Darauf geschah ein mächtiges Dröhnen, der Boden bebte, und ein Riesenweib, bis zu den Knöcheln in der Erde watend, kam ins Zimmer. Sie sagte: „Sei gegrüßt, Schwester Ingibjörg! Ist der Königssohn Sigurd daheim?"

„Nein," sagte Ingibjörg, „er ist mit seinem Vater in den Wald zur Jagd." Sie deckte dann für ihre Schwester den Tisch und setzte ihr Speisen vor. Als sie beide gegessen hatten, sagte die Riesin: „Ich danke dir für den besten Leckerbissen, das beste Lamm, die beste Kanne Bier und den besten Trank. Ist der Königssohn Sigurd daheim?"

Ingibjörg verneinte das, da nahm die Riesin Abschied und ging fort. Ingibjörg rief den Königssohn hervor. Der König kam abends von der Jagd zurück und wußte von alledem nichts. Am andern Morgen bat sie Sigurd, er solle nun seinen Vater begleiten, allein er sagte, er wolle lieber bei seiner Stiefmutter bleiben. Der König ritt wieder allein auf die Jagd. Ingibjörg verbarg den Knaben unter dem Tisch und war sehr ungehalten über ihn. Der Boden erbebte, die Riesin kam, bis zu den Waden im Boden watend, ins Zimmer. „Sei gegrüßt, Schwester Ingibjörg, ist der Königssohn Sigurd daheim?" „Nein, er ist mit seinem Vater davon-

geritten." Wieder deckte sie für ihre Schwester den Tisch, und als sie sich satt gegessen hatten, erhob sich die Riesin und sagte: „Ich danke dir für den besten Leckerbissen, das beste Lamm, die beste Kanne Bier und den besten Trank. Ist der Königssohn Sigurd daheim?"

Ingibjörg verneinte dies und hierauf nahm sie Abschied. Sigurd kroch hervor, Ingibjörg sagte, es sei von größter Wichtigkeit, daß er morgen nicht zu Hause bleibe; aber Sigurd meinte, daß ihm dies wohl niemals Schaden bringen würde.

Am nächsten Morgen bat sie ihn flehentlich, den Vater zu begleiten. Aber Sigurd wollte nicht. Als der König fort war, verbarg sie ihn zwischen Getäfel und Wand. Alles ging wie bisher und Ingibjörg sagte, der Königssohn sei draußen mit seinem Vater im Wald. „Das ist gelogen," schrie die Riesin und sie zankten sich, bis Ingibjörg sich hoch und teuer verschwor, er sei nicht zu Hause. Dann speisten sie und alles verlief wie bisher, aber als Ingibjörg wieder gesagt hatte, der Knabe sei mit dem Vater in den Wald, da schrie die Riesin mit Donnerstimme:

„Ist er so nahe, daß er meine Worte hört, so lege ich den Fluch auf ihn, daß er halb verdorrt und halb verbrannt werde und nicht früher zu Rast oder Ruhe komme, bevor er mich findet." Dann ging sie fort, und als Ingibjörg den Knaben hervorholte, war er schon halb verbrannt und halb verdorrt. „Da siehest du's jetzt," sagte sie, „aber jetzt heißt es schnell machen, ehe der Vater kommt."

Sie nahm ein Knäuel und drei goldene Ringe aus einer Kiste und sagte zu ihm: „Wenn du diesen Knäuel fallen läßt, so rollt er bis zu ein paar Felsen. Aus denen kommt eine Riesin heraus; das ist meine erste Schwester. Sie wird zu dir herunterrufen und sagen: „Das ist herrlich, da kommt der Königssohn Sigurd, der soll heut abend in meinen Topf!" Aber du mußt deshalb keine Angst haben. Sie wird dich sodann mit einem Bootshaken zu sich hinaufziehen. Grüße sie von mir und gib ihr den kleinsten von den goldenen Ringen.

Sie wird seelenvergnügt sein, wenn sie das Gold sieht und dich zu einem Ringkampf auffordern. Wenn du dann ermattet bist, so wird sie dir anbieten, aus einem Horne zu trinken, bis du so stark wirst, daß du sie überwindest. Dann wird sie dich bis zum nächsten Morgen bei sich behalten. Ebenso werden's auch meine beiden andern Schwestern mit dir machen. Besonders aber mußt du dir merken: „Wenn mein Hund zu dir kommt und legt seine Pfoten auf dich und es laufen ihm Tränen über seine Schnauze, so beeile dich heimzukommen, denn dann ist mein Leben in Gefahr; dann vergiß deine Stiefmutter nicht!"

Dann ließ Ingibjörg den Knäuel zur Erde fallen und Sigurd nahm rührenden Abschied von ihr. Am Abend blieb der Knäuel bei dem ersten Felsen liegen und Sigurd sah, wie eine Riesin hervorkam. Als sie ihn erblickte, rief sie: „Das ist herrlich, da ist der Königssohn Sigurd gekommen, der soll heute abend in meinen Topf! Herauf mit dir, Kamerad! Komm und ringe mit mir!" Dabei zog sie ihn mit dem Bootshaken zu sich hinauf. Sigurd grüßte sie von der Schwester und gab ihr den kleinsten der Goldringe. Da wurde sie seelenvergnügt und forderte ihn zum Ringkampf auf. Als sie merkte, daß er ermattete, ließ sie ihn aus dem Horne trinken, bis er die richtige Stärke erhielt. — Am nächsten Tage warf er wieder den Knäuel auf die Erde, der lief, bis er am Abend wieder vor einigen Felsen liegenblieb. Eine noch größere Riesin kam heraus, alles verlief wie beim erstenmal. Wie Sigurd aus dem Horne trank, wurde er so stark, daß er die Riesin mit einer Hand zu Boden werfen konnte. — Am dritten Tage verlief mit der dritten Riesin das gleiche. Als Sigurd aus dem Horne getrunken hatte, brachte er sie dahin, daß sie auf die Knie fiel. Da sagte die Riesin zu ihm:

„Nicht weit von hier ist ein See; geh dorthin; du wirst dort ein kleines Mädchen sehen, das mit einem Kahne spielt. Mit diesem Mädchen freunde dich an. Hier hast du einen kleinen goldenen Ring. Den gib ihr, das wird dir nützlich sein. Du

hast ja deine Kräfte wiedergewonnen und es wird dir alles gut gelingen."

Dann trennten sie sich; Sigurd ging, bis er zu dem See kam, traf dort das Mädchen und fragte es nach ihrem Namen. Sie sagte, sie heiße Helga und ihre Eltern wohnten nicht weit von hier. Er schenkte ihr den Ring und sie spielten nun dort den Rest des Tages zusammen. Als Helga abends heimging, wollte er gern mit ihr gehen. Aber sie sagte, kein Fremder könne in das Haus kommen, ohne daß ihr Vater es merke. Doch nahm sie ihn mit, aber ehe sie zur Türe hineinging, hielt sie ihren Handschuh über ihn und verwandelte ihn sogleich in ein Büschel Wolle, trug es hinein und warf es in ihr Bett hinauf. Da stürmte auch schon ihr Vater herein, roch und suchte in allen Winkeln und schrie:

„Es riecht hier nach Menschen! Was hast du da auf das Bett geworfen, meine Tochter?" „Es war nur ein Wollbüschel," sagte sie. „Vielleicht war es dann das," sagte der Alte.

Am Morgen, als Helga zum Spielen fortging, nahm sie das Wollbüschel mit. Am See hielt sie ihren Handschuh darüber und Sigurd bekam wieder seine frühere Gestalt. Sie unterhielten sich nun zusammen den ganzen Tag hindurch. Am Abend sagte Helga zu Sigurd, ehe sie ihn wieder in ein Wollbüschel verwandelte: „Morgen werden wir mehr Freiheit zum Spielen haben, denn mein Vater geht in die Kirche und wir können daheimbleiben." — Am nächsten Morgen ging der Vater zur Kirche, und als Sigurd wieder in seine natürliche Gestalt verwandelt war, zeigte ihm Helga alle Zimmer, denn der Vater hatte ihr alle Schlüssel übergeben. Aber Sigurd bemerkte, daß sie einen von den Schlüsseln nicht gebrauche und fragte, für welches Zimmer dieser Schlüssel sei. Sie sagte, damit habe es seine besondere Bewandtnis. Da fiel sein Blick auf eine eiserne Tür, und er bat sie dringend, ihm auch dieses Zimmer zu zeigen. Helga sagte, dies sei verboten und schließlich wollte sie sie nur ein ganz klein wenig öffnen. Sigurd sagte, dies würde auch genügen und stieß sie dann ganz auf. Da sah er ein prächtig gesatteltes Pferd

in dem Zimmer und ein goldverziertes Schwert und auf dessen Griff waren folgende Worte eingeritzt:

„Wer auf diesem Rosse sitzt und sich mit diesem Schwerte umgürtet, dem wird das Glück folgen."

Sigurd bat Helga, auf diesem Rosse und mit diesem Schwerte einmal um das Haus herumreiten zu dürfen. Helga sagte, das ginge unmöglich; aber endlich gab sie seinen schmeichelnden Bitten nach. Sie sagte ihm nun auch, daß das Pferd Goldmähne und das Schwert Kampffeder hieße und fügte hinzu: „Hier sind ein Zweig, ein Stein und ein Stock, die noch dazugehören. Wenn man auf dem Pferde sitzt und verfolgt wird, so braucht man nur den Zweig hinter sich zu werfen, so verwandelt er sich in einen großen Wald. Und wenn der Verfolger trotzdem näher kommt, so braucht man nur mit dem Stock auf die weiße Seite des Steines zu klopfen, so kommt ein so großes Hagelwetter, daß der Verfolger darin umkommt."

Dann erlaubte sie ihm auf sein dringendes Bitten, mit all den Dingen nur ein einziges Mal um das Haus herumzureiten. Als aber Sigurd einmal herumgeritten war, sprengte er davon.

Bald darauf kam Helgas Vater heim und sah, daß seine Tochter weinte. Er fragte sie nach dem Grunde und da erzählte sie alles. Da begann er sogleich aus allen Kräften dem Jüngling nachzulaufen. Wie Sigurd sich umsah, sah er den Riesen hinter sich. Da warf er den Zweig hinter sich und sogleich schoß ein ungeheurer und dichter Wald zwischen ihm und dem Riesen empor. Da mußte dieser um eine Axt heimlaufen, um sich durch den dichten Wald durchzuhauen.

Als Sigurd sich zum zweitenmal umsah, war der Riese schon wieder so dicht hinter ihm, daß er beinahe den Schwanz des Pferdes berührte. Da wandte er sich um und stieß mit dem Stock auf die weiße Seite des Steines und da brach ein so heftiges Hagelwetter los, daß der Riese darin umkam. Hätte Sigurd sich aber nicht umgewandt, so wäre es ihm ins Gesicht gekommen und hätte ihn selber getötet.

Als Sigurd nun weiter ritt, kam die Hündin seiner Stiefmutter auf ihn zu und es rannen ihr die Tränen über die Schnauze. Da ritt er aus allen Kräften heim und fand seine Stiefmutter von neun Knechten an einen Holzpflock festgebunden, daran sie sie verbrennen wollten. Mit dem Schwert Kampffeder tötete er die Knechte alle, befreite seine Stiefmutter und ritt mit ihr zum Vater. Der lag vor Kummer krank und ohne essen zu wollen im Bett; wie er aber den Sohn erblickte, war er ganz außer sich vor Freude. Sigurd erzählte ihm alles, aber der König hatte geglaubt, die Stiefmutter habe ihn umgebracht.

Dann ritt Sigurd fort, um Helga zu holen und später wurde er König und sie seine Königin.

Sie lebten lange und glücklich,
Hatten Kinder und Kindeskinder,
Gruben Wurzeln und Kräuter,
Und nun weiß ich die Geschichte nicht mehr weiter.

43. Lini, der Königssohn

Es waren einmal ein König und eine Königin in ihrem Reiche. Er hieß Ring, aber wie sie hieß, wird nicht erwähnt. Sie hatten einen Sohn, der Lini hieß. Früh schon schien er mächtig und ein großer Kämpe. Außerdem wird erzählt, daß da ein alter Mann mit seinem alten Weibe in einer schlechten Hütte lebte; sie hatten eine Tochter, die Signy hieß.

Eines Tages ging der Königssohn mit den Hofleuten seines Vaters auf die Jagd. Wie sie abends wieder heimwollten, fiel ein dichter Nebel und die Hofleute verloren den Königssohn. Sie suchten ihn lange, fanden ihn nicht, kehrten ohne ihn heim und erzählten die Sache dem König in der Halle. Der war sehr betrübt und ließ viele Leute suchen, drei Tage hindurch, aber immer vergebens. Da wurde er vor Kummer so krank, daß er sich zu Bett legte. Auch ließ er verkündigen,

wer ihm den Sohn wiederbrächte, bekäme das halbe Königreich. Davon hörte auch Signy; sie ließ sich von ihren Eltern Proviant und neue Schuhe geben und machte sich auf den Weg.

Nach mehreren Tagen kam sie zu einer Höhle, darin sie zwei Betten fand, das eine hatte eine silberdurchwirkte, das andere eine golddurchwirkte Decke. Dann entdeckte sie, daß der Königssohn in dem Bett mit der golddurchwirkten Decke lag. Sie wollte ihn wecken, aber es gelang ihr nicht. Einige Runen waren in das Bettgestell geritzt, aber sie konnte sie nicht lesen. Dann versteckte sie sich am Eingang hinter der Tür. Da ward auch schon von draußen ein starkes Dröhnen laut und zwei ungeheure Riesinnen kamen herein. Die eine von ihnen sagte sogleich: „Pfui Teufel, hier ist Menschengeruch." Die andere sagte, das käme von dem Königssohn. Dann gingen sie an dessen Bett und sagten:

„Singet, singet, meine Schwäne,
Daß Lini erwache!"

Da sangen die Schwäne und Lini erwachte. Die jüngere Riesin fragte ihn, ob er essen wolle. Er sagte nein. Dann fragte sie ihn, ob er sie nicht zum Weibe haben wolle. Er sagte standhaft nein. Da schrie sie auf und sagte:

„Singet, singet, meine Schwäne,
Daß Lini einschlafe!"

Die Schwäne sangen und er schlief ein. Dann legten sie sich selbst in das Bett mit der Silberdecke. Am Morgen weckten sie Lini und boten ihm Speise an; er wollte keine. Darauf fragte ihn die jüngere, ob er sie nicht haben wolle; aber er verneinte das wie vorher. Da schläferten sie ihn wieder ein und verließen sodann die Höhle.

Als sie ein Weilchen weg waren, kam Signy aus ihrem Versteck und weckte den Königssohn, so wie sie es von den Riesinnen gelernt hatte. Sie begrüßten sich freundlich und er fragte sie nach Neuigkeiten. Signy erzählte ihm alles und

auch von dem Schmerz seines Vaters um ihn. Dann fragte sie, was denn mit ihm geschehen sei. Er sagte, kurz nach der Trennung von dem Hofgesinde seien zwei Riesinnen gekommen und hätten ihn in ihre Höhle geschleppt. Die eine hätte ihn zwingen wollen, sie zu heiraten, wie sie ja wisse; er aber habe es immer verweigert. „Nun sollst du," sagte Signy, „wenn die Riesin dich heute abend wieder fragt, ob du sie haben willst, dein Jawort geben unter der Bedingung, daß sie dir sagen, was auf den Betten steht und was sie den Tag über treiben." Das dünkte dem Königssohn nicht schlecht; dann brachte er ein Brettspiel und sie spielten Schach bis zum Abend. Als es dunkel ward, schläferte sie ihn ein und ging wieder in ihr Versteck.

Kurz danach hörte sie die Riesinnen kommen, sie zündeten ein Feuer an, die ältere machte das Essen, die jüngere ging zum Bette, weckte Lini und fragte ihn, ob er essen wolle. Er sagte ja. Als er mit Essen fertig war, fragte sie ihn, ob er sie nicht haben wolle. Er sagte ja, falls sie ihm sage, was die Runen auf dem Bette bedeuten. Sie sagte, es stände darauf:

„Renne, renne, mein Bett,
Renne wohin man will."

Er war froh darüber, sagte aber, sie müsse ihm auch noch sagen, was sie tagsüber im Walde trieben. Sie jagten Wild und Vögel, sagte sie, und zwischen drin setzten sie sich unter eine Eiche und spielten Ball mit ihrem Lebensei. Er fragte, ob das etwas sei, womit man vorsichtig umgehen müsse. Sie sagte, das Ei dürfe nicht zerbrochen werden, sonst müßten sie beide sterben. Der Königssohn gab sich damit zufrieden, sagte aber, nun wolle er noch bis morgen ruhen. Die Riesin war damit einverstanden und schläferte ihn wieder ein. Am Morgen weckte sie ihn zum Essen und er nahm es an. Auch fragte sie ihn, ob er heute nicht mit ihnen in den Wald hinauskommen wolle. Er sagte, er bliebe lieber daheim. Dann nahm die Riesin von ihm Abschied, schläferte ihn ein und hierauf verließen sie beide die Höhle.

Nach einer Weile trat Signy zum Bette, weckte den Königssohn und bat ihn, aufzustehen. „Wir werden jetzt", sagte sie, „in den Wald hinausgehen, dahin wo die Riesinnen sind. Du sollst deinen Spieß mitnehmen und sobald sie mit ihrem Lebensei Ball spielen, sollst du den Spieß nach dem Ei werfen. Aber dein Leben hängt davon ab, daß du es triffst." Dem Königssohn schien das nicht schlecht geraten; sie stiegen nun beide in das Bett und sprachen:

„Renne, renne mein Bettchen,
Hinaus in den Wald."

Da rannte das Bett mit ihnen davon in den Wald und machte erst an der Eiche halt. Da hörten sie lautes Lachen. Signy hieß ihn nun auf die Eiche klettern und er tat das auch. Da sah er die beiden Riesinnen unter der Eiche sitzen und Ball spielen mit einem goldenen Ei, daß sie einander zuwarfen. Er warf seinen Spieß und traf das Ei im Flug, daß es zerbrach. Da sanken die Riesinnen tot um, und Geifer trat ihnen aus dem Munde.

Sie fuhren nun mit dem Bett in die Höhle, beluden beide Betten mit den Kostbarkeiten der Riesinnen, fuhren auf ihnen heim zur Hütte der Alten, wo sie wohl empfangen wurden und blieben die Nacht. Am Morgen ging Signy zum König und verlangte die ausgesetzte Belohnung. Der König bezweifelte stark, daß die Häuslerstochter seinen Sohn gefunden habe, sagte aber die Belohnung schließlich zu. Da holte Signy den Königssohn. Der König war froh, ließ sich alles erzählen, gab dem Sohne das Mädchen zur Frau und rüstete ein großes Hochzeitsmahl. Lini und Signy aber lebten lange zusammen und liebten einander sehr. Damit schließt diese Geschichte.

44. Die Schuhe aus Menschenhaut



Es war einmal ein Bauer auf seinem Hofe; man redete über ihn allerlei. Man sprach schlecht von ihm, weil er sein Gesinde übel behandelte und die Knechte erzählten Schlimmes über ihn, sei es wegen des schlechten Essens oder der schlechten Behandlung, oder aber deshalb, weil er zuviel von ihnen verlangte. Jedenfalls kam es schließlich so, daß keiner mehr als Knecht zum Bauern gehen wollte, und beinahe wäre es noch so weit gekommen, daß er alle Knechtsarbeit allein verrichten mußte.

Da geschah es, daß ein Mann aus der Gegend, der, obgleich er ein tüchtiger Kerl war, arbeitslos herumlief, zum Bauer kam. Der Bauer empfing ihn mit offenen Armen; er führte ihn in die Stube und sprach mit ihm über dies und jenes. Da kamen sie auch auf Gesindewirtschaft und Knechtssachen zu sprechen und dabei forderte ihn der Bauer auf, fürs nächste Jahr als Knecht bei ihm zu bleiben. Der Mann verstand sich nur ungern dazu wegen des Geredes, das über den Bauer umging. Aber der Bauer bat ihn, bei ihm zu bleiben, und wenn es auch nicht länger sei, als bis er ein Paar Schuhe abgelaufen habe. Der Mann dachte bei sich, daß Schuhe vergänglich seien und daß sie sich nach einer gewissen Zeit ablaufen müssen und daß das also nur eine kurze Weile sein würde, die er beim Bauer zubringe und keine Ewigkeit; und so schloß denn seine Überlegung damit, daß er dem Bauer zusagte. Zur Kreuzmesse kam dann der Mann, und der Bauer gab ihm ein Paar neue, nicht sehr derbe Schuhe, und er sagte ihm, wenn die Schuhe abgelaufen seien, dann solle seine Dienstzeit aus sein, wenn er's so wolle. Das aber bestimmte der Bauer, daß er zum Kirchgang andere Schuhe anziehen solle und darauf ging der Knecht auch willig ein.

Nun verstrich eine geraume Zeit und man sah nach Ver=

lauf dieses Jahres nicht mehr Abnutzung an den Schuhen, als wenn er sie am Tag vorher angezogen hätte. Da wurde er traurig über sein gegebenes Wort und dennoch kam es ihm schändlich vor, fortzugehen, obwohl ihm das Leben beim Bauer leidig und verhaßt war. So blieb er noch das nächste Jahr und man sah immer noch keine Abnutzung an den Schuhen, obwohl er die beiden Jahre niemals andere Schuhe angehabt hatte außer, wenn er zur Kirche ging. Der Mann wunderte sich sehr darüber und glaubte nun zu wissen, daß dies nicht mit rechten Dingen zuging, wußte aber nicht, welcher Zauberei er zum Opfer gefallen war.

Eines Sonntags, als er eben das dritte Jahr angefangen hatte, war er zu Hause geblieben und nicht zur Kirche gegangen; deshalb bekam er auch keine Kirchenschuhe, wie dies gewöhnlich geschah, wenn er ins Gotteshaus gehen wollte.

Als der Bauer und all sein Gesinde zur Kirche gegangen waren, dachte der Mann über seine schlimme Lage nach und darüber, wie lange wohl noch sein Elend beim Bauern dauern solle. Als er noch darüber nachsann, kam ein Mann herein. Der Fremde merkte, daß der Knecht bekümmert war, fragte ihn, weshalb und warum er denn nicht zur Kirche gegangen sei heute mit all dem andern Gesinde. Der Knecht sagte, er habe keine Lust gehabt, er dächte an sein Mißgeschick. Der Fremde sagte, das sei keine Entschuldigung dafür, daß er nicht zur Kirche gegangen sei, wenn er auch an sein Unglück denken wolle, denn alle Menschen hätten ihr Kreuz zu tragen und sein Unglück würde dadurch keineswegs geringer, daß er vom Kirchgang wegbleibe, und er solle nur gleich zur Kirche gehen, denn noch sei die Zeit nicht soweit vorgerückt, daß er nicht zur Messe noch zurecht käme; auch sei etwas später angefangen worden, denn vor der Messe sei ein Begräbnis gewesen und da habe man sich in der Zeit verspätet. Der Knecht sagte, er könne nicht gehen, da er keine Kirchenschuhe bekommen habe. Der Fremde sagte, er könne ruhig in den Schuhen gehen, die er anhabe, aber der Knecht sagte: „Nein, ich habe es versprechen müssen, in

ihnen nicht zum Gottesdienst zu gehen, wie lange ich auch in diesem herrlichen Dienstverhältnis bleibe, und ich habe dazu immer andere Schuhe bekommen; heute morgen aber wollte ich keine, weil ich nicht zur Kirche gehen wollte."

Der Fremde fragte ihn, wie lange er denn schon in diesem Dienst sei. „Viel zu lange," sagte der Knecht, „das dritte Jahr hat nun begonnen", und er seufzte dazu. „Gefällt es dir nicht?" fragte der Fremde. „Weit gefehlt," sagte der Knecht, „das ist mein größtes Unglück, daß ich solange hiergeblieben bin." „Was bindet dich denn?" fragte der Fremde. „Mein Versprechen", sagte der Knecht und erzählte ihm, wie alles gekommen war.

Als der Fremde dies gehört hatte, sagte er zu ihm, daß er nun gerade in eben diesen Schuhen zur Kirche gehen solle, er solle nur vorher zum Grab gehen, das heute aufgeworfen sei und damit in die geweihte Erde fahren und abwarten, was geschehe, denn die Schuhe, die er nun das dritte Jahr trage, seien aus den Rückenstreifen einer Altweiberhaut, und die würden halten in alle Ewigkeit, wenn es ihm bestimmt sei, so alt zu werden. Der Knecht dankte dem Fremdling für den guten Rat, sagte ihm „Auf Wiedersehen" und lief fort zur Kirche. Als er auf den Kirchhof kam, merkte er, daß die Schuhe an den Nähten aufsprangen, und als er in geweihter Erde stand, lösten sie sich von seinen Füßen, so daß nichts übrigblieb als Einfassung und Spannbänder. Und so ging er mit den Schuhfetzen an den Knöcheln in die Kirche hinein, wo der Pfarrer soeben die Kanzel bestiegen hatte. Als der Gottesdienst zu Ende war, ging der Knecht zum Bauer und zeigte ihm, wie's mit den Schuhen stand und daß nichts mehr von ihnen übrig war als nur die Einfassung und kündigte ihm gleichzeitig den Dienst.

Der Bauer sagte weiter nichts als dies: „Umsonst bist du also heute morgen nicht vom Kirchgang weggeblieben."

45. Jon und die Trollsriesin



m Nordland wohnte ein Bauer, der fuhr im Herbst und im Winter nach den Westmännerinseln zum Fischen. Er hatte einen erwachsenen Sohn und der hieß Jon und war vielversprechend.

Einmal nahm der Bauer seinen Sohn mit auf seinen Fischfang nach den Inseln. Sie zogen geradeswegs und es ist von der Fahrt nicht viel zu berichten.

Im nächsten Herbst zog Jon allein südwärts nach dem Fischplatz, denn sein Vater war alt und schwach geworden. Aber ehe er hinausruderte, bat ihn der Bauer, ja nicht unter den hohen Felsen am Bergabhang zu verweilen. Jon mußte ihm das ernstlich versprechen, das ja unter keinen Umständen zu tun.

Dann zog Jon fort; er hatte zwei Packpferde und ein Reitpferd mit. Die Pferde wollte er während des Winters auf den Landinseln einstellen, wie sein Vater es auch getan hatte. Seine Fahrt verlief nach Wunsch, er kam an den Bergabhang und zog eine Zeitlang an ihm hin. Der Tag war fast vorüber und Jon versuchte am Abhang vorbeizukommen, wie er's seinem Vater versprochen hatte. Aber kaum war er in der Nähe der Felsen, von denen sein Vater gesprochen hatte, da überfiel ihn ein furchtbares Unwetter mit Sturm und Regen. Er war an hohe Felsen gekommen und kam zu einem Halteplatz, so schön wie er ihn sich nur wünschen konnte, auf einer Anhöhe unter den Felsen. Er war reich mit Gras bewachsen und bot Schutz gegen den Regen. Es gefiel ihm gut und er konnte nicht begreifen, was denn Schlimmes dabei sei, hier zu rasten und so blieb er denn da. Er zäumte die Pferde ab und band sie fest. Er erblickte eine Höhle in dem Felsen. Dorthin trug er sein Gepäck, legte es an die eine Seite der Höhle nicht weit von der Türe; er machte es sich in seinen Sachen bequem und begann zu essen.

Es war dunkel in der Höhle. Als er eben im besten Essen war, da hörte er ein langgezogenes Geheule in der Höhle; er erschrak etwas darüber, faßte aber bald wieder Mut. Er nahm einen riesigen Fisch aus seinem Proviant heraus, riß die Haut so herunter, daß sie ganz blieb, bestrich den ganzen Fisch dick mit Butter und legte die Haut wieder darüber. Dann schleuderte er den Fisch möglichst tief in die Höhle hinein und sagte, daß die da drinnen sich vor dem in acht nehmen sollten, der ihnen dies sende, daß sie's aber behalten könnten, wenn sie wollten. Da hörte Jon nun, daß bald darauf das Geheul verstummte und jemand begann den Fisch zu zerreißen. Als er fertig gegessen hatte, wollte er sich schlafen legen, aber da hörte er ein Geräusch im Geröll und daß jemand schweren Schrittes auf den Eingang zukam. Da sah er gleich darauf eine große und mächtige Riesin kommen und es war so, als leuchte ihre ganze Gestalt draußen im Dunkeln, da wurde es Jon bang ums Herz. Als sie in die Türe der Höhle kam, sagte sie: „Menschengeruch ist in meiner Höhle."

Dann ging sie weit ausschreitend hinein und legte ihre Bürde auf den Estrich. Es entstand ein so großes Getöse, daß die Höhle erdröhnte. Da hörte Jon die Alte mit jemand sprechen und er hörte, wie sie sagte: „Besser getan als nicht getan und es wäre schlimm, wenn es nicht belohnt würde."

Und dann sah er, wie die Riesin mit einem Licht in der Hand auf ihn zukam. Sie begrüßte Jon mit Namen, dankte ihm für ihre Kinder und bat ihn, mit in die Höhle zu kommen. Er bedankte sich und die Alte steckte ihre beiden kleinen Finger in die Ösen seines Gepäcks, das mit Stricken festgebunden war, und nahm es mit hinein. Als sie hineinkamen, sah Jon zwei Betten, in dem einen lagen die beiden Kinder; es waren die, deren Geheule er gehört hatte und die den Fisch gegessen hatten. Auf dem Estrich lag eine Menge Forellen, die die Alte am Abend geangelt und auf dem Rücken heimgebracht hatte und davon hatte ihre ganze Gestalt im Dunkeln so geleuchtet.

Die Alte frug nun Jon, ob er lieber in ihrem Bett oder in dem der Kinder schlafen wolle und da er das der Kinder vorzog, bettete sie die Kinder auf den Estrich, bezog sein Bett neu und sorgte für seine Schlafstätte.

Dann fing Jon an zu schlafen und wachte wieder auf, als die alte Riesin ihm gekochte Forellen zu essen brachte. Er dankte ihr dafür, und während er aß, saß die alte Riesin bei ihm und erzählte und war sehr vergnügt. Sie fragte ihn, wohin er rudern wolle, und er sagte es ihr. Da fragte sie ihn, ob er sich schon einen Platz bei jemand gesichert habe, er aber sagte nein. Da sagte sie ihm, daß alle Bootsplätze auf der Insel besetzt seien, so daß keines mehr jemand aufnähme, und daß er keine Wohnung finden würde außer bei einem alten Fischer, der kaum eine Gräte aus dem Wasser mehr angeln könne und der nur ein fast unbrauchbares Boot habe und auch nur untaugliche Burschen, weil er keine ordentlichen Leute mehr kriegen könne. „Ich rate dir," sagte sie, „dir einen Platz bei ihm zu sichern; er wird sich zwar weigern, dich, zu nehmen, aber du sollst nicht ruhen, bis er nachgibt. Ich kann dir jetzt nicht so belohnen, was du an meinen Kindern getan hast, wie ich gern wollte," sagte die alte Riesin, „aber hier sind zwei Angelhaken, die ich dir schenken will. Den einen sollst du nehmen und der Alte den andern. Ihr sollt immer allein sein beim Angeln, ich hoffe, die Haken werden sich brauchbar zeigen. Immer sollt ihr als die letzten von allen ausrudern und als erste am Abend heimkommen. Ihr sollt auch nicht weiter rudern als bis an den Felsen, der gerade vor dem Landungsplatz steht. Wenn du nach Landinselsand kommst, da werden die letzten Inselboote fahrtbereit sein. Fahre mit ihnen nach den Inseln, binde deine Pferde am Strand zusammen, und bitte keinen für sie zu sorgen und kümmere dich auch nicht weiter um sie. Ich werde mich im Winter etwas um sie kümmern. Und wenn es wirklich so kommen sollte, daß du im Winter Glück hast beim Fischen, da wäre es mir lieb, wenn ich deinen Pferden mein Pferd könnte folgen lassen, um mir ein paar Fische zu holen, denn

Dörrfisch schmeckt mir herrlich." Jon sagte ihr das zu und versprach ihr, in allen Dingen ihrem Rat zu folgen.

Am Morgen ging Jon aus der Höhle und trennte sich in Freundschaft von der Alten. Erzählt wird nichts von der Reise Jons, bis er nach Landinselsand kam. Dort lagen die letzten Inselboote fahrtbereit. Jon schirrte seine Pferde ab und band sie am Strand zusammen, ohne jemand zu bitten, für sie zu sorgen. Die andern machten sich lustig über Jon deshalb und sagten, die Pferde würden wohl gut imstande sein am Ende der Fischzeit. Jon aber kümmerte sich nicht um ihren Spott, tat vielmehr, als höre er nichts und zog mit ihnen nach den Inseln. Als er dahinkam, suchte er sich einen Bootsplatz, fand aber keinen, denn überall war alles vollbesetzt. Schließlich kam er zu dem alten Fischer, zu dem die Alte ihn geschickt hatte. Er bat ihn, ihn aufzunehmen. Aber der alte Mann wollte nicht und sagte, er wolle solch tüchtigem Manne keinen Schaden antun. „Ich angle nie auch nur eine Gräte aus dem Wasser," sagte der alte Fischer, „und ich habe nur untaugliche Burschen für mein elendes Boot. Ich kann nur bei bestem und ruhigstem Wetter rudern," sagte er, „und es ist nicht angesehen für einen tüchtigen Mann, sich an meine Untüchtigkeit zu binden." Jon sagte, das müßte ja sein eigener Schade sein, und er bat den Alten so lange, bis er ihn nahm. Jon zog nun beim Alten ein und die Männer fanden nicht, daß er dabei gut beraten gewesen sei und verspotteten ihn.

Nun kam die Fischzeit. Eines Morgens wachten Jon und die Seinen davon auf, daß alle Fischer auf den Inseln bei schönstem und ruhigstem Wetter hinausruderten. Da sagte der Alte: „Ich weiß nicht, ob ich auch hinausrudern soll. Ich glaube, es wird nicht viel dabei herauskommen." Jon sagte, es sei keine Gefahr dabei, es auch zu versuchen. Dann zogen sie sich ihre Lederanzüge an und fuhren hinaus. Als sie aber gerade gegenüber der eigentlichen Landungsstelle waren, da glaubte Jon den Felsen zu erkennen, den die Riesin gemeint hatte. Er sagte, er wolle nur spaßeshalber hier an dieser

Stelle seine Schnur auswerfen und kaum hatte er's getan, als er einen Fisch heraufzog. Da gab er dem Alten den andern Angelhaken, der Riesin Geschenk. An diesem Tage hatten sie dreimal das Boot voll an dieser Stelle, fuhren heim, lange ehe die andern kamen und dann waren sie bald mit der Zubereitung fertig. Alle waren verwundert über den Fischfang des Alten. Sie fragten ihn, wo es soviel gäbe und er sagte es ihnen. Sie ruderten am andern Tage auch dahin, sahen aber an dieser Stelle nichts Lebendiges und ruderten darum weiter hinaus. Jon und der Alte fuhren erst nachher hinaus und es ging genau so wie am Tage zuvor. Und so ruderten sie den ganzen Winter nach dem Felsen und jeder fing zwölfhundert Fische und sie waren die Glücklichsten beim Fischfang. Am vorletzten Tage ruderten sie zum letztenmal hinaus und da waren, als sie die Leinen aufzogen, beide Angelhaken verschwunden und es schien, als seien sie losgemacht worden, aber es bekümmerte sie nicht und sie fuhren heim.

Nun zog Jon mit dem Fisch nach dem Festland und wurde auf demselben Boot übergesetzt, mit dem er im Herbst hinübergefahren war. Unterwegs spotteten die Leute darüber, daß seine wohlgenährten Pferde nun gewiß den Dörrfisch nach dem Nordland tragen könnten. Als sie an den Strand kamen, sahen sie seine Pferde noch genau so festgebunden, wie er sie verlassen hatte. Und als sie sich die Pferde näher ansahen, da fanden sie sie zu ihrer Überraschung, als seien sie im Winter gemästet worden. Aber außer seinen Pferden stand noch ein Pferd da mit einem Saumsattel, braun und stark gebaut. Die Genossen bekamen nun beinahe Angst vor ihm und hielten ihn für einen großen Zauberer wegen des guten Fischfangs und wegen seiner Pferde, die in so gutem Stande waren, als hätte eines für sie gesorgt. Jon band den Dörrfisch auf die Pferde und lud ebenso viele auf das braune allein wie auf seine zwei. Dann ritt er nordwärts.

Die Riesin empfing ihn freundlich und er blieb ein paar Tage bei ihr und gab ihr alle Fische, die der Braune getragen hatte. Sie erzählte ihm viel und auch, daß ihre Kinder im

Winter gestorben seien und sie sie unter dem Felsen neben ihrem Manne begraben habe; sie habe auch die Haken von den Angelschnüren genommen und die Pferde an den Strand gebracht. Als sie ihn fragte, ob er von Hause etwas gehört habe und er dies verneinte, da erzählte sie ihm, sein Vater sei im Winter gestorben und als einziges Kind müsse er nun die Wirtschaft übernehmen. Er selbst würde auf den Hof ziehen, sich im Sommer eine Frau nehmen und sehr glücklich werden.

Und nun bat sie ihn noch um die Erfüllung einer Bitte. Sie sagte, sie habe nun nicht mehr viel Zeit, und wenn er von ihr träume, dann möge er möglichst bald herkommen und sie neben ihrem Manne und ihren Kindern begraben. Sie zeigte ihm die Stelle, wo diese begraben waren. Dann öffnete sie eine Seitenhöhle, wo zwei Truhen standen mit Gold und allerlei Schätzen gefüllt. Diese Truhen solle er dann erben und ebenso das braune Pferd, sagte sie. Sie würde die Truhen schon zusammenbinden und hinaussetzen, ehe sie sterbe, und sie würde auch schon etwas darunterstellen, so daß er nur das Pferd dazwischenzuführen und die Ösen am Sattel festzubinden brauche. Der Braune könne auf seinem Saumsattel bequem die Truhen tragen, ohne daß er selbst es nötig habe, sich darum zu kümmern, bis er nach dem Norden käme.

Dann trennten sie sich in großer Herzlichkeit, Jon und die Riesin. Die Reise ging gut vonstatten bis ins Nordland. Dort fand er alles so, wie die Riesin gesagt hatte und alles kam auch so. Jon wurde seines Vaters Erbe und heiratete eine Bauerntochter aus der Umgegend. Nun ging es auf die Zeit des Mähens, da träumte Jon eines Nachts von der Riesin. Sofort dachte er an ihre Bitte und er stand sogleich auf. Draußen stürmte es und regnete. Jon ließ den Reitknecht beide Reitpferde holen. Der Knecht gehorchte und Jon beeilte sich mit seinem Ritt. Seiner Frau wollte er nichts darüber sagen, bat sie aber unbesorgt zu sein, auch wenn er ein paar Tage fortbleibe. Dann ritt er so schnell

er nur konnte, kam an die Höhle, und die Riesin, die draußen stand, konnte nur noch kurz mit ihm sprechen. Er blieb bei ihr, bis sie gestorben war und begrub sie dann an der von ihr selbst gewählten Stelle. Dann nahm er das braune Pferd mit dem Saumsattel. Vor der Höhle standen zwei Truhen mit Ösen daran. Er stellte das Pferd dazwischen, band die Ösen am Sattel fest und zog mit allem fort. Er ritt glücklich heim, blieb auf seinem Hof und wurde ein sehr reicher Mann. Er wohnte lange und zufrieden auf seinem vom Vater ererbten Hof, hatte in allem Glück und war angesehen bei allen Leuten. Damit ist diese Geschichte zu Ende.

46. Die Pfarrerstochter aus dem Thinginselamt

Es war einmal ein Pfarrer östlich im Thinginselamt. Er war verheiratet und hatte zwei Kinder, einen Sohn und eine Tochter, die ungefähr sechzehn Jahre alt waren, als diese Geschichte spielte. Nun bewarb sich der Pfarrer um ein Pfarramt im Südland, und er erhielt es auch. Im nächsten Frühjahr begann er mit dem Umzug und fuhr südwärts durch Sprengisand. Seine ganze Habe hatte er vorausgeschickt, aber er selber reiste hinterher mit Weib und Kindern und einem seiner Knechte.

Wie sie nun ein Stück südlich auf den „Sand" gekommen waren, sahen sie, wie zehn Ächter oben aus dem Gletscherfelsen herunter auf sie zugelaufen kamen. Sie überfielen mit Gewalt den Pfarrer und seine Leute, erschlugen sie alle miteinander und ließen nur die Tochter leben. Weder Gegenwehr noch Bitte halfen etwas; aber die Pfarrerstochter, meinte der Hauptmann der Ächter, könne er nicht erschlagen, weil sie so schön sei. Es war aber ein junger Mann unter den Ächtern, der schrie dagegen und sagte, das würde noch einmal ihr eigenes Unglück sein, wenn das Mädchen leben bliebe. Aber es geschah alles so, wie der Hauptmann wollte, und sie

trugen das Mädchen abwechselnd zu ihren Pferden, die oben am Felsen zusammengebunden waren. Dort stiegen sie auf, und der Hauptmann nahm das Mädchen mit auf sein Pferd.

Sie ritten nun lange, bis sie in ein schönes Tal kamen; darin ritten sie entlang und kamen schließlich zu einem Hause, in dem sie wohnten. In dieses Haus brachten sie das Mädchen hinein; sie waren alle gut zu ihr bis auf jenen eben erwähnten jungen Mann; der war stets schlecht gegen sie und wollte sie sogar töten lassen.

Als es nun auf den Herbst zuging, sprachen die Ächter davon, daß sie sich nun Vieh zusammensuchen müßten, ehe es in den Bezirken eingetrieben würde. Der Hauptmann wagte keinen andern daheim zu lassen, um auf die Pfarrerstochter aufzupassen, als den jungen Mann, obwohl er fürchtete, daß dieser sie töten möchte, bei den andern aber hatte er deshalb keine Sorge, weil sie gut mit ihr waren. So kam es schließlich, daß der junge Mann zu Hause blieb.

Wie nun die Männer weg waren, kam der junge Mann zu der Pfarrerstochter und war heiter und gut. Er erzählte, daß er mit guter Absicht so böse gegen sie gewesen sei; auch er sei ein Pfarrerssohn aus einem Bezirk, auch seinen Vater hätten die Männer auf Sprengisand erschlagen und auch ihn habe der Hauptmann nicht töten wollen, sondern ihn mit hierher genommen, damit er ihm diene. „Wenn sie nun heimkehren," sagte er, „so mußt du dich über mich beschweren und sagen, ich hätte dich schlecht behandelt. Und ebenso will ich sagen, ich hätte mich bei dir sehr gelangweilt, als sie fort waren. Ich will nämlich versuchen, dich hier fortzubringen, aber nächstes Jahr kann ich das nicht und deshalb müssen wir tun, als vertrügen wir uns schlecht, wenn sie zu Hause sind." Als die Ächter dann wieder heimkamen, beklagten sich die beiden einer über den andern.

So kam der nächste Herbst, ohne daß sich etwas Besonderes ereignet hätte. Die Ächter zogen aus, um Schafe zu suchen, und der Hauptmann sagte, der junge Mann und kein anderer soll daheim bei der Pfarrerstochter bleiben. Der junge Mann

tat dies sehr ungern. Als sie fort waren, redeten sie sogleich miteinander und führten ein freundschaftliches Gespräch. „Jetzt will ich dir sagen," sprach er, „wie du von hier entkommen sollst. Du mußt auch nächstes Jahr noch hier bleiben und dann werde ich im Herbst mit auf die Berge gehen, um Schafe zu suchen. Du hast jetzt die Schlüssel zu allen Kisten und Kasten hier im Hause, außer zu einer Kiste, in der Geld aufbewahrt wird. Nun gebe ich dir diese Tasche, dahinein sollst du das Geld aus der Kiste tun, zu der ich dir den Schlüssel verschaffen werde. Der Hauptmann hat ein gutes Pferd; das borgt er niemand und es ist eben erst gezähmt. Dieses Pferd wird daheimbleiben, wenn wir auf die Hammelsuche gehen. Dann sollst du es satteln und die Tasche hinten am Sattel festbinden, danach sollst du aufsitzen und dem Pferd einen Schlag geben. Es wird dann dorthin rennen, wohin du am liebsten willst. Falls dich etwa die Schafsucher erblicken, was immerhin sein kann, dann gib dem Pferde noch einen Schlag. Keins von ihren Pferden wird es dann einholen können, nur meines wird es noch am ehesten erreichen. Gelingt es dir, davonzukommen, so vergiß nicht, daß ich besonders dir zur Flucht verholfen habe."

Dann kehrten die Ächter heim und wieder beschwerten sich die beiden sehr übereinander. Der junge Mann sagte, er werde im Herbste nicht mehr daheimbleiben, wenn die andern auf die Hammelsuche ausgingen, sondern er werde mit ihnen gehen, was immer sie auch sagen möchten.

So kam der nächste Herbst, ohne daß sich etwas Besonderes ereignet hätte. Die Ächter rüsteten sich zur Hammelsuche und der Hauptmann sagte dem jungen Mann wieder, er solle daheimbleiben. Aber jener schlug das rundweg ab und auch die Pfarrerstochter wehrte sich dagegen. Sie meinte, sie könnte ganz gut allein zu Hause bleiben, es werde ja nicht lange dauern. Und schließlich kam es soweit, daß die Ächter alle aufbrachen und das Mädchen allein blieb. Da machte sie es nun durchaus so, wie es ihr der junge Mann geraten hatte, stieg in den Sattel mit der Tasche hinten

daran, gab dem Pferde einen Schlag und nun rannte es aufs schnellste von dannen. Aber nach einer kleinen Weile sah sie, wie alle Ächter hinter ihr herritten. Sie hört auch, wie der junge Mann ruft und sagt, so verhalte es sich also mit ihr, betrügen wolle sie sie und hintergehen, aber diesmal würden sie sie töten. Nun ritten sie so schnell sie konnten, aber der junge Mann war am schnellsten und hatte sie beinahe eingeholt, da trennte sie beide ein Hügel von den andern Ächtern. Da gab er dem Pferde der Pfarrerstochter einen Schlag, daß es wie rasend davonlief, denn das Mädchen hatte aus Angst nicht mehr daran gedacht. Und jene wieder spornte der junge Mann an, ihr nachzusetzen, und das taten sie solange, bis alle ihre Pferde tot liegenblieben. Da folgten sie ihr zu Fuße, sie aber ritt davon, den ganzen Weg hinab in die bewohnte Gegend, dort kam sie zu einem Gehöft, wo ein Amtmann wohnte. Dem erzählte die Pfarrerstochter sogleich die ganze Geschichte und daß ihr die Ächter auf den Fersen seien. Da ließ der Amtmann Pferde holen und die Ächter schleunigst verfolgen. Sie wurden eingeholt und gefangengesetzt. Der Amtmann untersuchte die ganze Sache und verurteilte sie alle zum Tode. Er ließ sie alle hinrichten, nur den jungen Mann nicht, denn die Pfarrerstochter bat für ihn. Aber der Amtmann verbannte ihn aus dem Lande, doch bevor er davonging, sprach er noch mit der Pfarrerstochter und bat sie, ihn nicht zu vergessen und sagte, wenn es ihm vom Schicksal vergönnt sei, so wolle er dereinst wiederkommen und sie holen. Sie gab ihm jene Geldtasche, die mit Geld gefüllt war, und dann trennten sie sich.

Nun gingen viele Jahre dahin. Viele Männer, vornehme und geringe, freiten um die Pfarrerstochter, aber sie wies alle Freier ab. Der Amtmann sagte, das sei nicht klug von ihr, so viele tüchtige Männer abzuweisen, aber sie ließ sich nicht drein reden. Einige Zeit danach kam ein Ausländer zu dem Amtmann, ansehnlich im Äußeren und hochgelehrt. Der bat den Amtmann um Winterquartier und bekam es auch gewährt, weil er keinen festen Wohnsitz hatte. Er verliebte

sich in die Pfarrerstochter und warb um sie, aber sie wies ihn ab. Da sprach er mit dem Amtmann und bat um dessen Hilfe. Der Amtmann sagte, das werde wenig nützen; sie heirate niemand, das habe sie sich nun einmal vorgenommen. Einmal aber sprach der Amtmann doch mit der Pfarrerstochter und redete ihr gut zu, diesen Mann zu heiraten, aber sie hörte gar nicht darauf. Da sagte der Amtmann, er werde ihr nun die Mündigkeit entziehen und sie müsse nun jenen heiraten, das habe er ihr zu befehlen. Und nun wagte sie nicht mehr, dem Willen des Amtmanns zuwiderzuhandeln. Sie verlobten sich und der Hochzeitstermin ward festgesetzt.

Die Hochzeit verlief ausgezeichnet, aber die Braut war sehr betrübt. Am Abend führte der Amtmann das junge Paar zur Schlafkammer, und da fiel die Braut von einer Ohnmacht in die andere. Dem Amtmann fiel das schwer aufs Herz und es tat ihm im Innern schon leid, daß er sie zur Hochzeit gezwungen hatte. Aber der Bräutigam war nicht unzufrieden damit und sagte, das werde sich mit der Zeit schon legen. Dann begaben sie sich zur Ruhe. Der Mann wollte freundlich zu der Frau sein, aber das nützte nichts, sie drehte ihm den Rücken und sprach böse Worte zu ihm. Da sagte er: „Übel willst du mir den Peitschenhieb von damals vergelten!" Und zugleich erzählte er ihr, er sei derselbe Mann, der ihr damals zur Flucht von den Ächtern verholfen habe, und er wußte die Dinge alle so genau, daß sie ihm sogleich glaubte. „Und das Geld, das du mir gegeben hast," sagte er, „habe ich dazu verwendet, daß ich mir in der Fremde geistige Bildung verschafft habe." Da war die Braut hocherfreut und sagte, sie sei ja nur darum so traurig gewesen, weil sie nicht gewußt habe, daß er es sei. „Ich wollte niemand heiraten außer dich," sagte sie, „und viele habe ich abgewiesen."

Als am Morgen der Amtmann kam, erzählten sie ihm alles, und es war ihm sehr lieb, diese Nachricht zu hören. Der Mann aus dem Auslande bekam dann dort eine Pfarrstelle in der Nähe und zog dahin. Dann holte er aus der Ächterhütte noch

alles, was Geldes wert war und brachte es heim. Und die Eheleute wohnten nun glücklich dort und lebten lange und liebten einander sehr, und weiter weiß ich nun diese Geschichte nicht.

47. Sigrid, die Sonne des Inselfjords


n Mödrufell im Inselfjord wohnte einmal ein reiches Ehepaar, aber ihre Namen sind nicht bekannt. Sie hatten nur eine einzige Tochter mit Namen Sigrid. Sie war aller Frauen schönste und man nannte sie deshalb die Sonne des Inselfjords. Sie war ebenso tugendhaft, wie sie schön war.

Als sie herangewachsen war, kamen viele Freier, gelehrte und ungelehrte, aber der Vater wies sie alle ab, auch dann, wenn sie gern einen davon genommen hätte.

Damals war es allgemeine Sitte, in der Christnacht zur Kirche zu gehen, aber nie wollte einer auf dem Gehöft allein daheimbleiben. Nun sprach man unter dem Gesinde auf Mödrufell davon, wer wohl am Weihnachtsabend zu Hause bleiben wolle. Da kam Sigrid gerade dazu und fragte, was sie ihr geben wollten, wenn sie dabliebe und dann alle andern zur Kirche gehen könnten. Alle waren der Meinung, daß, wenn sie nur irgend etwas besäßen, sie es ihr von Herzen gerne gäben. Sie sagte aber gleich, das sei nur ein Scherz gewesen, sie wolle ja von niemand etwas haben, wolle aber gern für sie zu Hause bleiben, wenn sie's wünschten. Die Leute meinten jedoch, ihr Vater werde es ihr nicht erlauben. Sie bat nun ihren Vater, aber dem Vater war's durchaus nicht recht und er fand es wunderlich, daß sie zu Hause bleiben und nicht wie sonst mit ihnen gehen wollte. Er sagte, ihm ahne, daß ihr irgendein Unglück bevorstehe, da sie so großes Verlangen danach habe, zu Hause zu sein. Da sie aber gewiß sagte, ihr werde nichts geschehen, so gab er ihr endlich nach und sagte den Dienstleuten, sie könnten

gehen, da Sigrid daheimbleiben wolle. Die Leute waren froh darüber.

Als nun der heilige Abend herankam, da machten sich die Leute voller Freude fertig, das Wetter war schön, die Erde schneefrei und gefroren, aber kein Mondschein. Als die Leute fertig waren, sagte der Bauer, sie möchten Sigrid Lebewohl sagen, er selbst wolle sich zuletzt von ihr verabschieden und das Haus gut verwahren, ehe er fortginge.

Sie begleitete nun die andern hinaus und dann trennten sie sich. Ihr Vater sagte noch, sie dürfe heute nacht ja niemand hereinlassen, wenn das etwa versucht werden sollte. Auch dürfe sie zu niemand hinausgehen und solle sich nicht darum kümmern, falls etwa geklopft oder nach ihr gerufen würde. Dann trennten sie sich und er sagte, es würde niemand hineinkommen, wenn das Haus gut verschlossen bliebe.

Die Leute gingen nun fort, das Mädchen aber ging wieder hinein und zog sich an. Dann zündete sie ein Licht an, nahm ein Buch und setzte sich in die Schlafkammer der Eltern, um zu lesen. Bis Mitternacht ereignete sich nichts Besonderes. Da pochte es plötzlich an die Tür, aber das Mädchen blieb ganz still. Es klopfte noch einmal und ein drittes Mal und diesmal so stark, daß das Haus eingestürzt wäre, wäre es nicht so fest gebaut gewesen. Das Mädchen aber blieb noch immer still. Kurz danach hörte sie, wie jemand am Haus hinaufgeht und oben entlang bis an das Fenster über ihr. Es rief am Fenster und begrüßte sie. Sie dankte und sah durch das Fenster. Trotzdem es draußen dunkel war, bemerkte sie doch das Gesicht eines Mannes, so schön wie sie noch niemals eines gesehen hatte. Nun bat er sie hinauszukommen. Aber sie sagte, sie könne das nicht und dürfe es nicht. Er bat sie noch mehr und nur für eine kleine Weile, aber sie sagte, das sei ganz gleich, sie käme nicht heraus, und er solle am Fenster sagen, was er zu sagen habe. Er meinte, das könne er nicht und sie müsse ihm auch einen Trunk reichen. Sie sagte, er solle den Schöpfeimer draußen an der Wand nehmen und

damit aus dem Bache trinken, der am Gehöft vorbeifließe, einen andern Trunk bekäme er nicht. Er sagte, klares Wasser könne er nicht trinken, und sie antwortete, dann könne sie ihm nicht helfen. Er meinte nun, wenn es sich so verhielte, müsse er sie unverrichteter Sache verlassen, aber das müsse er ihr noch sagen, daß einst die Zeit kommen würde, wo es ihr im tiefsten Herzen so heiß werden würde wie jetzt ihm. Sie sagte: „Das wird geschehen, wie es mir bestimmt ist.“ Dann ging er fort und sonst geschah in dieser Nacht nichts weiter.

Am Morgen kamen die Leute heim und sogleich nach der Begrüßung fragte sie der Vater, ob sie nichts erlebt habe in der Nacht. Sie sagte nein; er aber sagte, es sei gar nicht nötig, daß sie es sage, er sähe es ihr sowieso an und drang heftig in sie, bis daß sie alles erzählte. Er fragte sie, ob sie dem Fremdling aufgeschlossen habe, was sie verneinte. Er sagte, das sei recht so gewesen. Aber sie meinte, das wüßte sie noch nicht und es würde sich wohl erst später zeigen, ob es ihr Glück bringen würde, daß sie ihm folgsam gewesen sei. Und dann wurde davon nicht weiter gesprochen.

Beim nächsten Weihnachtsfest handelte es sich wieder darum, wer daheimbleiben solle. Sigrid sagte, sie sei auch diesmal dazu bereit und demgemäß wurde beschlossen. Am heiligen Abend war das Wetter wieder schön und dazu Mondschein. Da aber wurde plötzlich die Mutter krank und wollte nicht reisen, und Sigrid sagte, es würden nun mehr Leute daheimbleiben als vorauszusehen war, denn auch der Vater würde jetzt kaum mitgehen. Die Leute rüsteten zum Kirchgang und brachen auf, aber Sigrid blieb mit ihren Eltern zurück. Der Bauer verschloß selbst das Haus und fing dann an zu lesen. Nahe um Mitternacht, wie er aufgehört hatte, klopfte es stark an die Türe. Sigrid fragte den Vater, ob sie an die Tür gehen solle. Er verbot es, er wolle selbst den Ankömmlingen entgegengehen, denn ihn wollten sie zuerst und allein sprechen. Damit ging er hinaus und blieb so lange, daß Mutter und Tochter ängstlich wurden. Schließlich

fragte Sigrid, ob sie nicht einmal nach dem Vater sehen solle. Aber die Mutter wollte das nicht, falls die bösen Geister den Vater geholt hätten, so würde es nicht besser, wenn sie nun auch die Tochter holten. Nach einer Weile wollte Sigrid nun doch hinaus, aber da kam der Bauer sehr aufgeregt herein. Er hieß Sigrid sich so schnell wie möglich fertigzumachen, denn jetzt sei der gekommen, für den er sie schon lange bestimmt habe. Sie war vor Schreck fast sprachlos und konnte nur fragen, wer das sei und wohin sie denn solle. Der Vater sagte, das würde sie später erfahren, jetzt solle sie sich beeilen, denn der Mann wolle nicht warten. Die Mutter fragte, was dies alles zu bedeuten habe, wem er sie denn überliefere und sagte, das sei etwas sonderbar von ihm. Aber der Bauer sagte, sie sollten sich nicht darum kümmern. Dann zog sie sich an und der Vater hieß sie, Abschied zu nehmen von der Mutter. Das tat sie auch, aber man kann sich denken, in welcher Stimmung sie schieden. Die Mutter sagte, sie hätte immer auf ein besseres Los ihrer Tochter gehofft, aber nun schiene das nicht mehr möglich zu sein. Dann brachte der Bauer seine Tochter hinaus. Draußen sah sie auf dem Platz vor dem Hause drei Männer stehen, Trollen ähnlicher als menschlichen Wesen. Einer war besonders groß und häßlich und sah so boshaft aus, daß es Sigrid schauderte. Vier Pferde standen da, darunter Sigrids Reitpferd und das war gesattelt. Da kam der Häßlichste auf sie zu und hob sie in den Sattel. Dann verabschiedeten sich die Männer von dem Bauer auf sehr höfliche Weise, besonders der eine, und Sigrid sagte ihm auch Lebewohl.

Dann ritten sie davon, voran der Häßlichste, und den hielt sie für den Freier. Zuerst ritten sie den Fjord entlang und dann auf die Berge und nun wußte sie nicht mehr, wohin es ging. Sie sprachen nicht mit ihr und auch nicht untereinander. Das Mädchen wurde müde und wankte im Sattel. So ritten sie weiter, dreimal zwölf Stunden, wie sie meinte, und gegen Abend kamen sie auf einen schmalen Weg. Hier stiegen sie ab. Jener eine kam auf sie zu, riß sie aus dem

Sattel und hieß sie kurz, bergab zu Fuße zu gehen. Sie führten die Pferde am Zügel, sie selbst ging hinterdrein, aber der Weg war so schmal, daß sie sich am Bein ihres Pferdes festhalten mußte, welches zuletzt ging. Unten kamen sie in ein tiefes Tal. Sie stiegen wieder auf, und der Mann setzte sie auf grobe Art in den Sattel, ohne mit ihr zu reden. Sie ritten das Tal entlang; Gras wuchs da, und das Tal war blutrot bis zu den Spitzen der Felsen. Ein Fluß lief hindurch; nirgends war ein Werk von Menschenhand. Aber bei froher Stimmung hätte sie das Tal gewiß lieblich und schön gefunden. Schweigend ritten sie weiter, bis sie eine große Herde von Pferden sahen, in allen Farben und Lebensaltern. Jener eine rief sie an und fragte sie, ob sie nicht den zum Manne haben möchte, dem dies alles gehöre. Sie sagte: „Besser ist Freude als Reichtum!" Dann ritten sie weiter, bis sie eine Ochsenherde sahen, ebenso groß und mit Tieren verschiedenen Alters. Er fragte sie wieder und sie antwortete wieder das gleiche. Dann trafen sie auf eine ungeheuer große Schafherde; es schienen ihr mehr zu sein als sämtliche Schafe aus dem Inselfjord zusammengenommen. Wieder fragte er sie dasselbe und wieder antwortete sie das gleiche. Nach einer Weile sahen sie ein großes prächtiges Gehöft, gut und fest gebaut, wie es ihr schien. Sonst sah sie weiter keine Höfe. Sie kamen auf einen weiten umzäunten Grasplatz mit einem Tor, und ein eingehegter Weg führte hindurch zu den Häusern. Der Grasgarten war glatt und mit vielen schönen Kräutern bewachsen.

Sie ritten nun bis auf den Platz vor den Häusern. Dort stand eine kleine hübsche Kirche, die ihr kostbarer schien als alles andere. Sie stiegen ab; jener hob sie aus dem Sattel und fragte sie: „Was wünschest du dir jetzt?" „In die Kirche zu gehen," sagte sie. Er sprach: „Da mußt du mit mir gehen!" Er zog den Schlüssel hervor, schloß die Kirche auf und hieß sie hineingehen und solange darinnen verweilen, wie sie wolle, dann solle sie auf den Hofplatz zurückkommen. Sie ging hinein bis zu dem hintersten Platz, setzte sich dort nieder,

betete und schlief ein, und da träumte ihr, wie eine blaugekleidete Frau aus dem Estrich des Chores zu ihr träte; die ging bis an die Chortür und sprach: „Da bist du also auch da, Sigrid, du Sonne des Inselfjords. Dein Vater hat dich nicht umsonst solange zurückbehalten. Dieser Mann hat schon zwei Frauen gehabt, ich bin die zweite, und er hat uns beiden den Tod bereitet. Das hängt aber so zusammen: Hier sind drei Brüder, die stehen alle unter einem Zauberbann. Am ersten Abend, als wir schlafen gehen wollten, legte er uns einige Fragen vor, und als wir sie nicht beantworten konnten, da durchbohrte er uns. Aber jetzt weiß ich, was wir hätten antworten müssen, und dir will ich es sagen, weil ich dir ein längeres Zusammenleben mit ihm wünsche, als uns vergönnt war."

Sie sprach ihr nun die Fragen dreimal vor, ließ sie sie wiederholen und sich ganz genau einprägen. Sie müsse jede Frage beantworten, sobald er sie gestellt habe, und dürfe sich nicht fürchten, auch wenn er ihr scheine seine häßlichste Gestalt angenommen zu haben. Es war ihr im Traum, als wiederhole sie dreimal die vorgesprochenen Worte. Dann wachte sie auf und da schien ihr die Frau zu verschwinden. Die Worte wußte sie noch und sagte sie sich immer wieder leise vor. Dann ging sie hinaus auf den Hof. Ein schönes Mädchen stand in der Haustür, grüßte Sigrid und führte sie hinein. Sie sagte, sie sei die Schwester der drei Brüder und unterhielt sie freundlich und heiter. Sie führte sie durch das ganze Haus von oben bis unten und Sigrid war erstaunt über die Ordnung und Pracht überall. Es zeigte sich ein großer Reichtum in allen Dingen, aber außer den Brüdern und der Schwester war kein Mensch zu sehen.

Ein halber Monat verging; da sagte ihr die Schwester, nun sei der Hochzeitstag nahe, aber Sigrid war darüber wenig erfreut. Die Vorbereitungen wurden mit großer Pracht getroffen. Als der Tag herangekommen war, erschien ein Pfarrer mit einigen andern Leuten. Das Paar wurde zusammengegeben und ein Festmahl gehalten, und es fehlte an

nichts, weder an Wein noch allem übrigen. Nach dem Festmahl machten sich die Gäste möglichst schnell von dannen; aber die Brüder waren so trunken, daß sie besinnungslos waren und sich wie die schlimmsten Trolle benahmen. Neben der Wohnstube war noch eine kleine Kammer, in dieser blieben sie in ihrem betrunkenen Zustande und schwärmten die ganze Nacht hindurch. Dann sagte die Schwester zu Sigrid, sie solle nun zu Bett gehen und sie führte sie in ein kleines Seitengemach, das dem Brautpaar zur Schlafkammer bestimmt und sehr prächtig war. Darin waren sie nun beide mit sehr traurigem Sinn. Das Mädchen sagte zu Sigrid, sie solle sich niederlegen, er werde gleich kommen. Sigrid tat wie ihr geheißen. Kurz danach verließen die Brüder die kleine Kammer und gingen zu ihren Schlafstellen, der Bräutigam kam zu Sigrid hinein, setzte sich auf die Bettkante und sah sehr böse aus. Er legte ihr nun die Fragen vor und zugleich schien er unten am Bettrande etwas zu suchen. Aber so wie er die Fragen stellte, hatte sie sie auch schon richtig beantwortet, wie sie von jener Frau gelehrt worden war. Da stürzte er ohnmächtig zu Boden und es war auf einmal der schönste Mann aus ihm geworden. Ebenso geschah es auch mit seinen Brüdern. Und nun kamen viele Leute herbei, um den Brüdern zu helfen. Sigrid aber sah die Heirat nun viel freundlicher an, denn der Mann kam ihr so schön vor wie jener, der damals in der Weihnachtsnacht an ihrem Fenster stand. Als er wieder zur Besinnung gekommen war, gingen sie schlafen und die drei Brüder waren fortan freundliche und gute Menschen und die Eheleute liebten sich sehr.

Am andern Morgen ging Sigrid ins Freie und schaute sich um. Da erblickte sie Gehöfte und Menschen zu beiden Seiten des Tales und auch auf ihrem eigenen Gehöft waren viele Männer und Frauen. Nun war Sigrid wohlversorgt; sie hatte alles in Menge und durfte schalten und walten nach Herzenslust, denn ihr Mann war sehr gut zu ihr.

Nach einem Jahre bekamen sie eine Tochter, die auch wieder Sigrid hieß. Das Mädchen wurde ganz und gar das Ebenbild

der Mutter. Die Leute des Tales reisten jeden Sommer nach einem Handelsplatz alle zusammen und blieben immer drei Wochen fort. Einmal riet Sigrids Mann ihr, doch zum Vergnügen mitzureisen. Aber das wollte sie nicht wegen des Kindes, das sie kürzlich bekommen hatte. Nun reiste der Mann allein und wie er heimkam, brachte er seiner Frau einen Brief von ihrem Vater mit, der schrieb darin, daß die Mutter gestorben sei und sie solle ihre Erbschaft aus dem Inselfjord holen. Wie aber ihr Mann nächsten Sommer wieder hinreiste, schickte sie ihrem Vater einen Brief mit, er solle das Erbe unter die armen Leute des Inselfjords verteilen, denn sie sei reich genug.

Im dritten Sommer, als das kleine Mädchen drei Jahr alt war, mußte eines Tages Heu gebunden werden bei schönem Wetter draußen auf der Wiese. Alle waren draußen, nur Sigrid mit dem Kind war daheim. Da pochte es an die Tür. Sie ging hin mit dem Kinde und erblickte einen schönen Mann in vornehmer Kleidung mit einem schönen gesattelten Pferd. Er trat heran, grüßte und bat um einen Trunk. Sie grüßte freundlich wieder, ging hinein, holte Milch und gab sie ihm. Er trank und gab ihr das Gefäß zurück. Sie ging wieder hinein, um es nochmals zu füllen. Wie sie aber wieder heraus kam, war er spurlos mitsamt dem Kinde verschwunden, das zum Spielen draußen gebltеben war. Da erschrak sie und verwunderte sich, daß sie ihn auch in der Ferne nicht mehr sehen konnte und daß er so unglaublich schnell verschwunden war. Sie suchte überall und rief nach dem Kinde, aber das half ihr nichts. Da kam ein Knecht mit einem Zug heubeladener Pferde heim. Sie befahl ihn, schleunigst das Heu abzuladen, auf dem schnellsten Pferde zu ihrem Manne zu reiten und ihm zu sagen, ihr Leben hinge davon ab, daß sie ihn sobald wie möglich spreche. Dies tat der Knecht. Der Bauer kam sogleich heim und erfuhr von Sigrid alles. Er war sehr betrübt, aber beherrschte sich um seines Weibes willen. Er rief alle Leute vom Heu weg und die übrigen Talbewohner, um suchen zu helfen. Drei Tage suchten sie

umsonst nach allen Richtungen. Sigrid wurde krank und legte sich und alle glaubten, daß sie sterben würde. Ihr Mann tröstete sie, so gut er konnte. Aber erst nach einem halben Jahre stand sie wieder auf, blieb aber immerfort traurig und blaß.

Nun verging die Zeit und oft lud er sie ein, mit ihm an den Handelsplatz zu reisen, aber sie sagte immer, das mache ihr kein Vergnügen. Zwölf Jahre vergingen, ohne daß sich etwas Besonderes ereignete. Einmal nun wieder im Sommer rüsteten sich die Brüder gerade zur Abreise, da sprach Sigrid davon, daß sie auch etwas Lust verspüre mitzureisen und daß dies etwas bedeuten müsse. Der Bauer ging freudig darauf ein, denn er hoffte, nun werde sie ihren Verlust überwinden. Sie bekam das allerbeste Pferd und so brachen sie auf. Es wird nun von dieser Reise weiter nichts erzählt, als daß sie eines Abends ankamen und in der Nähe des Ortes abluden. Am andern Morgen lud der Mann Sigrid ein, mit ihm zu einem Kaufmannsladen zu gehen, weil es dort viel zu sehen gäbe. Es gäbe hier wohl viele Kaufleute, aber er handle immer nur mit dem einen. Auf dem Wege dorthin überraschte sie aber ein so heftiger Regenschauer, daß sie in ein Haus treten mußten. Darinnen saß ein Kaufmann und war gerade beim Schreiben. Sie begrüßten einander und außer dem Kaufmann war niemand in der Stube. Er bat nun den Kaufmann, er möge seiner Frau erlauben, hier drinnen zu sitzen, bis das Wetter vorüber sei. Der Kaufmann hieß sie willkommen, stellte einen Stuhl an das andere Tischende und bat sie, sich zu setzen. Der Bergbewohner ging wieder hinaus und Sigrid blieb zurück.

Der Kaufmann saß und schrieb, er sprach nicht mit Sigrid, allein sie merkte doch, wie er sie von Zeit zu Zeit ansah. Es kam ihr so vor, als hätte sie sein Gesicht schon irgendwann einmal gesehen. Endlich fing der Kaufmann an mit ihr zu sprechen und fragte sie, ob sie schon früher einmal in der Handelsstadt gewesen sei. Sie sagte nein. Er wunderte sich darüber, daß sie ihren Mann niemals begleitet hätte und

sagte, ihr Mann sei ihm wohl bekannt. Da sagte sie, sie habe niemals Lust verspürt zu der Reise, die ihr sonst wohl erlaubt worden sei, außer jetzt zum erstenmal. Er meinte, es sei sehr gut, daß sie diesmal mitgekommen sei; dabei hörte er auf zu schreiben und fragte, ob sie denn kein Kind hätten, sie und ihr Mann. Sie verneinte dies und wurde ganz blaß. Als er das sah, lächelte er und meinte, er glaube nicht, daß sie da die Wahrheit sage. Sie sagte, er möge glauben, was er wolle, ein Kind aber besäßen sie nicht. Er meinte, da sei er reicher als sie, denn er habe ein junges Mädchen und das wolle er ihr zur Kurzweil jetzt zeigen.

Er stand auf, ging in eine Kammer hinter der Stube und kam alsbald mit einem Mädchen zurück, das, wie Sigrid meinte, so ungefähr fünfzehn bis sechzehn Jahre alt war. Sie grüßte es und sah, daß es schön und blühend und prächtig gekleidet war. Der Kaufmann sagte, dies sei das Mädchen, das er gemeint habe. Sigrid konnte sich nicht sattsehen an ihr und betrachtete sie genau. Der Kaufmann hatte sich wieder hingesetzt und sah, wie sie wiederum ganz blaß geworden war. Da fragte er Sigrid, ob sie nicht aus dem Inselfjord stamme? Das bejahte sie. Und ob sie nicht in Mödrufell gewohnt habe? Sie bejahte auch dies, ihre Eltern hätten da gewohnt. Ob sie sich nicht erinnere, daß sie in einer Weihnacht allein zu Hause geblieben sei? Sie sagte, sie erinnere sich. Ob sie sich auch erinnere, daß ein Mann am Fenster mit ihr gesprochen habe? Sie sagte, auch daran erinnere sie sich. Ob sie noch wisse, was sie damals zusammen gesprochen hätten? Sie bejahte das. Ob sie nicht finde, daß es nun so gekommen sei, wie ihr jener Mann beim Abschied gesagt habe? Sie sagte, gewiß fände sie, daß es nun so gekommen sei. Da sagte der Kaufmann, jetzt könne er sich nicht länger vor ihr verstecken und sprach: „Ich bin nämlich eben jener Mann, der mit dir gesprochen hat, und ich gestehe, daß ich dich entführt hätte, wenn du mir damals geöffnet hättest. Aber das mißglückte, und da wuchs in mir die Lust, Unheil zu stiften, und da habe ich das Verschwinden deiner Tochter bewerkstelligt. Das war

vor zwölf Jahren, als sie drei Jahre alt war. Sie ist es, die ich hier bei mir habe und ich habe sie wie meine eigene Tochter gehalten. Sie hat alle weiblichen Kunstfertigkeiten erlernt und ist so gut wie möglich unterrichtet worden. Aber ich habe das Mädchen deshalb zu mir genommen, weil ich ein Abbild von dir selber haben wollte, so sehr liebte ich dich. Nun habe ich dir alles gestanden und nun hängt es von dir oder von euch Eheleuten ab, ob mir mein Plan gelingt. Gewiß wirst du mit Recht zornig auf mich sein, trotzdem erbitte ich von euch das Mädchen zu meiner Frau."

Sigrid sagte, sicherlich hätte sie ihre Tochter nicht so gut ausbilden lassen können, aber sie könne allein über die Heirat keine Entscheidung treffen. Der Kaufmann meinte, wegen ihres Mannes sei er keineswegs in Sorge, denn sie beide seien gute Bekannte. Da kam ein Knecht herein und Sigrid befahl ihm, ihren Mann zu holen, sie habe mit ihm zu sprechen. Der kam alsbald, Sigrid erzählte ihm alles und es herrschte nun große Freude. Der Kaufmann warb nun bei den Eltern um das Mädchen und sagte, dieses selber sei ihm wohlgeneigt. So kam es zur Verlobung und der Kaufmann sagte, das Mädchen könne nun vorerst drei Jahre bei den Eltern verbringen. Er wolle sie nicht heiraten, bevor sie achtzehn Jahre alt sei. Aber das Mädchen wollte sich auch nicht einen Tag von dem Manne trennen, so sehr liebte sie ihn. Und die Eltern waren ja nun auch beruhigt, denn sie wußten sie ja nun gut aufgehoben. Nach drei Jahren reisten sie wieder in die Handelsstadt und da feierte nun der Kaufmann seine Hochzeit mit großer Pracht. Sie wurden ein glückliches Paar und lebten lange und froh miteinander. Sigrid aber reiste jetzt jedes Jahr mit in die Handelsstadt, um da ihre Tochter zu besuchen. Auch sie lebte mit ihrem Manne bis in ihr hohes Alter in dem Tale. Und so schließen wir die Geschichte von Sigrid, der Sonne des Inselfjord.

48. Das Mädchen von der Alm

Einmal wohnte in Nordland ein Pfarrer, der ein Mädchen zu sich genommen und aufgezogen hatte. Weit davon entfernt hoch oben in den Bergen lag die Almwirtschaft des Pfarrers, wohin er im Sommer gern sein Vieh nebst Hirt und Sennerin schickte. Als die Pflegetochter herangewachsen war, wurde sie die Sennerin und sie erledigte die Haushaltung dort so gut wie jede andere Arbeit, denn sie war eine vortreffliche Wirtin, klug, hübsch und gar behende. Es warben viele reiche Freier um sie, denn es gab nicht ihresgleichen in der ganzen Gegend. Sie aber wies alle ab. Zwar sprach der Pfarrer einmal darüber mit seiner Pflegetochter und riet ihr, sich zu verheiraten, denn er sei alt und könne nicht immer für sie sorgen. Sie aber hörte gar nicht darauf; ihr stünde der Sinn gar nicht nach solchen Dingen; sie sei zufrieden damit, wie es sei und nicht jeder werde in der Ehe glücklich. Von da ab sprachen sie vorläufig nicht weiter darüber.

Als ein gut Teil des Winters vorbei war, war es so, als beginne die Sennerin dicker zu werden unter dem Gürtel, und die Leute sahen, daß dies mit der Zeit zunahm. Im Frühjahr stellte der Pflegevater sie zur Rede und bat sie, ihm die Wahrheit zu sagen, und wenn sie ein Kind erwarte, dann solle sie besser in diesem Sommer nicht auf die Alm gehen. Sie sagte, sie bekomme kein Kind und sei ganz munter, ihren Dienst auf der Alm könne sie in diesem Sommer genau so gut versehen wie früher auch. Der Pfarrer sah, daß er ihr nicht beikommen konnte und so ließ er sie gewähren, er sagte aber den Sennern, sie sollten sie nicht ein einziges Mal allein lassen und das versprachen sie auch.

Sie zogen nun auf die Alm und die Sennerin war sehr fröhlich. So verging eine Zeit und nichts geschah. Die Leute behüteten das Mädchen und ließen es nie allein.

Da geschah es, daß eines Abends dem Hirten alle Schafe

und Kühe verlorengingen, so daß alle mitsuchen mußten und nur die Sennerin allein zurückblieb. Das Suchen war schwierig, denn es war dichter Nebel und deshalb fand man die Herde erst gegen Morgen.

Als sie heimkamen, war die Sennerin aufgestanden und sehr fröhlich und die Leute merkten auch, daß ihre Dickigkeit jetzt wieder verschwunden war und sie konnten nicht verstehen, wie das zugegangen war.

Als sie im Herbst wieder heimwärts zogen von der Alm, da sah auch der Pfarrer, daß das Mädchen wieder schlanker geworden war. Er frug nun die Senner, ob sie denn nicht seinen Befehl ausgeführt und das Mädchen etwa alleingelassen hätten. Da erzählten sie ihm, wie es gewesen war und daß sie sie nur ein einziges Mal allein gelassen hätten, weil alles Milchvieh abhanden gekommen sei. Da war der Pfarrer sehr zornig und verwünschte sie und sagte, das habe er schon gewußt, als das Mädchen im Frühjahr auf die Alm zog.

Im Winter darauf hielt ein Mann um das Mädchen an, sie wies ihn jedoch ab. Der Pfarrer aber sagte ihr, das dürfe nicht sein, sie solle ihn heiraten, er sei ein guter Mann und aus gutem Hause. Er hatte im Frühjahr nach des Vaters Tod die Wirtschaft übernommen und seine Mutter lebte mit ihm auf dem Hofe. Die Heirat kam also zustande, ob es der Sennerin nun lieb war oder leid. Im Frühjahr war die Hochzeit beim Pfarrer. Ehe aber das Mädchen sein Brautkleid anzog, sagte es zu seinem Bräutigam: „Das verlange ich, da du mich ohne meinen Willen zur Frau bekommst, daß du nie einen Wintergast beherbergst, ohne mich zu fragen; du würdest es bereuen." Der Bauer versprach ihr das.

Das Festmahl war vorüber und sie zog mit ihrem Mann auf seinen Hof und versah das Hauswesen. Aber sie tat alles ohne rechten Frohsinn, sie war nicht glücklich, obwohl ihr Mann alles tat, was er ihr Liebes tun konnte und kaum zuließ, daß sie auch nur eine Hand in kaltes Wasser tauchte. Jeden Sommer bei der Heuernte blieb sie mit ihrer Schwieger=

mutter daheim und diese half ihr kochen. Sie strickten und fingen an zu spinnen und die Schwiegermutter erzählte ihr allerhand Geschichten.

Einmal nun, als die Alte wieder erzählt hatte, bat sie auch ihre Schwiegertochter um eine Geschichte. Sie sagte, sie wisse keine und als die Alte sie so sehr darum bat, versprach sie, ihr die einzige Geschichte erzählen zu wollen, die sie wisse und sie begann: „Auf einem Hofe war eine Sennerin. Nicht weit von der Sennhütte waren große Felsen, an denen sie oft vorüberging und da drinnen wohnte ein Huldrenmann. Er war fein und schön und sie lernten sich kennen und hatten sich inniglich lieb. Er war so gut, daß er dem Mädchen alles Liebe tat, was er nur konnte. So ging es eine Zeitlang und schließlich fing sie an elend zu werden, so daß der Hausherr sie zur Rede stellte, als sie wieder zur Sennhütte hinauf wollte. Sie aber wehrte sich gegen jeden Verdacht und zog wieder auf die Alm. Der Hausherr befahl aber den Sennen, das Mädchen gut zu behüten und sie nie allein zu lassen, und sie versprachen es auch. Aber sie gingen doch einmal alle fort, um die Herde zu suchen, und da wurde sie von einem Knäblein entbunden. Jener Huldrenmann, der sie liebte, kam zu ihr, stand ihr bei, badete das Kindlein und wickelte es. Aber bevor er mit dem Kindlein von dannen ging, gab er ihr etwas zu trinken aus einem Glase, und das war das Süßeste, was ich jemals" . . . und in diesem Augenblick verlor sie ihren Knäuel zum Stricken, sie bückte sich und hob ihn auf — „was sie jemals gekostet hatte, wollte ich sagen, und wurde von Stund an wieder frisch und gesund. Seither sahen sie sich nie wieder. Sie mußte einen andern Mann heiraten, sehnte sich aber nach ihrem Geliebten, so daß sie nie mehr froh sein konnte. Und so schließt die Geschichte." Die Schwiegermutter dankte ihr und behielt die Geschichte in ihrem Herzen.

So verstrich wieder eine Zeit, ohne daß etwas geschah, die Frau war wie immer bekümmert, war aber immer gut zu ihrem Mann. Da, als die Heuernte fast vorbei war, kamen zwei Männer zum Bauer, ein größerer und ein Knabe.

Beide trugen tief herabhängende Hüte, so daß man ihre Gesichter kaum erkennen konnte. Der größere bat den Bauer um Winterherberge, der aber sagte, er nehme niemand ohne seine Frau zu fragen und er wolle erst mit ihr darüber sprechen. Der größere sagte, das sei unwürdig, wenn ein Häuptling wie er sich so von seiner Frau beherrschen lasse, daß er nicht einmal ohne ihr Wissen sie einen Winter lang beköstigen dürfe. Da machten sie denn aus, daß er ihnen Herberge gebe, ohne sie gefragt zu haben. Abends kamen die Fremden ins Haus, und er gab ihnen ein Zimmer vorn im Hause und bat sie dazubleiben.

Dann ging er zu seiner Frau und erzählte ihr davon. Sie war böse und sagte, dies sei wohl ihre erste und zugleich letzte Bitte gewesen. Da er allein die Männer aufgenommen habe, möge er nun sehen, was daraus würde; weiter sprachen sie darüber nicht.

Nun ging alles wie immer, bis die Hausfrau im Herbst mit ihrem Mann zum Abendmahl gehen wollte.

Damals war es Sitte, wie noch heute ab und zu auf Island, daß die, die das Abendmahl nehmen wollten, zu jedem im Hause gingen, ihn küßten und ihm Abbitte leisteten für etwaige Kränkungen.

Bis jetzt hatte die Hausfrau sich nie vor den Wintergästen sehen lassen und so nahm sie auch keinen Abschied von ihnen. Der Bauer und seine Frau machten sich nun auf den Weg und als sie eben aus dem Grasgarten heraus waren, da sagte der Bauer: „Du hast doch den Wintergästen auch Lebewohl gesagt?" und als sie dies verneinte, da bat er sie, doch so etwas Gottloses nicht zu tun, davonzugehen ohne Lebewohl zu sagen. „Du scheinst mich wenig zu achten, wie du in allem zeigst, da du erst die Leute ohne meinen Willen aufnahmst und nun mich noch zwingst, sie zu küssen. Aber ich will dir gehorchen, du wirst es zu büßen haben, denn es geht um mein Leben und sicher auch um das deine."

Sie ging nun zurück und als sie allzu lange drinnen blieb, ging der Bauer auch dorthin, wo er die Wintergäste ver-

mutete und dort fand er sie auch. Da sah er den größeren der beiden Männer mit seiner Frau in zärtlichster Umarmung tot daliegen, vor Gram war ihnen das Herz gebrochen. Der andere aber stand weinend über sie gebeugt, als der Bauer hereinkam, er verschwand aber alsbald, und niemand wußte, was aus ihm geworden war. Es wußten aber nun alle aus der Geschichte, die die Hausfrau ihrer Schwiegermutter erzählt hatte, daß jener Größere der Huldrenmann gewesen war, der die Hausfrau auf der Alm kennengelernt hatte, und der Kleinere, Entschwundene ihr Sohn.

49. Die hilfreichen Tiere

Es lebte einmal ein Bauer mit seiner Frau; sie hatten einen Sohn, der Thorstein hieß. Er mußte den Eltern das Vieh hüten. Als die Bäuerin gestorben war, verheiratete der Bauer sich zum zweitenmal, aber die Stiefmutter war immer gut zu dem Knaben. Gewöhnlich hütete Thorstein das Vieh in der Nähe eines Hügels, und von diesem Hügel erzählte man sich, daß er bewohnt sei.

Eines Tages stand vor dem Hügel plötzlich eine blaugekleidete Frau. Die forderte den Knaben auf, Schach mit ihr zu spielen. Thorstein ging auch darauf ein und spielte mit ihr, aber er gewann immerzu, so daß die Frau darüber sehr böse ward. Am anderen Tage wollte der Knabe lieber anderswo sein Vieh hüten, aber ehe er sich's noch versah, befand er sich wieder vor dem Hügel. Hier wartete schon die Frau in einem grünen Kleide auf ihn, und wieder spielte er den zweiten Tag mit ihr Schach und gewann immerzu.

Am dritten Tage wollte er nun ganz bestimmt den Hügel vermeiden, aber wie durch einen unwiderstehlichen Zauber wurde er wieder dahin gezogen. Diesmal war die Frau rot gekleidet und forderte ihn wieder auf, mit ihr zu spielen.

Als er aber bis zum Abend wiederum jede Partie gewonnen hatte, da ward die Frau so wütend, daß sie folgenden Fluch über ihn sprach: Er solle im Vaterhause keine Ruhe mehr finden, sondern sich gleich auf den Weg machen, um in einen bestimmten Wald zu kommen. Dort würden zwölf Vögel versuchen ihn zu töten. Wenn er diesen entkäme, so würden zwölf Hunde sich auf ihn stürzen und wenn er auch diesen heil entkäme, so würden zwölf Rinder ihm wohl den Garaus machen. Wenn er aber trotzdem all diesen Gefahren entrönne, so müsse er zu ihren zwölf Schwestern gehen. Diese würden dann schon für seinen Tod sorgen.

Als Thorstein diesen Fluch gehört hatte, sprach er auch seinerseits einen Fluch über sie aus: Die Unholdin solle mit dem einen Fuß in der Höhle, mit dem andern draußen auf dem Felsen stehen. Ein Scheiterhaufen solle unter ihr angezündet werden, so daß sie halb verbrenne und halb erfriere. Wenn er selbst in der Gefahr umkäme oder von dem Zauber sich befreie, dann solle sie ganz in den Scheiterhaufen fallen und zu kalter Kohle verbrennen.

Darüber erschrak die Unholdin sehr und wollte ihren Fluch gern zurücknehmen, falls auch Thorstein den seinigen zurücknehmen wollte. Der aber wollte davon nichts wissen. Er ging sogleich heim und fragte seine überaus kluge Stiefmutter um Rat. Die gab ihm Proviant und neue Schuhe, ferner Körner für die zwölf Vögel, Fleischstücke für die zwölf Hunde und Hafer für die zwölf Rinder. Das könnte ihm vielleicht helfen. Dann brach er auf aus dem väterlichen Gehöft, kam auch in den bestimmten Wald und wie die zwölf Vögel sich auf ihn stürzen wollten, warf er ihnen die Körner hin und entfloh, während sie sie aufpickten. Dabei riefen sie ihm noch zu, er solle sie herbeiwünschen, falls er ihrer bedürfe. Da kamen die zwölf Hunde und fielen über ihn her, aber er warf ihnen die Fleischstücke zu und während sie sie fraßen, riefen auch sie ihm zu, daß er sie herbeiwünschen solle, falls er sie brauche. Und nicht anders erging es mit den zwölf Rindern, denen er den Hafer vorwarf, als sie ihm den

Garaus machen wollten. Auch sie boten ihm für den Fall der Not ihre Dienste an.

Dann ging Thorstein weiter und kam gegen Abend in die Höhle der zwölf Schwestern. Die waren nicht daheim, und er versteckte sich so gut in der Höhle, daß sie ihn nicht fanden, als sie nach Hause kamen. Am andern Morgen gingen sie alle wieder fort und da sah sich mein Thorstein gründlich in der Höhle um. In einer Nebenhöhle fand er ein Mädchen, das war mit den Haaren festgebunden. Das Mädchen erzählte ihm, sie sei eine Königstochter und die Riesinnen hätten sie gestohlen, damit sie einen aus ihrer ungeschlachten Sippe heiratete. Aber weil sie das nicht wolle, so würde sie so grausam gefangen gehalten. Thorstein ließ sie nun den Tag über frei und band sie erst gegen Abend wieder fest. Dann versteckte er sich selber wieder, und als die Riesinnen am Abend zurückkehrten, sagte die eine: „Der Bote bleibt lange, den unsere Schwester uns versprochen hat." Und eine andere witterte in der Höhle herum und sagte: „Es ist ein Mensch hier in der Höhle."

Da trat Thorstein hervor und gab sich zu erkennen. Die Riesinnen sagten ihm höhnisch, daß am andern Tage eine tüchtige Arbeit auf ihn warte und wenn er die nicht vollbringen könnte, so müsse er sterben. Am folgenden Morgen trugen sie ihm auf, alles Korn herauszunehmen, es zu lüften und nachher wieder hineinzubringen, so daß auch nicht ein Körnlein fehle. Dann gingen sie ihrer Gewohnheit nach in den Wald. Thorstein machte sich an die Arbeit, aber wie er das Korn alles draußen hatte, erhob sich ein starker Wind, so daß das Korn nach allen Seiten auseinanderfuhr. Da rief Thorstein schnell die zwölf Vögel zu Hilfe. Diese kamen sofort, pickten die Körner wieder zusammen, und Thorstein schaffte sie wieder hinein in die Höhle. Als am Abend die Riesinnen heimkamen, fehlte auch nicht ein einziges Körnlein. Da sagten sie: „Du bist nicht allein im Spiel, Bursche!" Er aber antwortete: „Ich allein war dabei und kein anderer!"

Am folgenden Morgen trugen sie ihm auf, alle Federn aus

den Betten herauszunehmen und vor der Höhle zu sommern. Dann gingen sie wieder in den Wald. Wie Thorstein alle Federn draußen hatte, erhob sich wieder ein starker Wind und zerstreute sie. Da rief er die zwölf Hunde herbei, und sie halfen ihm, die Federn wieder zu sammeln. Am Abend fehlte auch nicht eine einzige Feder, als die Riesinnen heimkehrten und wieder sagten sie: „Du bist nicht allein im Spiel, Bursche!" Und wieder antwortete er: „Ich allein war dabei und kein anderer!"

Am dritten Tage trugen sie ihm auf, ihren größten Ochsen zu schlachten, zu kochen, abzuhäuten, die Haut zu gerben und aus den Hörnern Löffel zu schnitzen. Dies alles müsse bis zum Abend fertig sein. Als sie in den Wald gegangen waren, rief Thorstein die zwölf Rinder zu Hilfe. Diese brachten den Ochsen sogleich mit, schlachteten ihn und bereiteten alles so zu, wie es dem Thorstein aufgetragen war. Und als am Abend nun auch diese dritte Aufgabe richtig gelöst worden war, hatten die Riesinnen keine Macht mehr über den Knaben und kümmerten sich auch nicht weiter um ihn.

Ehe sie am folgenden Morgen in den Wald gingen, hörte Thorstein, wie die eine Riesin die andere fragte, ob der Bursche auch nicht an den Schlüssel zu der großen Kiste könne. Aber jene verneinte dies und sagte, das sei unmöglich, und so gingen sie fort. Dann ließ Thorstein wie gewöhnlich die Königstochter frei. Sie durchsuchten nun beide alles noch einmal aufs gründlichste und fanden einen Teil der Höhle mit Eisenstangen abgesperrt. Sie gingen hinein und sahen viele Kisten, darunter eine von ganz besonderer Größe. Hoch oben an der Decke der Höhle sahen sie Schlüssel hängen. Sie stellten nun viele Kisten übereinander, aber sie konnten noch immer nicht zu den Schlüsseln gelangen. Schließlich kletterte die Königstochter noch auf Thorsteins Schultern, und nun vermochte sie die Schlüssel zu ergreifen.

Mit vieler Mühe schlossen sie nun die große Kiste auf. Sie fanden darinnen ein großes Tuch, in welches dreizehn Eier eingewickelt waren; eines davon sah gelb und halb

verwest aus. Thorstein steckte die Eier zu sich und untersuchte nun das Tuch genauer. Es war mit Flügeln versehen, und vergilbte Buchstaben standen darauf. Wie er anfing, die Buchstaben zu lesen, hob der Mantel sich in die Höhe und da merkte Thorstein, daß es ein Flugmantel war. Am Abend kamen die Riesinnen wie gewöhnlich eine nach der andern in die Höhle hinein. Da warf Thorstein einer jeden von ihnen eines der Lebenseier zwischen die Augen, so daß es zersprang und die Riesinnen alle tot niederstürzten. Er verbrannte ihre Leichen, sammelte alle Schätze, die er in der Höhle finden konnte, legte sie auf den Mantel und setzte sich schließlich mit dem Mädchen selber darauf. Dann wünschte er sich zu den Eltern der Königstochter. Mit Windeseile flogen sie durch die Luft dahin. Der König und die Königin begrüßten sie aufs freudigste, Thorstein wurde in allen ritterlichen Künsten ausgebildet und heiratete später die Königstochter.

50. Der verzauberte Riese

Es wohnten einmal ein König und eine Königin in ihrem Reiche. Die hatten eine schöne Tochter namens Ingibjörg. Nicht weit davon lebten ein alter Bauer und seine Frau in ihrer Hütte. Die hatten einen Sohn, der hieß Tritil Laeralitil.

Nun wird berichtet, daß Tritil Laeralitil immer zu der schönen Ingibjörg kam und daß der König darüber sehr böse ward. Er sagte dem Knaben, daß er ihn in drei Jahren töten lassen würde, wenn er ihm nicht bis dahin mitteilen würde, was er nun gerade denke. Da ging Tritil zu seinen Eltern und bat sie um Proviant und neue Schuhe, denn er wollte zu dem weisen Riesen Kol im Nipufelsen gehen und ihn um Rat fragen. Schweren Herzens ließen ihn die Eltern ziehen.

Spät am Abend kam er in ein Bauerngehöft zu zwei alten Brüdern. Er bat sie um Nachtquartier, bekam es auch und

erzählte ihnen, was er vorhatte. Sie rieten ihm sehr davon ab, denn, sagten sie, Kol sei der böseste Riese, den man sich denken könne und noch keiner sei lebend wieder von ihm zurückgekommen. Aber Tritil blieb trotzdem bei seinem Plane und da baten sie ihn beim Abschied, den Kol von ihnen zu grüßen und ihn zu fragen, wer eigentlich ihnen immer die Schafe wegstähle. Er versprach das auch und dann ging er weiter.

Am folgenden Abend kam Tritil zu einer armen Frau. Er bat sie um Nachtquartier, bekam es auch und erzählte ihr, was er vorhatte. Auch sie riet ihm sehr davon ab. Wie er aber trotzdem bei seinem Plane blieb, da bat sie ihn beim Abschied, den Kol zu fragen, wohin denn die zehn Schlüssel an einem Ringe gekommen seien, die sie vor drei Jahren verloren habe. Er versprach das auch und dann ging er weiter.

Am dritten Abend kam er zu einer Witwe. Er bat sie um Nachtquartier, erhielt es auch und erzählte, was er vorhatte. Als auch diese ihn wieder vergeblich gewarnt hatte, bat sie ihn zum Abschied, den Kol zu fragen, woher es komme, daß nun schon drei Männer in der Hochzeitsnacht von ihr fortgestohlen worden seien. Auch schenkte sie ihm eine große Axt und sagte, die müsse er haben, um sich Stufen in den steilen Felsen zu hauen, sonst käme er gar nicht zur Höhle des Riesen hinauf. Dann trennten sie sich, und Tritil zog weiter.

Schließlich kam er an den Nipufelsen, hieb sich mit der Axt Stufen und kletterte hinauf. Er ging in die Höhle hinein, der Riese war nicht daheim, und Tritil verbarg sich unter einem großen Bett. Spät am Abend kam der Riese von der Jagd nach Hause. Er witterte in der Höhle herum und sagte, es müsse ein Mensch da sein und forderte diesen auf, nur sogleich hervorzukommen. Da kroch Tritil unter dem Bette hervor, und Kol sagte, nun wolle er ihn sogleich töten. Der Knabe sagte, er habe gar nichts dagegen, denn deswegen sei er ja hergekommen. Er wolle nur noch vorher die drei Fra-

gen an ihn richten, die ihm die Brüder, die arme Frau und die Witwe aufgetragen hatten. Und damit sagte er dem Riesen diese Fragen. Kol aber wollte die Antworten lieber am folgenden Morgen geben und so lange solle Tritil noch am Leben bleiben.

Dann fragte ihn der Riese, ob er in der Nacht lieber auf dem Boden oder mit ihm in seinem Bette schlafen wolle. Tritil sagte, er wolle das letztere, und so schlief er ruhig in des Riesen Bette die ganze Nacht hindurch. Am andern Morgen führte ihn der Riese hinaus und sagte, nun wolle er ihn töten. Tritil ließ sich auch geduldig auf den Boden legen und bat, ihm nun auch gleich den Kopf abzuschlagen. Da lachte der Riese und sagte, ein solch tapferer Bursche sei ihm noch nicht vorgekommen. Die andern hätten alle große Angst vor dem Tode gehabt und zur Belohnung wolle er ihn jetzt am Leben lassen.

Nun legte ihm Tritil die Frage vor, die der König ihm gestellt hatte, und Kol sagte ihm: was sich der König gedacht habe, sei das gewesen, daß der Bauernsohn vielleicht einmal sein Schwiegersohn werden würde. Wenn nun der König etwa sagen sollte, das sei nicht wahr und dieser Gedanke sei es nicht gewesen, so solle Tritil drohen, ihn zu ermorden. Dann würde er die Sache wohl zugestehn.

Er sagte ferner, daß es mit den drei Männern der Witwe sich folgendermaßen verhalte: In seinem Gehöfte sei eine böse Riesin versteckt und diese hole sich allemal in der Hochzeitsnacht den Bräutigam, um ihn zu verspeisen. Die zehn Schlüssel an einem Ring würde die arme Frau in der nördlichen Ecke ihres Grasgartens wiederfinden, wo sie einmal mit einem herumziehenden Manne geschlafen habe. Und was den Schafdiebstahl bei den zwei alten Brüdern anbeträfe, so sei ein Bruder der Dieb des andern.

Danach gab Kol noch dem Knaben ein Horn und sagte, aus dem solle er trinken, wenn er sich in höchster Not befinde. Ferner gab er ihm einen Speer und riet ihm, damit den König zu durchbohren, falls dieser nicht die Wahrheit ein=

gestehen wolle. Dann begleitete Kol seinen Gast noch ein Stück Weges. Und als sie sich trennten, bat er ihn angelegentlich, ihn zur Hochzeit einzuladen, wenn er die Königstochter Ingibjörg heiraten würde.

Dann ging Tritil davon, und wie er zu der Witwe kam, war diese gerade im Begriff, ihren vierten Mann zu heiraten. Sie bat ihn, am Hochzeitsfest teilzunehmen, und er legte sich in der Nacht, in eine dicke Tierhaut gehüllt, vor das Bett des jungen Ehepaares. Um Mitternacht, wie alles schlief, hörte er die furchtbare Riesin kommen. Ehe er sie ergriff, trank er noch schnell aus dem Horne. Dann warf er seine Tierhaut über sie und schleppte sie aus dem Gehöft hinaus. Draußen hatte sich die Riesin schon einen Kessel und ein Messer bereitgelegt, denn sie wollte den Bräutigam schlachten. Tritil nahm das Messer und schnitt ihr damit den Hals durch, er ließ Holz und Feuer herbeiholen und verbrannte die Riesin in dem Kessel. Am andern Morgen belohnte ihm die Frau seine Tat mit vielem Gelde und dann trennten sie sich.

Als er zu der armen Frau kam, sagte er ihr, wo sie die Schlüssel wiederfinden würde, und wie er zu den beiden alten Brüdern kam, sagte er, daß sie sich immer gegenseitig bestohlen hätten. Darüber wurden sie aufeinander so wütend, daß einer den andern erschlug.

Da nahm Tritil alle ihre Kostbarkeiten an sich und ging in das Königreich. Er ging zum König und teilte ihm mit, was er damals gerade gedacht habe. Der König leugnete zuerst die Richtigkeit der Antwort. Als ihm aber Tritil den Speer auf die Brust setzte und ihn zu erstechen drohte, gab er die Wahrheit zu. Da ward Tritil nun in allen ritterlichen Künsten unterrichtet. Und nachdem er sich durch seine Tüchtigkeit Ruhm und Ehre erworben hatte, sollte die Hochzeit mit der Königstochter Ingibjörg gefeiert werden. Da erinnerte sich Tritil an sein Versprechen und lud auch den Kol zur Hochzeit ein. Der Riese kam, und alle Leute waren zuerst ganz erschrocken über ihn. Aber Tritil ließ ihn an seiner Seite sitzen und setzte ihm eine Unmenge Speisen und Getränke

vor. Der Riese bat sich einen Lohn für seine guten Ratschläge aus, und zwar wollte er in der ersten Nacht mit Ingibjörg im gleichen Bette schlafen. Tritil willigte ein, und auch die Königstochter erlaubte es schließlich, da der Riese schwor, sie nicht zu berühren. Außerdem sollte Tritil die ganze Nacht mit einem Licht und mit einem Schwerte Wache stehen.

Es geschah nun alles so, wie es verabredet war, und in der Nacht sah Tritil, daß eine Riesenhaut am Boden lag und ein schöner Königssohn sich im Bette befand. Er verbrannte die Haut und beträufelte den Schlafenden mit Wein, bis er erwachte. Nun dankte der Königssohn dem jungen Paare für seine Erlösung und sagte, die Riesin, die Tritil getötet habe, habe ihn einst in diese Verzauberung hinein verflucht. Er habe jeden ermorden müssen, der seinen Tod gefürchtet hätte.

51. Die drei Schwestern

Es lebten einmal ein Bauer und seine Frau in ihrer Hütte, und sie hatten drei Töchter. Die ältere hieß Signy, die zweite Vigny und die jüngste hieß Helga. Diese wurde ihren Schwestern sehr nachgesetzt und mußte darum immer in der Asche liegen. Einmal ging in der Hütte das Feuer aus. Da ward Signy fortgeschickt, um Feuer zu holen. Sie kam an einer Frau vorbei, die Brot buk, und sagte:

„Es backe die Frau ihr Brot,
Sie backe es schlecht.
Und jedes andre Werk soll ihr noch schlechter gelingen,
Aber ich will Feuer haben."

Da antwortete die Frau am Backofen:

„So werde dein eines Auge
So groß wie mein größtes Brot.
Und geh du nur weiter!"

Signy ging weiter und kam nun zu einer Frau, die ein Gewebe webte, und Signy sagte:

„Es webe die Frau ihr Tuch,
Aber sie webe es schlecht.
Und jedes andre Werk soll ihr noch schlechter gelingen.
Aber ich will Feuer haben."

Darauf sagte die Frau am Webstuhl:

„Niemals sollst du Feuer bekommen.
Aber es werde die Nase an dir
So groß wie mein Webeschiff.
Und geh du nur weiter!"

Signy ging weiter, und sie kam nun zu einer Frau, die einen Saum säumte, und Signy sprach:

„Es säume die Frau den Saum,
Aber sie säume ihn schlecht.
Und jedes andre Werk soll ihr noch schlechter gelingen,
Aber ich will Feuer haben."

Darauf antwortete die Frau:

„Niemals sollst du Feuer bekommen.
Aber es werde dein anderes Auge
So klein wie mein kleinstes Nadelöhr.
Und fahr du nun heim!"

So kam Signy unverrichteter Dinge nach Hause und brachte kein Feuer mit, und die Eltern waren entsetzt über ihre Häßlichkeit. Sie schickten nun die zweite Tochter Vigny aus, um Feuer zu holen. Aber ihr erging es nicht besser, und es verlief alles genau so wie das erstemal. Schließlich machte sich Helga auf den Weg, und wie sie zu der Frau kam, die Brot buk, da sagte sie freundlich:

„Es backe die Frau ihr Brot
Und sie backe es gut.
Und jedes andre Werk soll ihr noch besser gelingen,
Aber ich will Feuer haben."

Da sagte die Frau am Backofen:

„Gerne sollst du es haben,
Aber geh nur weiter."

Da ging Helga weiter und kam zu einer Frau, die ein Gewebe webte, und Helga sagte zu ihr:

„Es webe die Frau ihr Tuch
Und sie webe es gut.
Und jedes andre Werk soll ihr noch besser gelingen,
Aber ich will Feuer haben."

Da sagte die Frau am Webstuhl:

„Gerne sollst du es haben,
Aber geh du nur weiter."

Da ging Helga weiter und kam zu einer Frau, die einen Saum säumte, und Helga sprach:

„Es säume die Frau den Saum,
Und sie säume ihn gut.
Und jedes andre Werk soll ihr noch besser gelingen,
Aber ich will Feuer haben."

Da gab ihr die Frau das Feuer und zugleich auch einen Kasten. Den sollte sie daheim sorgfältig verstecken und ihn erst am Hochzeitstage aufmachen. Und die Frau sagte ferner, daß Helga sie und die beiden andern Frauen, die ihre Schwestern seien, durch ihre Freundlichkeit von einem schweren Fluche erlöst habe. Und zum Lohne würde ihr Bruder, der ein mächtiger König sei, dereinst kommen und sie heiraten.

Nun ging Helga mit dem Feuer heim, aber sie ward daheim noch schlechter als sonst behandelt. Es ging nun ein Jahr dahin, ohne daß sich etwas Besonderes ereignet hätte. Da kam eines Tages ein wunderschöner König zu der Hütte des Bauern und fragte den Alten nach seinen Töchtern. Der Mann führte die beiden ältesten Mädchen, Signy und Vigny, zu dem König in die Stube. Aber der König war über ihre Häßlichkeit so entsetzt, daß er sie zum Zimmer hinauswies. Dann fragte er nach der jüngsten Tochter und wie sehr auch der Bauer sich sträubte, er mußte sie doch hereinrufen. Helga aber hatte den Kasten geöffnet und herrliche Kleider darin gefunden und kam nun in fürstlichem Gewande herein. Da setzte der König sie auf sein Knie und erklärte sie für seine Braut.

52. Foa Feykiroa



Es war einmal eine alte Frau, die hatte zwei Söhne. Den einen liebte sie sehr, und sie hatte ihn deshalb immer bei sich in der Speisekammer und dort steckte sie ihm die besten Bissen zu. Er ward deshalb Butterbeiß genannt. Den andern Sohn namens Goldzahn setzte sie immer zurück, und so fett wie jener war, so mager war dieser. Er saß immer draußen vor der Türe, beobachtete alle Leute, die ins Haus wollten und schrie ihnen entgegen. Einst rief er Butterbeiß zu, er solle sich schleunigst unter einen großen Kessel verstecken. Denn die Riesin Feykiroa, die in der Nähe in einer Höhle wohnte, käme geradeswegs auf das Gehöft zu, um ihn zu holen. Die Riesin kam, den mageren Goldzahn ließ sie draußen sitzen und durchsuchte das Haus, bis sie schließlich den Butterbeiß fand. Sie steckte ihn in den Sack und trug ihn davon.

Unterwegs aber stellte die Riesin einmal den Sack beiseite und achtete nicht auf ihn. Da gelang es dem Knaben zu entkommen und an seiner Stelle Steine in den Sack zu legen. Doch am andern Tage holte die Riesin ihn schon wieder. Wieder gelang es ihm, noch einmal auf dieselbe Weise zu entwischen. Als sie am dritten Tage wieder kam, hatte er sich unter den Rock seiner Mutter verkrochen. Aber die Riesin fand ihn trotzdem, steckte ihn wieder in den Sack und trug ihn diesmal in die Höhle, ohne ihn unterwegs abzustellen.

Hier sperrte sie ihn in einen Stall und fütterte ihn gut. An jedem Abend mußte er den kleinen Finger herausstrecken und dann biß sie hinein um zu sehen, ob er fett genug war. Und als er endlich fett genug war, sagte sie eines Morgens zu ihrer Tochter, sie solle den Burschen schlachten und kochen. Sie selbst wollte inzwischen alle ihre Freunde zum Mahle herbeibitten. Als das Riesenmädchen nun den jungen

Burschen aus dem Stalle ließ, da gelang es ihm, sie zu überwältigen und sie an seiner Stelle zu dem Mahle zu bereiten. Er selbst zog ihre Kleider an und wischte sich Asche im Gesicht herum, damit er unkenntlich wurde.

Als nun die Riesin mit ihren Gästen gekommen war, aßen und tranken sie nach Herzenslust. Inzwischen hatte Butterbeiß vor der Türe der Höhle einen großen Scheiterhaufen aufgeschichtet und angezündet. Dann lief er nach Hause. Am folgenden Tage machte er sich mit Mutter und Bruder auf, um die Höhle zu durchsuchen. Hier fanden sie nun alle Riesen erstickt. Sie verbrannten die Leichen und schleppten die Schätze fröhlich nach Hause.

53. Die schöne Sesselja

Ein König lebte mit seiner Königin in seinem Reiche, und sie hatten eine Tochter namens Sesselja, die das Ebenbild ihrer Mutter war. Da starb die Königin, und der König trauerte lange über ihren Tod. Das Mädchen bekam eine Pflegemutter, die sie erzog. Als die Minister schließlich in den König drangen, daß er wieder heiraten möge, da sagte er, er wolle nur eine Jungfrau heiraten, die ebenso schön wie seine verstorbene Königin wäre und ihr gleiche.

Nun geschah es eines Tages, daß er seine junge Tochter im Festgewande der Mutter erblickte, und da sie noch schöner war als ihre Mutter, so wollte er die eigene Tochter heiraten. Da mußte die Tochter aus dem Reiche des Vaters fliehen und auf den Rat ihrer Pflegemutter nahm sie ihre Harfe mit und verbarg darin ihr festliches Kleid.

Sie kam in ein fremdes Königreich und fand darin Aufnahme bei armen Leuten. Damit ihr Vater sie nicht noch hier etwa entdecken könnte, ließ sie sich als die Tochter der Leute ausgeben. Sie war nun in Lumpen gekleidet, den Kopf mit einer Kappe verdeckt, und hütete drei Jahre hin-

durch die Schafe. Eines schönen Tages nahm sie ihre Harfe mit auf die Weide und da niemand in ihrer Nähe war und sie sehen konnte, zog sie sich ihr festliches Kleid an, ließ ihr langes Haar herunter und schlug die Harfe. Aber durch diese Musik wurden die Leute angelockt, die von der Königstochter dieses Landes immer ausgesandt wurden, um alle schönen Jungfrauen, die sie finden konnten, zu ihr in den Turm als Dienerinnen zu bringen. Diese Königstochter hieß auch Sesselja, aber weil sie so gar stolz war und alle Freier zurückwies, die um sie warben, so war sie „die Hochmütige" zubenannt.

Die vermeintliche Bauerntochter kam nun an den Hof der Königstochter, und es dauerte nicht lange, so stand sie bei ihr in hoher Gunst. Einmal wie die beiden Namensschwestern spazieren gingen, da hörten sie tief in einer Schlucht einen Vogel jämmerlich klagen. Um ihm zu helfen, ließen die Mädchen ihr Haar herunter. Das Haar der schönen Sesselja war aber länger als das ihrer Herrin und so erreichte es schließlich den Vogel, und sie zogen ihn daran aus der Schlucht heraus. Die Königstochter war über den schönen Vogel so entzückt, daß sie ihn mit sich in ihr Schlafzimmer nahm. Aber am folgenden Morgen war der Vogel verschwunden. Doch in derselben Nacht hatte die Königstochter einen wunderbaren Traum gehabt und nach einigen Tagen ward ihr ganz sonderbar zumute und wie sie das Gold, das ihr der Vater einst gegeben hatte und das nur bei der Berührung reiner Jungfrauen seinen Glanz behielt, schwarz werden sah, da wußte sie, daß sie ohne eigene Schuld schwanger geworden war.

Sie hatte eine große Angst vor dem Vater, der von Zeit zu Zeit das Gold bei ihr prüfte, daß er dann gleich alles entdecken und ihr, was sie auch sagen möchte, nicht glauben würde. Aber ihre Dienerin Sesselja half ihr in dieser Not, indem sie jedesmal beim Vorzeigen des Goldes unbemerkt ihre Hand über die der Königstochter legte. Auch als die Niederkunft herankam, wußte die Magd ihr guten Rat. Sie

gab vor, daß die Königstochter krank wäre und nur von ihrer Namensschwester gepflegt werden wollte. Als sie dann einen Knaben geboren hatte und wieder genesen war, legte sich die Dienerin Sesselja zu Bett und sagte, daß der Knabe ihr Kind sei. Und weil die Königstochter in so großer Freundschaft ihr zugetan war, so ward ihr schließlich der vermeintliche Fehltritt verziehen.

Nun vergingen vier Jahre, ohne daß sich etwas Besonderes ereignet hätte. Da kam ein reicher und schöner Königssohn als Freier und warb um Sesselja die Hochmütige. Und er wurde nun gern von ihr angenommen. Einmal aber geschah es, daß ihr Verlobter nach dem wunderbaren Golde fragte und sie es ihm zeigen sollte. Da konnte es nirgends gefunden werden, und man glaubte, daß es eine von den Mägden gestohlen habe. Man suchte nun überall, und schließlich fand man auch Gold unter den Sachen der Dienerin Sesselja, aber es war nicht das vermißte Gold, sondern Gold, das die Königstochter der treuen Magd einst zum Lohne gegeben hatte. Aber die Königstochter Sesselja ließ der Magd Sesselja gar keine Zeit, die Angelegenheit zu erzählen und aufzuklären, sondern sie jagte sie als Diebin mit Schimpf und Schande samt ihrem Kinde fort.

Am nächsten Tage schickte die Magd Sesselja das Knäblein zur Hochzeitstafel. Dort stellte es sich vor die Braut und fragte diese dreimal mit lauter Stimme: „Was gabst du meiner Mutter, als ihr Haar länger wie deines war?"

Man schalt den Knaben und jagte ihn fort. Aber am zweiten Tage kam er wieder und fragte: „Was gabst du meiner Mutter, als sie ihre Hand über deine hielt?" Man schalt ihn wieder und trieb ihn von dannen.

Aber am dritten Tage war er wiederum da und stellte sich wieder vor die Braut und fragte: „Was gabst du meiner Mutter dafür, daß sie sich als meine Mutter ausgab?"

Da ward die Braut so wütend, daß sie sich an dem Knaben vergreifen wollte. Aber der Bräutigam beschützte das Kind und bestand darauf, die Sache untersuchen zu wollen. Die

Magd Sesselja ward aus der Bauernhütte geholt, und jeder sollte jetzt seine Lebensgeschichte erzählen. Der Königssohn sagte, daß seine böse Stiefmutter ihn in einen Vogel verzaubert habe. Er habe nicht eher erlöst werden können, als bis eine Königstochter ihr Leben um ihn wagte und ihn dann eine Nacht in ihrem Schlafzimmer behielte. Nach seiner Erlösung habe er seinen Vater aus der Gewalt seiner bösen Stiefmutter befreit und nun sei er gekommen, um zum Dank seine Retterin zu heiraten.

Nun sollte Sesselja, die Hochmütige, erzählen, aber sie mochte sich zu keinem Geständnis bequemen und so mußte ihre schöne Namensschwester ihre Schicksale berichten. Zum Lohn für ihre Treue heiratete sie der Königssohn und zog mit ihr und dem Knaben in sein Reich zurück. Aber die hochmütige und undankbare Königstochter hatte zur Schande auch noch den Spott zu erleiden.

54. Sigurd und das Gespenst



Einst lebte ein Bauer auf einem Hofe; er hatte einen Sohn, welcher Sigurd hieß. Die Leute hielten ihn alle für einen wunderlichen Gesellen und er war wenig beliebt. Es war auch wirklich nicht gut mit ihm auszukommen.

Nun kam einmal ein Mann zu diesem Gehöft, der auch Sigurd hieß. Er bat den Bauern um Winterquartier und dies wurde ihm auch bewilligt. Er verstand weiter nichts als die Harfe zu spielen. Aber zwischen den beiden Namensvettern entstand eine so innige Freundschaft, daß es dem Bauernsohn bald nirgends mehr gefiel außer bei dem Fremden.

Nun verging der Winter und zum Frühjahr zog der Wintergast wieder von dannen. Als er fort war, grämte sich der Bauernsohn so, daß es ihn nirgends mehr litt, und im Herbst zog er fort, um den Wintergast Sigurd zu suchen. Er zog

von Hof zu Hof, von Kirchspiel zu Kirchspiel und von Bezirk zu Bezirk und erkundigte sich überall nach seinem Namensvetter Sigurd. Schließlich kam er zu einem Pfarrhof und fragte dort gleichfalls nach ihm. Es wußte niemand etwas von ihm, aber das erfuhr er doch, daß neulich ein Mann mit Namen Sigurd dagewesen sei. Der sei aber vor kurzem gestorben. Sigurd fragte, wo er liege. Da sagten sie, er liege draußen in der Kirche und sei soeben erst in den Sarg gelegt. Er bat, daß man ihn dorthin lassen möge, und nachdem ihm das auch erlaubt worden war, blieb er die ganze Nacht hindurch an dem Sarge sitzen. In der Nacht stieg Sigurd aus dem Sarge, ging hinaus und blieb lange fort. Aber der Bauernsohn Sigurd blieb unterdessen am Sarge sitzen.

Nun hatte es sich aber so getroffen, daß die Frau des Pfarrers soeben ein Kind geboren hatte. Gegen Morgen kam das Gespenst Sigurd zurück und wollte wieder in den Sarg. Der Bauernsohn aber sagte, das dürfe er nicht, wenn er ihm nicht vorher erzähle, was er solange getrieben habe. „Ich habe nur mit meinem Gelde gespielt," sagte das Gespenst, „und jetzt will ich wieder in meinen Sarg." „Nicht eher als bis du mir sagst, wo das Geld liegt", erwiderte Sigurd. „Das wirst du nicht erfahren!" sagte das Gespenst. „Dann kommst du auch nicht in den Sarg", erwiderte Sigurd. Da sagte das Gespenst, daß das Geld unter einer Ecke der Badestube liege. „Wieviel ist es denn?" fragte Sigurd. „Eine Vierteltonne," sagte das Gespenst. „Hast du denn weiter nichts gemacht in der Nacht?" fragte Sigurd. „Nein", sagte das Gespenst. „Du hast sicher noch mehr angestellt," sagte Sigurd, „und ich lasse dich nicht eher in deinen Sarg, bis du es mir gesagt hast." „Ich habe die Pfarrersfrau getötet", sagte das Gespenst. „Warum hast du das getan?" fragte Sigurd. „Ich wollte ihre Zuneigung gewinnen, als sie noch lebte," erwiderte das Gespenst, „aber sie hat mich abgewiesen." „Wie hast du sie denn umgebracht?" fragte Sigurd. „Ich habe alles Leben aus ihr heraus in ihren kleinen Finger hineingestrichen", sagte das Gespenst. „Kann man

sie nun nicht wieder lebendig machen?" fragte Sigurd. „Ja," sagte das Gespenst, „wenn man den Faden, den ich ihr um den kleinen Finger gebunden habe, so vorsichtig löst, daß kein Tropfen Blut fließt. Nun aber will ich endlich in meinen Sarg!" „Nicht eher, als bis du mir versprichst, nie wieder aus deinem Sarge herauszukommen", sagte Sigurd. Und schließlich versprach auch das Gespenst, nie wieder aus dem Sarge herauskommen zu wollen. Da ließ es Sigurd hinein in den Sarg, und dieser schloß sich nun wieder.

Am Morgen ging Sigurd in den Pfarrhof und da waren die Leute alle in großer Trauer. Sigurd fragte, was denn geschehen sei, und da erzählten sie ihm, die Pfarrersfrau sei in der Nacht gestorben. Er bat um die Erlaubnis, sie sehen zu dürfen, und man führte ihn auch dorthin, wo sie lag. Er löste nun den Faden von ihrem kleinen Finger und strich ihren ganzen Leib und davon begann sie allmählich wieder aufzuleben. Dann erzählte er dem Pfarrer seine ganze Unterhandlung mit dem Gespenst und zeigte ihm auch das Geld zum Beweise der Wahrheit. Dadurch kam er nun bei dem Pfarrer in große Gunst und der Pfarrer nahm ihn in seinen Dienst, und es wird erzählt, daß der Pfarrer einen sehr tüchtigen Mann aus ihm gemacht haben soll und Sigurd habe sich seitdem immer sehr gut gehalten. Und so schließt diese Geschichte.

55. Von dem Burschen, der sich vor nichts fürchtet

Es war einmal ein sehr kecker Bursche, dem vor nichts bange war. Alle die ihm nahe standen, die Eltern und sonstige Verwandte, waren darüber sehr bekümmert, denn was sie auch mit ihm anstellten, bangemachen galt bei ihm nicht. Schließlich gaben sie es auf und brachten ihn beim Pfarrer des Kirchspiels unter, weil sie den für besonders geeignet hielten, etwas aus ihm zu machen und ihm Furcht beizubringen.

Aber wie der Bursche nun zu dem Pfarrer kam, da zeigte sich bald, daß ihm auch hier keine Furcht beizubringen war, der Pfarrer mochte es anstellen, wie er wollte. Trotz und Frechheit legte er übrigens dem Pfarrer gegenüber ebensowenig an den Tag wie denjenigen, bei denen er früher gewesen war. So verging nun die Zeit und der Pfarrer bemühte sich immer vergeblich, ihm bangezumachen.

Einmal im Winter waren drei Leichen, die begraben werden sollten, in die Kirche gebracht worden. Weil sie so spät am Abend gekommen waren, so hatte man sie in die Kirche gestellt, und die Beerdigung sollte am andern Tage sein. Damals war es aber noch Sitte hierzulande, die Leichen ohne Sarg zu begraben und so waren auch diese Leichen nur in Totenlaken gehüllt. Als die Leichen in die Kirche gebracht worden waren, ließ der Pfarrer sie vorn in der Kirche quer über den Gang zwischen den Kirchenstühlen niederlegen, eine neben der andern mit kleinen Zwischenräumen. Wie man nun abends im Pfarrhof beisammensaß, sagte der Pfarrer zu dem Burschen: „Lauf einmal schnell in die Kirche hinüber, mein Sohn, und hol mir das Buch, das auf dem Altar liegt."

Der Bursche war nicht ungefällig, wenn er auch keck war, und gehorchte sogleich. Er ging nach der Kirche, schloß sie auf und wollte auf dem Gange entlanggehen. Nach ein paar Schritten fiel er lang über etwas hin, an das er mit dem Fuße gestoßen war. Er erschrak keineswegs, tastete um sich herum und merkte, daß er über eine der Leichen gefallen war. Er nahm sie und schmiß sie zwischen die Kirchenstühle auf der einen Seite. Dann ging er weiter und stolperte über die zweite Leiche. Er verfuhr mit ihr nicht anders als mit der ersten, ging weiter und fiel über die dritte, auch die schmiß er vom Gange weg zwischen die Bänke. Dann ging er bis zum Altar, nahm das Buch, verschloß die Kirche wieder und brachte das Buch dem Pfarrer. Der nahm es und fragte, ob er nichts Besonderes bemerkt habe. Der Bursche sagte nein und man sah ihm auch nichts weiter an. Der Pfarrer

fragte: „Hast du denn nicht die Leichen in der Kirche bemerkt, die in dem Gange lagen? Ich vergaß es dir zu sagen." Der Bursche sagte: „Ja so die Leichen, die hab' ich wohl bemerkt; ich wußte nur nicht gleich, was Ihr meintet, Herr Pfarrer." „Nun und wie hast du sie denn bemerkt?" fragte der Pfarrer, „lagen sie dir nicht im Weg?" „Ach, das war weiter nichts!" sagte der Bursche. „Wie kamst du denn nun darüber hinweg und durch die Kirche hindurch?" „Ich habe sie aus dem Gang weg zwischen die Stühle geschmissen und da liegen sie jetzt." Da schüttelte der Pfarrer den Kopf und wollte weiter nichts von der Sache wissen. Aber am Morgen, als man aufgestanden war, sagte er zu dem Burschen: „Du mußt nun fort von hier; ich will dich nicht länger in meinem Hause haben, da du so gottlos bist, daß du dich nicht scheust, die Ruhe der Toten zu stören." Der Bursche hatte nichts dagegen und verabschiedete sich sehr höflich von dem Pfarrer und seinen Leuten.

Nun wanderte er eine Zeitlang umher und wußte nicht, wo er bleiben sollte. Auf einem Hof aber, auf dem er einmal über Nacht blieb, erfuhr er, daß der Bischof von Skalholt gestorben wäre. Da machte er einen kleinen Abstecher nach Skalholt. Er kam gegen Abend an und bat um Nachtquartier. Man sagte, das solle er haben, aber für seine Sicherheit müsse er selber sorgen. Er fragte, was denn da Schlimmes los sei. Die Leute sagten ihm, seit dem Tode des Bischofs sei es hier nicht mehr geheuer; sobald es dunkel würde, könne es niemand mehr hier aushalten vor Spuk, und deshalb müßten jetzt jede Nacht alle Leute den Hof verlassen. „Um so lieber bleibe ich hier", sagte der Bursche.

Die Leute baten ihn, doch nicht dergleichen zu reden; es sei wahrhaftig kein Spaß, hierzubleiben. Als es dunkel wurde, verließen die Leute den Hof; sie verabschiedeten sich schweren Herzens von dem Burschen, denn sie glaubten ihn nicht mehr wiederzusehen.

Der Bursche blieb allein zurück und war sehr vergnügt. Als es finster war, zündete er Licht an und sah sich im ganzen

Hause um. Zuletzt kam er in die Küche. Es war eine reiche Wirtschaft, fette Schafsrümpfe hingen da aneinandergereiht und auch sonst war alles im Überfluß vorhanden. Der Bursche hatte lange kein Dörrfleisch mehr gegessen und bekam Lust dazu, weil es hier in solcher Menge vorhanden war. Schlafen wollte er lieber nicht, um den Spuk ja nicht etwa zu versäumen. Daher machte er Feuer, zerkleinerte Holz, setzte einen Topf mit Wasser auf und zerschnitt einen Schafsrumpf hinein. Bis dahin hatte er von Spuk nichts bemerkt. Als aber alles im Topfe war, hörte er, wie oben im Schornstein mit dumpfer Stimme gesagt wurde: „Darf ich fallen?" „Warum sollst du nicht fallen dürfen?" erwiderte er. Da fiel der obere Teil eines Mannes durch den Schornstein, ein Kopf mit Schultern und Armen und Händen daran, und dieses Stück blieb eine Weile ohne sich zu bewegen auf dem Fußboden liegen. Da hörte der Bursche, wie oben im Schornstein wiederum gefragt wurde: „Darf ich fallen?" Und wiederum sagte er: „Warum solltest du nicht fallen dürfen?" Da fiel aus dem Schornstein der mittlere Teil eines Mannes bis zu den Schenkeln herab, fiel neben das erste Stück und blieb regungslos liegen. Da hörte der Bursche noch einmal, wie oben im Schornstein gefragt wurde: „Darf ich fallen?" Er antwortete auch diesmal: „Warum solltest du nicht fallen dürfen. Du mußt doch etwas haben, worauf du stehen kannst!" Da kamen die Beine eines Mannes herab; die waren ungeheuer groß, wie auch die andern Teile, die zuerst heruntergefallen waren. Als nun alles unten war, lagen die Stücke eine Weile ruhig da. Aber dem Burschen wurde das zu langweilig, er trat an sie heran und sprach: „Da du nun ganz und gar beisammen bist, wär's am besten, wenn du ein wenig herumkrauchtest." Da setzten sich die Stücke zusammen und es wurde ein fürchterlich großer Mann daraus. Er sprach kein Wort mit dem Burschen und ging aus der Küche heraus ins Vorderhaus.

Der Bursche ging dem großen Mann auf Schritt und Tritt nach. Er ging in ein großes Zimmer vorn im Haus

und an eine große Kiste. Die schloß er auf und der Bursche sah, daß sie voller Geld war. Nun nahm der große Mann aus der Kiste eine Handvoll Geld nach der andern und warf sie rückwärts über seinen Kopf, daß sie zu Boden fielen. So trieb er es die ganze Nacht hindurch, bis die Kiste leer war. Dann griff er in den Haufen, der nun hinter ihm lag, und warf ihn wieder über seinen Kopf weg in die Kiste hinein. Der Bursche stand während des ganzen Spieles dabei und sah, wie die Goldstücke auf dem Estrich umherrollten. Das Gespenst arbeitete nun mächtig, das Geld wieder in die Kiste zu werfen und kehrte mit den Händen die beiseite gerollten Münzen eifrig zusammen. Da verstand der Bursche, daß es glaubte, der Morgen sei nicht mehr fern und daß es sich deshalb so sputete. Als nun alles Geld wieder in der Kiste war, wollte das Gespenst sich eiligst entfernen. Der Bursche sagte, dazu sei doch kein Grund da. „Wohl", sagte das Gespenst, denn der Tag sei nun nah. Es wollte an dem Burschen vorbei, der aber hielt es fest und wollte es hindern. Da ward das Gespenst böse, packte den Burschen und sagte, das solle ihm übel bekommen, daß er ihm das Hinausgehen verwehren wolle. Der Bursche merkte bald, daß er schwächer war als das Gespenst, deshalb begnügte er sich damit, vor den allzu schweren Hieben auszuweichen und womöglich nicht hinzufallen, und so ging es eine Weile fort. Die Zimmertür stand dabei offen und einmal, als das Gespenst ihr den Rücken zuwandte, wollte es den Burschen an seine Brust emporheben, um ihn dann heftiger niederzuwerfen. Der Bursche merkte, was vorgehen sollte, und daß dies sein Tod sein würde. Da wandte er eine List an und warf sich selber dem Gespenst so heftig entgegen, daß es rücklings niederstürzte und die Schwelle ihm mitten unter den Rücken geriet und der Bursche obenauf lag. Und in dem Augenblick, als das Gespenst mit dem Kopf zur Türe hinausflog, schien ihm das Tageslicht in die Augen. Da sank es in zwei Teilen rechts und links von der Schwelle in die Erde hinab und verschwand. Der Bursche war wohl ein wenig

steif und zerschlagen von den harten Griffen, machte aber doch sogleich zwei Kreuze aus Holz und steckte sie dort in den Boden, wo die beiden Teile verschwunden waren, eins innerhalb, eins außerhalb der Zimmertür. Dann legte er sich hin und schlief, bis die Bischofsleute am Morgen heimkehrten und es hellichter Tag war.

Als sie ihn lebendig wiedersahen, begrüßten sie ihn freudiger als beim Abschied am Abend vorher, und sie fragten ihn, ob er denn keinen Spuk in der Nacht bemerkt habe. Er sagte, er hätte keinen bemerkt, aber was er auch sagte, so wollten sie es ihm doch nicht glauben.

Er blieb nun diesen Tag ruhig auf dem Hofe, denn erstens war er noch müde von dem Kampf mit dem Gespenst und zweitens wollten ihn die Leute nicht fortlassen, weil sie sich an ihm ermutigten. Als sie am Abend wieder fortgehen wollten, versuchte er auf jede Weise, ihnen dies auszureden und versicherte, daß der Spuk ihnen keinen Schaden bringen würde. Aber es half nichts, sie machten sich davon, waren aber wenigstens nicht mehr so sehr in Sorge um ihn. Er selber schlief die Nacht durch ungestört bis zum Morgen. Als die Leute zurückkamen, fragten sie ihn wieder nach dem Spuk, er aber sagte, er hätte nichts davon gemerkt und sie hätten in Zukunft auch nichts mehr zu befürchten. Dann erzählte er ihnen die ganze Geschichte, zeigte ihnen die Kreuze im Fußboden und die Kiste mit Gold. Sie dankten dem Burschen höflich für seine Tapferkeit und baten ihn sich zu wünschen was er wolle, Geld oder Gut, und stellten ihm frei, auf Skalholt zu bleiben, solange er wolle. Er dankte ihnen, sagte aber, daß er weder das eine noch das andere wolle und daß er nur noch bis morgen bleibe. Und in dieser Nacht schliefen alle Leute wieder auf dem Hof und merkten nichts mehr von Spuk. Morgens machte sich der Bursche zum Aufbruch fertig, wie sehr ihn die Leute auch halten wollten. Er sagte, er sei hier nun überflüssig, verließ Skalholt und wandte sich nördlich auf die Sommerweideplätze zu.

Es ereignete sich nun eine Zeitlang nichts Besonderes, bis

er eines Tages an eine Höhle kam. Er ging hinein und sah keinen Menschen, aber in einer Seitenhöhle standen zwölf Betten, immer sechs in einer Reihe sich gegenüber. Die Betten waren noch nicht gemacht, und da es noch nicht ganz Abend war und die Höhlenbewohner noch nicht sogleich zu erwarten waren, ging er daran, alle Betten zu machen. Dann legte er sich selbst in das äußerste Bett der einen Seite, deckte sich gut zu und schlief ein. Nach einer Weile ward er durch lautes Umhergehen in der Höhle erweckt und hörte, daß viele Männer gekommen waren, die sich darüber verwunderten, wer wohl gekommen sei und ihnen den Dienst erwiesen habe, ihre Betten zu machen. Dafür verdiene er ihren Dank, wie sie sagten. Nach dem Essen, schien es ihm, gingen sie alle zu Bett. Als aber der, dem das äußerste Bett der einen Reihe gehörte, die Decke zurückschlug, da erblickte er den Burschen. Nun dankten sie ihn für seinen Dienst und baten ihn, immer zu ihrer Hilfe dazubleiben. Sie selbst müßten früh bei Sonnenaufgang täglich die Höhle verlassen, sonst kämen ihre Feinde, um sie dort zu bekämpfen und deshalb hätten sie gar keine Zeit für ihre eigene Wirtschaft.

Der Bursche ging darauf ein, fürs erste bei ihnen zu bleiben. Dann fragte er sie, wie es denn käme, daß sie Tag für Tag einen so schweren Kampf kämpfen müßten, der niemals ein Ende nähme. Die Höhlenbewohner sagten, jene Männer seien ihre Feinde und sie hätten schon früher manch schlimmen Streit mit ihnen gehabt. Und sie selber seien immer die Sieger gewesen und auch jetzt noch würden jene Abend für Abend von ihnen besiegt und getötet. Aber nun verhalte es sich so, daß des Morgens die Feinde immer wieder von neuem lebendig und noch wilder und böser seien denn je zuvor, und sicherlich würden die Feinde sie hier in ihrer eigenen Höhle überfallen, wenn sie nicht bei Sonnenaufgang schon bereit auf dem Kampfplatz stünden. Dann legten sie sich nieder und schliefen bis zum nächsten Morgen.

Als die Sonne aufging, zogen die Höhlenmänner schwer bewaffnet von dannen, baten aber zuvor den Burschen, sich

um die Höhle und um die Wirtschaft zu kümmern, was er ihnen auch gern versprach. Aber am Tage ging der Bursche in einen Nußwald, der in der Richtung lag, wo er sie hatte am Morgen verschwinden sehen, denn er wollte erfahren, wo jener Kampf sich abspiele. Als er das Kampffeld ermittelt hatte, eilte er wieder in die Höhle zurück. Dann machte er die Betten, fegte die ganze Höhle und tat alles, was sonst noch zu besorgen war. Am Abend kamen die Höhlenbewohner matt und müde heim und waren froh, daß der Bursche alles so gut besorgt hatte, so daß sie selbst nur zu essen und danach sich schlafen zu legen brauchten. Sie schliefen auch alle sogleich ein außer dem Burschen. Der lag wach und überlegte, wie es zugehen könne, daß die Feinde der Höhlenmänner nachts wieder lebendig würden. Und wie er nun merkte, daß sie alle schliefen, stand er auf, nahm unter ihren Waffen die, die ihm am besten gefielen und nahm sie mit. Dann machte er sich auf den Weg nach dem Kampfplatz und erreichte ihn kurz nach Mitternacht. Hier war nichts zu sehen außer den Leibern der Gefallenen und ihren abgeschlagenen Köpfen.

Er wartete nun dort eine Weile, da sah er bei Tagesgrauen, wie ein Hügel nicht weit von dem Kampfplatz sich auftat und daraus eine Frau hervorkam, die hatte einen blauen Mantel an und trug in der Hand eine Büchse. Er sah sie geradeswegs nach dem Kampfplatz gehen, bis sie zu einem der Gefallenen kam. Da strich sie mit der Hand etwas aus der Büchse auf das Halsende am Rumpfe des Toten und auf das Halsende am Kopfe, setzte dann den Kopf auf den Leib und da saß er sofort fest und der Tote war wieder lebendig. So machte sie es noch mit zwei oder drei andern, die auch sofort wieder lebendig wurden. Da sprang der Bursche auf die Frau zu und gab ihr den Todesstreich, denn nun verstand er, wieso die Feinde der Höhlenmänner immer wieder lebendig wurden. Dann erschlug er diejenigen, die die Frau soeben wieder lebendig gemacht hatte. Danach versuchte er es selbst, ob es ihm gelingen würde, die Gefallenen genau so wieder lebendig zu machen, er strich etwas von der

Büchse auf ihren Hals und es gelang so gut wie vorhin. Und nun vergnügte er sich damit, die Gefallenen abwechselnd wieder lebendig zu machen und zu töten, bis endlich die Sonne aufging.

Da kamen nun auch, zum Kampfe bewaffnet, seine Gesellen aus der Höhle herbei. Sie waren sonderbar überrascht gewesen, als sie gemerkt hatten, daß er verschwunden war und einige ihrer Waffen mit ihm. Als sie aber auf den Kampfplatz kamen, schien ihnen sich ihre Sache zum Besseren gewandt zu haben, denn alle ihre Feinde lagen tot und bewegungslos da. Da erblickten sie den Burschen und begrüßten ihn freudig, auch fragten sie ihn, wie er denn hierhergekommen sei. Da erzählte er ihnen alles was geschehen war und wie das Elbenweib die Erschlagenen wieder habe lebendig machen wollen. Er zeigte ihnen die Salbenbüchse, nahm einen der Toten, bestrich ihn mit Salbe und setzte ihm den Kopf auf. Da lebte er sogleich wieder auf wie zuvor, die Gesellen aber schlugen ihn alsbald wieder tot.

Nun dankten die Höhlenbewohner dem Burschen mit vielen höflichen Worten für seine Tapferkeit, baten ihn, bei ihnen zu bleiben, solange er wolle und boten ihm Geld an für seine guten Dienste. Er dankte ihnen und nahm es gern an, bei ihnen zu bleiben.

Nach alledem waren die Höhlenbewohner so vergnügt und ausgelassen, daß sie anfingen, lauter dummes Zeug zu treiben. So wollten sie auch probieren, wie es mit dem Sterben sei, da sie einander ja wieder lebendig machen konnten. Sie töteten sich nun gegenseitig, strichen Salbe auf und machten sich sofort wieder lebendig. Daran hatten sie eine ganze Weile großen Spaß.

Einmal nun hatten sie auch dem Burschen den Kopf abgehauen und ihn dann verkehrt mit dem Gesicht nach dem Rücken und dem Hinterkopf nach vorn wieder aufgesetzt. Wie nun der Bursch sein Hinterteil sah, da wurde er plötzlich wie wahnsinnig vor Grauen und bat sie um alles in der Welt, ihn von dieser Qual wieder zu erlösen. Da liefen die Höhlen-

männer sofort wieder herbei, hieben den Kopf von neuem ab und setzen ihn wieder richtig auf. Da kamen ihm Vernunft und Besinnung wieder und er war wieder so keck wie zuvor.

Nun schleppten die Gesellen alle Leiber der Erschlagenen zusammen, beraubten sie der Waffen und verbrannten sie mitsamt der Elbenfrau, die mit der Salbenbüchse aus dem Hügel gekommen war. Dann gingen sie in den Hügel, nahmen alle Schätze, die sie da fanden, heraus und schafften sie heim in ihre Höhle. Der Bursche blieb fortan bei ihnen und es gibt von da ab keine Geschichten mehr über ihn.

56. Der Knecht und das Seevolk

Es war einmal ein reicher Bauer auf einem Hof. Seine Häuser waren groß und schön eingerichtet, die Wohnstube war gedielt und an Wänden und Decken ausgetäfelt. Aber sein Hof war von dem Unglück betroffen, daß jeder, der in der Weihnachtsnacht zu Hause blieb, andern Tags tot aufgefunden wurde. Daher war der Bauer mit seinen Leuten übel dran, denn keiner wollte in dieser Nacht dableiben und dennoch mußte es einer tun.

Einmal nun mietete sich der Bauer wieder einen neuen Hirten, denn seine Schafherde war groß und er brauchte einen tüchtigen Mann dazu. Er erzählte dem Hirten ganz offen von dem Fluche, der auf dem Hofe lag. Aber der Mann meinte, solcher Unsinn ginge ihn gar nichts an und gerade deshalb verspüre er Lust, zu ihm zu ziehen. In der Tat zog er nun zu dem Bauern und sie mochten einander ganz gern.

So verging nun der Winter bis zu Weihnachten. Am heiligen Abend machte sich der Bauer mit all seinen Leuten zum Abendgottesdienst fertig, nur der neue Hirt rüstete sich nicht zum Kirchgang. Der Bauer fragte, warum er sich nicht ankleidete. Und der Knecht sagte, er wolle daheimbleiben, denn es ginge nicht, den Hof so ganz ohne Leute und das

Vieh unbehütet zu lassen. Der Bauer bat ihn, sich lieber darum nicht zu kümmern, denn er habe ihm ja gesagt, daß es nicht gut sei, in der Weihnachtsnacht dazubleiben. Jedes Lebewesen im Hause werde getötet und das wolle er um keinen Preis wieder so haben. Aber der Hirt meinte, das sei nur ein Aberglaube und er wolle es versuchen. Der Bauer sah, daß er bei ihm nichts erreichen konnte, ging mit seinen Leuten fort und der Knecht blieb allein.

Als es Abend wurde, ward der Hirt nachdenklich und meinte, es sei wohl das beste, sich auf alles mögliche vorzubereiten. Er machte Licht in der Wohnstube und suchte nach einem Ort, wo er bleiben konnte. Er nahm zwei Bretter aus der Wandverkleidung, stellte sich dahinter und fügte die Bretter wieder davor, so daß er zwischen Wand und Verkleidung stand und durch den Spalt die ganze Wohnstube übersehen konnte. Sein Hund lag drinnen unter einem Bett.

Bald darauf traten zwei fremde und schrecklich aussehende Männer herein. Sie spähten nach allen Seiten. Der eine sagte: „Menschengeruch, Menschengeruch!" Aber der andere sagte: „Nein, hier ist kein Mensch." Sie nahmen das Licht, leuchteten alles ab und fanden zuletzt den Hund unterm Bett. Sie drehten ihm das Genick um und warfen ihn vor die Tür. Der Knecht sah, mit diesen Leuten war nicht gut Kirschen essen und er war heilfroh, dort zu sein, wo er war.

Nun kamen viele Leute in die Stube. Sie stellten Tische auf, deckten Tücher darüber und alles Tischgerät war von Silber, Teller, Löffel und Messer. Dann trugen sie Speisen auf, setzten sich an den Tisch, aßen, tranken und tanzten in Saus und Braus die ganze Nacht hindurch. Zwei waren als Wachen bestimmt und sollten melden, falls ein Mensch käme oder der Tag anbräche. Dreimal gingen sie hinaus und meldeten immer, sie sähen niemand und der Tag sei noch nicht gekommen. Als aber der Knecht meinte, nun müsse der Tag nahe sein, nahm er die beiden Wandbretter, sprang mit Ungestüm auf einmal in die Stube, schlug die Bretter zusammen und schrie aus Leibeskräften: „Tag, Tag!" Da erschraken die

Leute gewaltig, stürzten einer über den andern hinaus und ließen alles zurück, Tische, Gerät und Kleider, die sie zum Tanzen abgelegt hatten. Einige wurden gequetscht, andere wurden zertreten und der Knecht verfolgte sie, schlug immerfort die Bretter zusammen und schrie: „Tag, Tag!" Sie stürzten sich alle miteinander in einen See nicht weit vom Hofe und da sah der Knecht, daß es Seevolk gewesen war. Er ging heim, zog die Toten heraus, erschlug die Halbtoten und verbrannte die Leichen. Dann reinigte er das Haus und verwahrte die zurückgelassenen Kostbarkeiten.

Als der Bauer heimkam, zeigte und erzählte er ihm alles. Der Bauer meinte, da habe er viel Glück gehabt. Der Knecht behielt sich die Hälfte der zurückgelassenen Kostbarkeiten und gab dem Bauer die andere Hälfte. Das war ein großer Schatz. Er blieb noch einige Jahre da und wurde durch Fleiß ein reicher und angesehener Mann. Aber fortan geschah auf diesem Hof in der Weihnachtsnacht nichts Besonderes mehr.

57. Die Elbenkönigin Hild



s war einmal ein Bauer auf seinem Hof. Eine Frau hatte er nicht, aber eine Haushälterin, namens Hild, die sehr tüchtig war, aber von deren Herkunft man nichts wußte. Da sie rührig und fleißig war, hatten sie alle gern, der Bauer und das Gesinde.

Es verlief alles gut in der Wirtschaft, aber es war für den Bauer eine große Sorge, einen Schafhirten zu bekommen, denn immer am Morgen nach der Weihnachtsnacht lag er tot im Bette, ohne daß man den Grund dazu kannte.

Zu jener Zeit pflegte man überall im Lande am heiligen Abend Gottesdienst zu halten und man hielt es für ebenso festlich an diesem Abend dahinzufahren wie am ersten Feiertag selbst. Aber auf den Höfen, die im Gebirge drin lagen und von denen man weit zur Kirche zu gehen hatte, war es

für die Leute, die nicht eher vom Hause fort konnten, als bis der Stern zwischen Morgen und Mittag stand, recht beschwerlich zum Gottesdienst zu kommen, und gewöhnlich kamen dort auch die Hirten nicht früher heim. Sie brauchten dort auf dem Hofe des Bauern freilich nicht den Hof zu hüten, wie es sonst Sitte war, daß einer oder der andere es in der Weihnachts- und Silvesternacht tun mußte, während das übrige Gesinde in der Kirche war; denn seit Hild beim Bauern war, hatte sie sich selbst dazu angeboten, während sie in der Zeit alles zum Fest in Ordnung brachte und fertigmachte: Essen kochen und anderes, was nötig war, und sie war bis spät in die Nacht noch wach, so daß die, die in der Kirche gewesen waren, oft schon lange schliefen, ehe sie selbst sich zu Bett legte. Als es eine Reihe von Jahren so gegangen war, daß die Hirten des Bauern alle plötzlich in der Weihnachtszeit starben, sprach man überall davon, und der Bauer fand nur schwer jemand, der Hirte sein wollte, und es fiel ihm auch selbst immer schwerer aufs Herz, je mehr starben. Eine Schuld konnte ihn nicht treffen und das Gesinde nicht, denn eine Wunde war an der Leiche niemals zu entdecken. Schließlich sagte der Bauer, nun könne er keinen Schafhirten mehr nehmen, da ihn der sichere Tod erwarte in seinem Dienst, und nun möge es mit seinem Vieh und seinem Hab und Gut so kommen, wie es das Schicksal wolle.

Als der Bauer diesen Entschluß gefaßt hatte und niemand mehr in Dienst nehmen wollte als Hirt, da kam einmal ein munterer und kräftiger Mann zu ihm und wollte gern in seinen Dienst treten. Der Bauer sagte: „So nötig brauche ich dich nicht, daß ich dich nehmen muß." Aber der Fremde fragte ihn: „Hast du schon einen Hirten für diesen Winter?" Da sagte der Bauer: „Nein," und sagte ihm, er wolle durchaus niemand mehr nehmen, „du hast wohl gehört, wie schlimm es all meinen Hirten ergangen ist." „Gehört hab' ich's," sagte der Fremde, „aber das schreckt mich nicht ab." Da hörte der Bauer auf ihn, weil er so sehr wollte, und nahm ihn in Dienst. So verging nun eine Zeit, und der Bauer und

der Hirt waren einig miteinander und den Hirten hatte jeder gern, denn er war ein freundlicher, munterer und tüchtiger Kerl.

Bis zum Weihnachtsabend geschah nichts Besonderes. Am heiligen Abend nun ging der Bauer mit seinem Gesinde zur Kirche, die Haushälterin blieb im Hause, und der Hirt blieb bei seinen Schafen. Es wurde Abend wie immer, ehe der Hirte heimkam, dann aß er seine Grütze und ging zu Bett. Da dachte er, es sei wohl besser zu wachen als zu schlafen, falls etwas geschehen sollte; Furcht hatte er keine, blieb aber zur Vorsicht wach liegen. Spät in der Nacht hörte er die Leute heimkommen, sie aßen einen Bissen und gingen schlafen. Noch merkte er nichts, als aber schon alle schliefen, da fühlte er, daß er müde wurde, was ihn weiter nicht wunderte nach des Tages Last und Mühen.

Weil er aber dachte, es ginge ihm schlecht, wenn er nun doch einschliefe, so bot er all seine Kräfte auf, um bloß nicht einzuschlafen. Es dauerte auch gar nicht lange, da hörte er jemand an sein Bett kommen und ihm war so, als sei es Hild, die da ihr Wesen trieb. Er stellte sich schlafend und merkte, daß sie ihm etwas in den Mund steckte. Er fühlte, daß es ein Zaum war für den Mahrtenritt und ließ sich ruhig aufzäumen. Sie legte ihm also das Zaumzeug an, befestigte die Zügel, wie es ihr bequem war, setzte sich rittlings auf ihn und ritt in fliegender Eile davon, bis sie, so schien es ihm, an einen Graben oder einen Erdspalt kam. Da sprang sie ab auf einen Stein, ließ die Zügel hängen und verschwand im Erdspalt.

Dem Hirten kam es schlimm und rätselhaft vor, daß Hild so verschwunden war, ohne daß er wußte, wohin sie sei; er merkte auch bald, daß er, solange er den Zaum angelegt hatte, nicht weit kam, weil er dadurch verzaubert war. Deshalb rieb er sich an jenen Stein, bis er das Zaumzeug abgescheuert hatte, ließ es liegen und warf sich auch in dieselbe Spalte, in der Hild verschwunden war.

Ihm schien, er sei noch nicht weit in die Spalte hinunter=

gekommen, da erblickte er auch schon Hild, wie sie über schöne Wiesen schritt und schon bald ihren Weg beendet hatte. Nach alledem dachte er sich wohl, daß es da nicht mit rechten Dingen zuging und daß sie pfiffiger war, als man ahnen konnte, wenn man sie oben unter den Menschen weilen sah. Da er sich sagte, sie könne ihn erblicken, wenn er auf der Wiese hinter ihr hergehe, so nahm er einen Stein aus seiner Tasche, der ihn unsichtbar machte, verbarg ihn in der linken Hand und lief so schnell er nur konnte, hinter ihr her.

Als er weiter auf die Wiese hinausgekommen war, sah er eine schöne große Halle, und Hild ging auf sie zu. Aus der Halle kam ihr eine große Menschenmenge entgegen, vorweg, prächtig gekleidet, ein Mann, und es schien, als begrüße er Hild als seine Frau und heiße sie willkommen; die andern aber im Gefolge begrüßten sie freudig als ihre Königin. Mit dem Häuptling kamen Hild zwei halberwachsene Kinder entgegen und begrüßten ihre Mutter voll seliger Freude.

Als sie alle der Königin ihre Huldigung dargebracht hatten, führten sie sie und den König in die Halle, dort bereitete man ihr einen ehrenvollen Empfang, kleidete sie in königliche Gewänder und streifte auf ihre Arme schöne goldene Ringe.

Der Hirte folgte auch, blieb aber dort, wo am wenigsten Leute waren, aber doch so, daß er alles genau beobachten konnte. Solchen Glanz und solchen Prunk hatte er noch nie gesehen. Tische wurden geholt und gedeckt, und er staunte über all die Herrlichkeit.

Kurz danach sah er Hild, prächtig gekleidet, in die Halle schreiten. Jedem ward sein Platz angewiesen, Hild nahm den Ehrensitz neben dem König ein, das ganze Gefolge nahm seine Plätze zu beiden Seiten und nun ward getafelt.

Dann räumten sie die Tische ab, und die Männer und Frauen tanzten oder gingen andern Belustigungen nach, das Königspaar aber saß Hand in Hand da und wechselte Worte, die sowohl freudig wie wehmutsvoll klangen.

Während sie so miteinander redeten, kamen noch drei jüngere Kinder zu ihnen und umarmten voll Freude und

Glück ihre Mutter. Königin Hild küßte sie voll Liebe, nahm das Kleinste auf den Schoß und liebkoste es, aber da es unruhig wurde, gab die Mutter ihm einen goldenen Armring, den sie vom Arme abgestreift hatte. Das Kind war nun auch ganz ruhig und spielte eine Weile mit dem Ring. Schließlich fiel der Ring auf den Boden und der Hirte griff ganz schnell danach und verbarg ihn gut; alle fanden es sehr merkwürdig, daß sie den Ring nirgends finden konnten, wo er doch nur auf den Boden gefallen war.

Als die Nacht fast verflossen war, machte sich Königin Hild zum Fortgehen fertig, so sehr man sie auch bat, länger zu bleiben und so traurig auch alle durch ihren Abschied waren.

Der Hirte hatte auch gemerkt, daß in der Halle ein altes ganz häßliches Weib saß, und sie hatte sich gar nicht gefreut, als Königin Hild kam und war auch nicht traurig, als sie wieder gehen mußte. Als der König sah, wie es sein Weib trieb fortzugehen und sie durch keine Bitten sich zum Dableiben bestimmen ließ, ging er zu dem alten Weibe und sagte: „Bitte, nimm deinen Fluch weg von meinem lieben Weibe, Mutter, und laß uns nicht mehr auseinandergehen", aber das alte Weib sagte voll Zorn: „Mein Fluch wird weiterbestehen, und ich will ihn nie zurücknehmen." Da wurde der König ganz still, ging tieftraurig zu seiner Frau, legte seinen Arm um sie, küßte sie und bat sie noch einmal flehentlich dazubleiben. Aber die Königin sagte, der Fluch seiner Mutter triebe sie fort und es sei wohl wenig zu hoffen, daß sie sich öfters sehen könnten, denn die Todesfälle, die ihretwegen stattfänden, und die nun schon so zahlreich seien, könnten nicht länger ein Geheimnis bleiben und sie werde wohl dafür gestraft werden, obwohl es ihre Schuld gewiß nicht sei.

Als sie so jämmerlich klagte, ging der Hirte schnell fort aus der Halle, über die Wiese nach dem Spalt und wieder hinauf. Er versteckte den Zauberstein, zäumte sich wieder auf und wartete auf Hild. Sie kam auch bald tieftraurig, setzte sich auf seinen Rücken und ritt zum Gehöft. Dort legte sie ihn wieder in sein Bett, zäumte ihn ab, ging selbst zu Bett und

schlief. Obwohl der Hirte ganz wach war, stellte er sich schlafend, damit Hild nichts merken sollte. Als sie aber schlafen gegangen war, da gab er seine Vorsicht auf und schlief fest und tief bis zum selben Morgen.

Der Bauer war schon früh aufgestanden, denn es ließ ihm keine Ruhe zu erfahren, ob denn der Schafhirte noch am Leben sei. Als der Bauer sich anzog, wachten auch die andern auf und zogen sich auch an. Der Bauer ging also zum Schafhirten ans Bett und rührte ihn an. Da sah er, daß er lebte und dankte Gott für diese Gnade. Da erwachte auch der Schafhirte frisch und fröhlich und stand auf. Der Bauer fragte ihn, ob denn in der Nacht etwas losgewesen sei. Der Schafhirte sagte: „Nein, aber ich habe merkwürdig geträumt.“ „Was hast du denn da geträumt?“ fragte der Bauer. Und da fing nun der Hirte an zu erzählen, daß Hild ihn aufgezäumt habe in seinem Bett und berichtete alles so genau, wie er nur konnte.

Als er fertig erzählt hatte, saßen alle stumm da, nur Hild sagte zu ihm: „Es ist eine Lüge, was du da sagst, wenn du nicht durch ein deutliches Zeichen beweisen kannst, daß es so war, wie du erzählt hast.“ Der Hirt ließ sich dadurch nicht einschüchtern, sondern er holte den Ring, den er in der Nacht vom Boden aufgehoben hatte und sagte: „Wenn ich auch nicht gezwungen werden kann, einen Traum durch deutliche Zeichen zu beweisen, so ist es doch gut, daß ich's beweisen kann, daß ich diese Nacht bei den Huldren war. Ist dies dein Armring, Königin Hild, oder ist er es nicht?“

Da sagte die Königin: „Er ist's, und Gottes Segen über dich, daß du mich vom Fluche meiner Schwiegermutter befreit hast, nur widerwillig beging ich all die Fluchwürdigkeiten, die sie mir auferlegt hatte.“

Und dann fing Königin Hild an zu erzählen:

„Ich war ein Elbenmädchen von geringer Herkunft, aber der König von Elbenheim liebte mich und nahm mich wider den Willen seiner Mutter zur Frau. Da wurde die Mutter so böse, daß sie ihrem Sohn nur kurze Freude an mir ver-

sprach und wir uns nur ganz selten sehen sollten. Ich sollte Dienstmagd unter den Menschen werden und jedesmal zur Weihnachtszeit den Tod eines Menschen verursachen, dadurch daß ich ihn aufzäumen mußte, während er schlief, und auf ihm den Weg reiten mußte, den ich auch diese Nacht auf dem Hirten ritt, um meinen Gatten zu besuchen; und dies sollte so lange dauern, bis meine Bosheit ans Licht käme und ich dafür getötet würde, es müßte denn sein, ich fände einen solch mutigen Mann, der es wagte, mit nach dem Elbenheim zu kommen und der dann den Beweis erbringen könnte, daß er dorthin gekommen wäre und gesehen hätte, wie es dort zuging.

Ihr seht also alle, daß sämtliche Hirten um meinetwillen getötet wurden, seitdem ich hier war, aber ich hoffe, man wird mir nicht als Schuld anrechnen, was widerwillig zu tun mir aufgezwungen war; denn niemand hat den unterirdischen Weg gefunden und ist aus Neugierde mit in die Behausung der Huldren hineingekommen. Nur dieser mutige Mann war es gewesen, der mich aus meinem Magddienst und von dem schlimmen Fluch erlöst hat und ich will ihn auch später dafür belohnen. Ich darf nun nicht länger bleiben, habt Dank für all eure Güte, die Sehnsucht treibt mich heimwärts."

So sprach sie und verschwand und man sah sie nie wieder unter Menschen.

Der Schafhirt aber heiratete im Frühjahr und gründete einen Hausstand und das konnte er auch; denn der Bauer zeigte sich ihm gegenüber, als er seinen Dienst aufgab, sehr freigebig und dann war er auch selbst nicht ohne Mittel. Alle Leute in seinem Bezirk fragten ihn um Rat und baten ihn um Beistand. Er war so sehr beliebt trotz seines Glückes, daß die Leute selbst nicht recht begreifen konnten, wie das zuging. Sie glaubten, bei ihm habe jedes Tier zwei Köpfe.

Er aber wußte sehr wohl, daß er der Königin Hild dafür zu danken hatte.

58. Gilitrutt

Es wohnte einmal ein junger Bauer ostwärts unterhalb der Inselfelsen. Er war ein eifriger und fleißiger Mann. Es waren auch gute Weideplätze dort wo er war, und der Bauer hatte viele Schafe. Zu der Zeit als diese Geschichte spielt, war er jung verheiratet; seine Frau war jung, aber faul und untüchtig. Arbeiten wollte sie nichts und um die Wirtschaft kümmerte sie sich nur wenig. Dem Manne gefiel das zwar nicht besonders, aber er konnte es auch nicht ändern.

Einmal übergab er ihr im Herbst ein großes Quantum Wolle; da sollte sie im Winter Stoff daraus weben. Sie war nicht gerade besonders erbaut darüber und die Zeit verging, ohne daß die Frau die Wolle anrührte, obwohl ihr Mann sie gar oft daran erinnerte.

Da kam eines Tages ein ziemlich ungeschlachtes altes Weib zu der Frau und bettelte um ein kleines Almosen. „Kannst du zum Entgelt etwas für mich arbeiten?" fragte die Frau. „Das schon!" sagte das Weib, „was soll es denn sein?" „Wolle zu Stoff weben," sagte die Frau. „Nun, so gib sie her," sagte das alte Weib. Da holte die Frau einen ungeheuer großen Sack mit Wolle hervor und gab ihn ihr. Die Alte nahm den Sack, warf ihn sich über den Rücken und sagte: „Ich werde mit dem Stoff am ersten Sommertag wiederkommen." „Was für einen Arbeitslohn willst du denn haben?" fragte die Frau. „Ich will nicht viel," sagte die Alte, „du sollst mir nur meinen Namen beim drittenmal Raten nennen, dann sind wir quitt." Das versprach die Frau und die Alte ging fort.

Nun verging der Winter und der Bauer fragte oft seine Frau, wo denn die Wolle sei. Sie sagte, das ginge ihn gar nichts an, er würde es schon am ersten Sommertage erfahren. Da sprach denn der Mann nicht weiter davon, und so kam der letzte Wintermonat heran. Da begann die Frau, über den

Namen der Alten nachzudenken, aber sie fand keine Möglichkeit, wie sie ihn hätte erfahren können. Darüber wurde sie sehr betrübt und schwermütig. Der Bauer bemerkte, daß sie ganz verändert war und bat sie, ihm zu sagen, was ihr fehle. Da erzählte sie ihm die ganze Geschichte. Der Bauer erschrak und sagte, sie habe übel gehandelt; denn das müsse ein Trollweib gewesen sein, welches sie holen wolle.

Einmal war der Bauer hinauf in die Felsen gegangen und kam da zu einem großen Sandhügel. Er war ganz in Gedanken versunken über seine Sorgen, da hörte er ein paar Schläge unten im Hügel. Er ging dem Geräusch nach und kam an einen Spalt. Er blickte hinein und sah ein riesengroßes Weib am Webstuhl sitzen. Sie hatte das Webe zwischen den Beinen und schlug es eifrig. Dabei sagte sie vor sich hin: „Hå, hå und ho, ho! Die Hausfrau weiß nicht, wie ich heiße. Hå, hå und ho, ho! Gilitrutt heiß ich ho, ho. Gilitrutt heiß ich hå, hå und ho, ho!" So sagte sie vor sich hin immer zu und schlug eifrig das Webe. Der Bauer war darüber sehr froh, denn er sagte sich, daß dies das Weib sei, das seine Frau im Herbst besucht hatte. Er ging heim und schrieb sich den Namen Gilitrutt auf einen Zettel. Seiner Frau aber sagte er nichts davon und so kam der letzte Wintertag heran. Da war die Hausfrau sehr betrübt und zog sich diesen Tag gar nicht an. Der Bauer ging zu ihr und fragte sie, ob sie nun den Namen ihrer Arbeiterin wüßte. Sie verneinte es und sagte, ihr würde nun ganz sterbensbange zumute. Aber der Bauer sagte, dazu läge kein Grund vor, gab ihr den Zettel mit dem Namen und erzählte ihr alles. Sie nahm den Zettel, aber sie zitterte dabei vor Furcht, denn sie hatte Angst, der Name könnte vielleicht nicht richtig sein. Sie bat ihren Mann doch bei ihr zu bleiben, wenn das Weib komme. Er aber sagte: „Nein! Du hast mich nicht dabei gehabt, wie du ihr die Wolle gegeben hast. Nun bin ich am besten auch nicht dabei, wenn du ihr den Lohn gibst." Und damit ging er.

Nun kam der erste Sommertag. Die Frau lag allein in

ihrem Bett und sonst war kein Mensch auf dem Hofe. Auf einmal hörte sie ein starkes Getöse und dröhnende Schritte unter der Erde. Die Alte war da, aber freundlich sah sie nicht aus. Sie warf einen großen Ballen Stoff auf den Boden und sprach: „Wie heiß ich also? Wie heiß ich also?" Die Frau war vor Angst mehr tot als lebendig und sagte: „Signy?"

„So heiß ich also? So heiße ich also? Nun rate noch einmal, Hausfrau!" sagte das Weib.

„Asa?" sagte die Frau.

„So heiß ich also?" sagte die Alte, „so heiß ich also? Nun rate noch einmal, Hausfrau!"

„Du heißest doch nicht etwa — Gilitrutt?" fragte die Frau. Da erschrak die Alte so gewaltig, daß sie mit einem gewaltigen Gepolter stracks auf den Boden fiel. Dann stand sie wieder auf, ging fort und ward nie wieder gesehen. Die Frau war nun über die Maßen froh, daß sie von diesem Ungeheuer so leichten Kaufes losgekommen war und ward fortab ein ganz anderer Mensch. Sie wurde wirtschaftlich und fleißig und webte fortan ihre Wolle immer selbst.

59. Brjam, der Dümmling



s herrschten einmal ein König und eine Königin in ihrem Reiche. Sie waren reich und mächtig und wußten gar nicht, wie reich sie waren. Sie hatten eine Tochter und die wuchs auf, wie eben Königskinder aufwachsen.

Es lebte auch ein alter Mann mit seinem alten Weibe in einer ärmlichen Hütte; sie hatten viele Kinder und eine einzige Kuh, die ihnen allen Nahrung gab. Man konnte sie dreimal am Tage melken und sie kam mittags ganz allein heim von der Weide.

Da ritt der König einmal mit seinen Leuten auf die Jagd. Sie kamen an des Königs Viehherde vorbei und die Kuh des

armen Mannes war auch mit darunter. Da sagte der König zu seinen Leuten: „Eine schöne Kuh habe ich da!" „Das ist nicht Eure Kuh, Herr," sagten die Leute, „das ist die Kuh des armen Mannes in der Hütte." Da sagte der König: „Sie soll mir gehören."

Zu Hause bei Tisch da kam ihm die Kuh wieder in den Sinn und er wollte Leute zu dem Mann schicken und die Kuh für eine andere eintauschen. Die Königin sagte, er möge das nicht tun, der Mann habe mit seiner Familie nichts anderes zum Leben, aber er hörte nicht auf sie. Er schickte drei Männer, die trafen den Mann mit all seinen Kindern draußen und sagten ihm, sie wollten seine Kuh gegen eine andere abkaufen, der König wünschte das so. Aber der Alte sagte: „Des Königs Kuh gilt mir nicht mehr als meine eigene." Als er durchaus nicht nachgeben wollte, schlugen sie ihn tot. Da fingen alle Kinder an zu weinen, nur Brjam, der Älteste, weinte nicht. Als die Leute sie fragten, wo es sie schmerze um ihres Vaters Tod, und sie alle außer Brjam an die Brust schlugen, da töteten sie alle Kinder. Den Brjam aber, der auf seinen Hintern gezeigt hatte und sich blöde gebärdete, ließen sie leben. Es sei gleichgültig, meinten sie, ob dies unverständige Vieh weiter lebe oder nicht. Die Leute gingen dann heim und nahmen die Kuh mit zum König. Brjam aber ging zu seiner Mutter und erzählte ihr alles. Sie war tieftraurig und weinte, aber der Sohn bat sie, nicht zu weinen, er werde schon tun, was er tun könne.

Da baute der König ein Frauenhaus für seine Tochter und der Baumeister mußte es innen und außen vergolden. Brjam kam in seiner dummen Art hinzu und da fragten ihn die Leute, was er denn für einen Rat zu geben habe; da sagte er: „Ein großer Teil schwinde, ihr Burschen!"

Dann ging er fort. Das Gold aber, womit sie das Haus vergolden sollten, schwand bis zur Hälfte. Die Leute erzählten es dem König, der aber dachte, sie hätten das Gold gestohlen und ließ sie hängen. — Brjam erzählte es seiner Mutter, da sagte sie: „Das hättest du nicht sagen sollen, mein

Sohn." „Was hätte ich denn sagen sollen, liebe Mutter?" „Du hättest sagen sollen," sagte die Mutter: „Es möge wachsen um drei Drittel." „Das werde ich morgen sagen", antwortete Brjam. Am andern Tage sah Brjam, wie die Leute eine Leiche zu Grabe trugen. Da fragten sie ihn: „Was hast du für einen Rat zu geben, Brjam?" Da sagte er: „Sie möge wachsen um drei Drittel, ihr Burschen." Da wuchs die Leiche so sehr und wurde so groß, daß sie sie fallen ließen.

Als Brjam heimkam, erzählte er das wieder seiner Mutter, da sagte sie: „Aber Brjam, das hättest du doch nicht sagen dürfen." „Ja, aber Mutter, was hätte ich denn sollen sagen?" „Du hättest sagen sollen, Gott schenke deiner Seele den Frieden, Toter." „Das werde ich morgen sagen", gab er zur Antwort.

Am andern Morgen sah er beim Königspalast, wie der Henker einen Dieb hängte, und als der Büttel den Brjam fragte, was er denn dazu sage, da gab er zur Antwort: „Gott schenke deiner Seele den Frieden, Toter."

Der Büttel lachte und Brjam erzählte auch dies wiederum seiner Mutter. Aber sie sagte auch diesmal wieder: „Aber, Brjam, das hättest du doch nicht sagen sollen." „Ja, Mutter, was hätte ich denn sollen sagen?" Sie sagte: „Ist dies etwa der Dieb des Königs, den du da in der Mache hast? So hättest du sagen sollen." „Das will ich morgen sagen", meinte der Dümmling.

Am Morgen sah er die Königin um die Burg herum spazieren gehen, und als Brjam ans Gefolge heranging, da sagten die Leute: „Nun, Brjam, was hast du denn dazu zu sagen?" Da sagte er: „Ist dies etwa der Dieb des Königs, den ihr da in der Mache habt, ihr Burschen?"

Die Leute schalten ihn aus, aber die Königin sagte, sie sollten dem Gerede doch keinen Wert beilegen. Da lief er wieder zur Mutter und erzählte es ihr. „Aber, Brjam, mein Kind, das hättest du doch nicht sagen dürfen!" sagte sie. „Ja, was hätte ich denn sagen sollen?" fragte Brjam. „Nun, du hättest sagen sollen: Ist dies nicht die Liebste des Königs,

die ihr da führt?" „Das will ich morgen sagen, liebe Mutter", sagte Brjam.

Als er am andern Morgen zwei Männer sah, die eine alte Mähre abdeckten, da ging er zu ihnen. Sie sagten: „Nun, was hast du denn dazu zu sagen, Brjam?" Da sagte er: „Ist das etwa die Liebste des Königs, die ihr da führt?"

Die Männer lachten über ihn, er aber lief auch jetzt wieder heim zu seiner Mutter und erzählte es ihr.

Da sagte die Mutter: „Geh du nicht mehr dahin, denn ich fürchte, sie werden dich auch noch erschlagen." Er aber sagte: „Sie erschlagen mich nicht." Da schickte der König seine Leute einmal zum Fischen und sie rüsteten zwei Schiffe. Brjam kam zu ihnen und wollte mit, aber sie trieben ihren Spott mit ihm und jagten ihn dann fort. Sie fragten ihn aber, was für Wetter wohl sein werde. Er schaute in die Luft und sagte: „Wind und Unwind, Wind und Unwind, Wind und Unwind."

Die Männer lachten über ihn, ruderten weit hinaus, beluden die zwei Schiffe mit Fischen, als sie aber an Land wollten, kam ein großer Sturm und beide Schiffe sanken.

Einmal gab der König seinen Freunden und Gefolgsleuten ein Fest. Brjam bat die Mutter, sie möge ihm doch erlauben zuzusehen.

Als sich alle gesetzt hatten, ging Brjam in die Zimmermannswerkstätte und fing an kleine Holzpflöcke zu schnitzen. Die Leute fragten ihn, was er denn wolle mit diesen Pflöcken, da sagte er: „Den Papi rächen, nicht den Papi rächen." Da sagten die Leute: „So siehst du aus." Dann gingen sie fort und Brjam beschlug die Pflöcke vorn mit Stahl. Dann schlich er in den Saal, nagelte alle Leute an der Tafel, die sich betrunken hatten, mit ihren Kleidern an den Bänken fest und ging.

Als sie am Abend aufstehen wollten, merkten sie, daß sie festgemacht waren. Da schimpfte einer auf den andern über den Unfug und sie gerieten in Streit und erschlugen sich gegenseitig.

Auch der König fiel im allgemeinen Streit. Als die Königin dies hörte, wurde sie sehr traurig und ließ ihre Toten begraben. Brjam aber kam und bot ihr seine Dienste an; sie nahm ihn gern; denn sie hatte nur noch wenig Leute. Das war ein Glück für Brjam, denn er heiratete bald die Königstochter und wurde König. Seine Dümmlingsart legte er ganz ab und nun ist das Märchen aus.

60. Hwekk

s lebte einmal ein Bauer mit seiner Frau in seiner Hütte und sie hatten drei Söhne. Die beiden älteren galten viel bei ihrem Vater, aber Thorstein, der jüngste, ward allgemein als ein Dümmling angesehen. Nun kam dem Bauern dreimal hintereinander jährlich im Herbste eine Menge Schafe abhanden. Im ersten Jahre hatte sich der älteste Sohn, im nächsten Jahre der zweite Sohn auf die Suche begeben. Aber weder die Schafe noch die Jünglinge waren jemals wiedergekommen.

Im dritten Jahre wollte nun Thorstein die vermißten Schafe suchen. Als er lange, lange gewandert war, kam er in einem tiefen Tale zu einer kleinen Bauernhütte. Er klopfte an die Türe und da kam ein alter Mann heraus, der sah sehr böse und häßlich aus. Thorstein fragte ihn nach seinem Namen und da nannte sich jener Karlinn illi (der böse Alte) und Thorstein selber nannte sich Hwekk (Schalk). Nun bat Hwekk den bösen Alten um Winterquartier, und der böse Alte wollte ihn auch nehmen, nur sollte er folgende drei Bedingungen erfüllen:

Erstens sollte er den Winter hindurch das Vieh hüten, und zwar sollte er dazu ebenso früh aufstehen wie der Hund und abends nicht eher heimkommen, als bis es dem Hunde gefiel.

Zweitens sollte er mit dem Hunde aus ein und demselben Topfe essen.

Und drittens sollte er sich sofort auf die Suche machen, sobald er das Miauen der Katze höre. Derjenige, der eingesteht, daß er mit dem andern unzufrieden ist, darf von dem andern getötet werden.

Hwekk willigte in diese Bedingungen ein und ward nun in die Stube geführt; darinnen waren die Frau und die Tochter des Alten. Am Abend ward für Hwekk und den Hund ein Trog auf den Boden gesetzt. Aber eben wie er im besten Essen war, hörte er das Miauen der Katze, und nun mußte er gehen, um sie zu suchen. Er suchte wohl allenthalben, aber er fand sie nicht. Und als er wieder ins Zimmer zurückkam, hatte der Hund inzwischen den ganzen Trog leer gefressen.

In der Nacht, als die Alten schliefen, kam das junge Mädchen an sein Bett. Sie brachte ihm etwas zu essen und sprach ihm ihr Bedauern aus, daß er ihrem Vater in die Hände gefallen sei. Auch seine beiden Brüder seien hierher gekommen, und der Alte hätte sie zu Tode gehungert und nun würde er es mit ihm wohl gleichfalls so weit bringen. Das Miauen, das ihn stets beim Essen stören würde, käme nicht von einer Katze, sondern von den alten Eltern des Bauern, die dieser absichtlich zu Tode hungere.

Da ließ sich Hwekk von dem Mädchen ein Licht geben und zum Zimmer der Alten führen. Er fand sie vor Alter und Hunger in einem so elenden und entkräfteten Zustand, daß er nicht viel Mühe hatte, um sie zu ersticken. Dann legte er sich ruhig schlafen. Am folgenden Morgen weckte ihn der Bauer schon sehr früh, denn der Hund sei schon aufgestanden. Nun wurde wieder für Hwekk und den Hund ein Trog auf den Boden gesetzt, und sie machten sich beide darüber her. Wie aber nun das Miauen der Katze nicht mehr ertönte, da machte der böse Alte ein seltsames Gesicht, sagte aber nichts.

Nun hütete Thorstein das Vieh und darunter befanden sich auch alle die Schafe, die seine Eltern vermißten. Als er am Abend heimkehrte, stand der böse Alte schon unter der Tür

und fragte den Hwekk, ob er seine Eltern getötet habe: „Freilich," sagte Hwekk, „oder hast du vielleicht etwas dagegen?"

Allmählich ward es dem Burschen langweilig, immer so spät mit dem Hunde abends heimkehren zu müssen. Da band er dem Hunde ein Schuhsenkel um den Hals, zuerst fest und dann allmählich immer fester und fester. Dem Hund war das unbehaglich, und er kehrte zunächst abends früher heim als gewöhnlich, dann verlor er die Lust zum Fressen und schließlich starb er. Wie am Abend der Knecht nach Hause kam, stand der Alte schon unter der Tür und fragte: „Hast du meinen Hund getötet, Hwekk?" „Freilich," sagte Hwekk, „oder hast du vielleicht etwas dagegen?"

Nun konnte Thorstein seine Mahlzeit immer allein verzehren und brauchte auch nicht länger, als es ihm gerade gefiel, mit dem Vieh täglich draußen zu bleiben. Als das Frühjahr kam, bemerkte der Bauer, daß seine Tochter augenscheinlich guter Hoffnung war. Und als Hwekk abends heimkam, stand der Alte schon unter der Tür und fragte, ob er daran schuld sei. „Freilich," sagte Hwekk, „oder hast du vielleicht etwas dagegen?"

Der Alte sagte wohlweislich, er sei keineswegs unzufrieden mit ihm, nur müsse infolgedessen bald die Hochzeit gefeiert werden. Thorstein war einverstanden damit und baute auf den Wunsch des Alten einen großen Festsaal, in dem die Hochzeitsgäste empfangen werden sollten. Als nun der Bauer fortgegangen war, um seine Freunde zur Hochzeit zu bitten, sammelte Thorstein eine Menge Brennholz und legte es sich zum Gebrauche zurecht. Nun kamen von allen Seiten die Gäste angeritten, und sie sahen alle ebenso ungeschlacht und scheußlich aus wie der Bauer selbst. Der böse Alte forderte nun seinen Schwiegersohn auf, freundliche Augen auf die Gäste zu werfen. Darauf ging Hwekk zu den Pferden der Fremden und stach diesen allen ein Auge aus. Er ging mit den Augen zum Hochzeitsmahle zurück und warf auf jeden der Gäste eins dieser Augen. Der böse Alte ward rot vor Zorn, sprang auf und fragte ihn, woher er diese

Augen genommen habe. Da sagte Hwekk: „Ich stach sie natürlich aus den Augen der Pferde, die unsern Gästen gehören. Anderswoher konnte ich für sie nicht genügend Augen bekommen. Oder hast du vielleicht etwas dagegen?"

„Allerdings habe ich etwas dagegen," schrie darauf der Alte, und seine Wut war über die Maßen groß. „Zuerst hast du meine Eltern getötet, dann meinen Hund, dann hast du meiner Tochter ein Kind gemacht, jetzt stichst du den Pferden meiner Gäste die Augen aus und zu guterletzt wirst du mich selbst noch töten." Da stürzte sich Thorstein auf den Alten und rang mit ihm, bis er ihm das Rückgrat gebrochen hatte. Dann eilte er aus dem Festsaal heraus, verschloß die Türe und verbrannte alle Hochzeitsgäste darinnen, ausgenommen die Frau und die Tochter des Bauern, die auf seinen Wink schon vorher den Saal verlassen hatten. Dann nahm er alle Schätze und alles Vieh und kehrte mit den beiden Frauen zu seinen Eltern zurück. Und hier feierte er seine Hochzeit mit der Tochter des bösen Alten.

61. Kort von Mödruwellir und das Seeungeheuer



Kort von Mödruwellir war wieder einmal wie gewöhnlich im Winter auf Fischfang und wohnte während dieser Zeit mit mehreren andern Fischern in einer Hütte unten im Südland an der See. An der Hütte war ein Schloß, das man nur mit einem Schlüssel auf- und zuschließen konnte. Eines Nachts nun, als sie die Hütte von innen abgeschlossen hatten und alle eingeschlafen waren, träumte Kort, es käme ein Ungeheuer in die Hütte und ergriffe ihn bei der Hand. Es war ihm so, als ob er aufstünde und mit dem Ungeheuer unter das Bett kröche und dann war es ihm so, als ob ihn das Ungeheuer von dort durch die Wand der Hütte hinauszöge, und das schien ihm ein enger und beschwerlicher Weg. Dann zog ihn das Ungeheuer hinab an den Strand und bis

an die Flutgrenze und da merkte er, daß es ihn in die See schleppen wollte und da war es ihm, als würde er ganz wütend vor Zorn, was zuweilen so seine Art war, und als griffe er das Ungeheuer gewaltig an. Schließlich war das Ende des Kampfes dies, daß Kort die Oberhand gewann und das Ungeheuer in die See stieß.

Indem erwachte er, und da stand er unten an der Flutgrenze im Hemde, so wie er am Abend schlafen gegangen war. Zuerst glaubte er, daß er im Schlafe dorthin gewandert wäre. Als er aber an die Hütte kam und die Tür verschlossen fand, so wie sie es am Abend gewesen war, so daß er nicht eher hineinkommen konnte, ehe er nicht seine Gesellen geweckt und sie ihm aufgemacht hatten, da wußte er, daß hier ganz andere Dinge als bloßes Schlafwandeln dahintersteckten und daß sein Traumerlebnis ein wirkliches Erlebnis gewesen war.

62. Das Mädchen von Galtalaek

Einmal hatten Ächter ein Mädchen aus Galtalaek im Bezirke Landsveit geraubt. Sie verbanden ihr die Augen und schleppten sie einen Tag lang mit fort. Am nächsten Tage aber konnte sie den Hekla erkennen und schloß daraus, daß sie am Flusse Kaldakwisl aufwärts gebracht wurde. Nach drei Tagen kamen sie zu der Wohnung der Ächter. Es waren ihrer vierzehn im ganzen. Einer, der der älteste war, war ihr Hauptmann und zugleich ihr Pfarrer. Einige von den Ächtern waren aus den bewohnten Gegenden geflohen, einige aber waren durchaus Gebirgsmänner. Sie stellten nun dem Mädchen frei, welchen von ihnen sie heiraten wolle. Sie aber wählte keinen von ihnen und es zwang sie auch niemand dazu. Aber sie behielten sie bei sich, damit sie für das Essen und die Bedienung sorge. Sie hatten schon früher zwei Mädchen gestohlen, aber die waren beide jetzt tot. Alle

vier Jahre reisten sie nach einem Handelsplatz, und dann ging auch ihr alter Hauptmann mit ihnen, sonst aber nicht. Er ritt dann auf einem großen, schnellen, graugescheckten Pferd. Zwei oder vier von den Ächtern blieben dann immer daheim. Außerdem machten sie in jedem Herbst eine dreitägige Reise nach Schlachtvieh. Sie blieben immer bei diesen Gewohnheiten, aber ihren Wohnort verlegten sie manchmal, damit man sie nicht so leicht finden könnte. Der alte Hauptmann tat alles, um dem Mädchen den Aufenthalt angenehm zu machen, aber es gefiel ihr niemals dort bei den Ächtern. Er bat sie, sich wenigstens, solange er lebte, zufrieden zu geben und sagte, er werde schon dafür sorgen, daß sie nach seinem Tode in die bewohnte Gegend zurückkäme.

Als das Mädchen nun zwölf Jahre bei ihnen gewesen war, kam es ihr vor, als ob der Alte doch recht lange am Leben bliebe. Einmal im Herbst war das Wetter besonders gut und schön. Da machte es dem alten Hauptmann Vergnügen, diesmal mit den andern auf seinem Grauscheck mitzureiten. Sie ließen das Mädchen allein zurück, denn sie hatten keine Angst, daß sie sie hintergehen könnte. Sie blieben eine ganze Woche fort und waren matt und müde, als sie heimkehrten. Aber inzwischen hatte das Mädchen eine Menge Brennholz herbeigebracht und auf dem Hofplatz abgelagert. Und als die Ächter nun zu Bett gegangen und eingeschlafen waren, da trug sie das Holz in den Hausgang und baute große Haufen davon vor alle Fenster. Dann steckte sie alles in Brand und ging nicht eher fort, als bis alles lichterloh brannte. Dann sattelte sie den Grauscheck im Stall, führte ihn heraus am Zügel und schwang sich auf seinen Rücken. Aber sie konnte ihn nicht von der Stelle bringen, als bis sie auch Hut und Mantel des alten Hauptmanns genommen hatte. Als sie aufbrach, ritt sie noch einmal am Feuer vorbei. Indem stürzten zwei Männer aus den Flammen hervor. Der eine brach sogleich tot zusammen, der andere aber kam noch zwei bis drei Klafter durch das Feuer hindurch und sank dann um; dies war der alte Hauptmann. Da fiel sein Blick

auf das Mädchen, und er sah ihr weinend nach, wie sie auf dem Grauscheck davonritt.

Sie hielt nun auf ihrer Reise nicht an, ehe sie in ihre Heimat kam. Aber über ihre Tat wurde übel geurteilt. Sie war nirgendwo gern gesehen und hatte auch wenig Glück noch in ihrem Leben.

63. Der Häuslerssohn und seine Katze

Es waren einmal ein alter Mann und eine alte Frau in ihrer ärmlichen Hütte und ein König und eine Königin in ihrem Reiche. Der alte Mann war so geizig, daß er viel Geld zusammengescharrt hatte. Die Leute sagten, er bekomme immer für ein Geldstück zweie. Da wurde er krank und starb. Die beiden Alten hatten zusammen nur einen einzigen Sohn. Er träumte in der ersten Nacht nach seines Vaters Tode von einem Fremden, der zu ihm kam und sprach:

„Hier liegst du, dein Vater ist tot und all sein Reichtum gehört nun dir, denn deine Mutter wird auch bald sterben. Die Hälfte des Geldes aber ist unrechtmäßig erworben und deshalb sollst du die Hälfte unter die Armen verteilen und die andere Hälfte sollst du ins Meer werfen; was aber im Meer schwimmt, nachdem alles andere versunken ist, ob es nun ein Stück Papier oder sonst etwas ist, das sollst du auffischen und gut aufbewahren."

Dann verschwand der Fremde, und der Sohn wurde wach.

Er war nun ganz traurig über diesen Traum und bedachte in seinem Sinn, was er wohl tun solle; denn er wollte doch nicht gern sein Vermögen fortwerfen. Aber endlich kam er doch zu dem Entschluß, die eine Hälfte den Armen zu geben und die andere Hälfte ins Meer zu werfen, und da kam es auch so, wie es der Fremde gesagt hatte: obenauf schwamm etwas. Er holt es und sieht, daß es ein Stück Papier ist, in das sechs Schillinge eingewickelt waren.

Da dachte er nun bei sich: „Was soll ich wohl mit den sechs Schillingen machen, nachdem ich mein großes Vermögen fortgeworfen habe?" Trotzdem steckte er sie zu sich.

Er wurde traurig und bekümmert über seinen Verlust, legte sich zu Bett, stand aber bald wieder auf.

Seine Mutter hatte er nun auch beerdigt und ging traurig fort. Er ging in den Wald hinaus, wanderte lange umher und kam schließlich zu einer ärmlichen Hütte. Er klopfte an und ein altes Weib machte auf. Er bat darum, ob er denn hier bleiben könne zur Nacht, aber Geld habe er keins.

Das Weib sagte, deshalb möge er ruhig hereinkommen. Er kam auch und man gab ihm zu essen. Es waren nur zwei Frauen und drei Männer im Hause, sie sprachen wenig und schienen ruhige Leute zu sein. Er sah auch ein graues, nicht sehr großes Tier drinnen. Er hatte noch nie solch ein Lebewesen gesehen und fragte, wie man denn das Tier nenne. Sie sagten, es heiße „Katze".

Dann fragte er, ob sie die Katze verkaufen wollten und was sie denn koste. Sie sagten, für sechs Schillinge könne er sie haben. Er kaufte sie auch für seine Schillinge und legte sich dann schlafen. Am andern Morgen nahm er Abschied von den Leuten und steckte die Katze unter seinen Mantel.

Er zog nun den ganzen Tag durch unwegsame Wälder und kam abends zu einem Hofe. Er klopfte an und ein alter Mann kam heraus. Es war der Hausherr, und der Bursche bat ihn um ein Nachtlager, sagte aber auch da wieder, daß er kein Geld habe.

„Dann gibt man dir's umsonst," sagte der Mann und führte ihn in die Stube. Dort waren noch zwei Frauen und zwei Männer. Es waren die Frau und die Tochter des Hausherrn. Die Katze ließ er unter seinem Mantel herausspringen, und alle waren erstaunt über das seltsame Tier, wie sie noch nie zuvor eins gesehen hatten. Er blieb die Nacht hier.

Am andern Morgen sagte man, er solle doch zum König gehen, seine Halle sei nicht weit von hier entfernt. Der

König sei gut und sei gewiß freundlich zu ihm. Das tat er auch.

Er schickte dem König die Botschaft, er möchte ihn gerne aufsuchen, und der König bat ihn hereinzukommen in seine Halle. Und er kam auch.

Als er hereinkam, saßen alle Leute bei Tisch. Er begrüßte den König und seine Hofleute, war aber sehr verwundert, als er eine endlose Anzahl kleiner Tiere in der Halle herumlaufen sah. Die kamen so nahe zum König und seinen Hofleuten, daß sie auf Tisch und Teller herumsprangen und alles wegnahmen, ja sie bissen den König sogar in die Hände, und er hatte keine Ruhe vor ihnen. Die Hände des Königs waren ganz blutig, und sie wußten sich keinen Rat, sich gegen diese bösen Tiere zu wehren.

Der Bursche fragte, was das denn sei und wie die Tiere heißen. Der König sagte, sie hießen „Ratten" und quälten ihn schon viele Jahre, er wisse sich nicht zu helfen gegen sie.

Da sprang die Katze aus dem Mantel heraus und ging auf die Ratten los. Etliche biß sie tot und die übrigen jagte sie fort aus der Halle.

Da waren der König und seine Hofleute ganz erstaunt und fragten, was denn das für ein Tier sei. Der Bursche sagte, es sei eine „Katze" und er habe sie für sechs Schillinge gekauft.

Da sagte der König:

„Weil du gekommen bist und du ein Glück gebracht hast, sollst du wählen dürfen, was du lieber willst: ob du mein erster Minister sein willst oder aber ob du meine Tochter heiraten und mein Erbe sein willst."

Der Bursche sagte, er wolle lieber die Tochter und das Reich. Da wurde Hochzeit gehalten und als alles vorbei war, schickte er Boten zu den Bauern, bei denen er übernachtet hatte, und sie wurden seine Minister, als er selbst König geworden war.

64. Das Gespenst zu Hagi



u Hagi im Reykjadal wohnte einst ein angesehener und reicher Bauer, dessen Name nicht mit überliefert ist. Er hatte nur eine Tochter und sonst keine Kinder. Einmal kamen gegen Wintersende viele herumvagierende Bettler nach Hagi, wie das damals öfters geschah. Und einmal kam auch ein junger Kerl und blieb über Nacht; er saß an der Tür der Wohnstube und streckte die Füße von sich. Nun ging gerade an diesem Tage die Tochter des Bauern hier vorbei, achtete nicht auf ihn und stolperte über die Füße des Fremden. Darüber wurde sie zornig, schimpfte mit dem Burschen und sagte, solche Vagabunden sollten doch anderswo herumlungern als den Leuten vor ihren Füßen. Ihre Reden erbitterten den Burschen, und er meinte, er würde ihr nicht oft zu solchem Anstoß Anlaß geben, indessen werde wohl einmal die Zeit kommen, wo er sie zu finden wissen werde.

Dann verschwand der Bursche, ohne daß jemand darauf geachtet hätte. Aber nach einer kleinen Weile ging die Bauerntochter in den Stall, um die Kühe zu füttern und zu melken. Der Bauer war mit ihr gegangen, um das Futterheu für den nächsten Morgen abzumessen, denn der Heuschuppen hing mit dem Stalle zusammen. Und sie waren noch nicht lange im Stall, so kam der Vagabund in die Tür, und der Bauer sah, daß er sich den Hals abgeschnitten hatte und jetzt im Augenblicke des Todes als Gespenst umging. Das Gespenst war ganz rasend und wollte in den Stall hinein, aber der Bauer verwehrte es ihm und fragte, was es wolle und was es im Stalle zu suchen habe. Da sagte das Gespenst, es suche die Bauerntochter. Der Bauer bat es, ihm erst einen kleinen Dienst zu tun und das Heu für die Kühe zum andern Morgen locker zu machen, danach dürfe es dann die Bauerntochter sehen. Das Gespenst war bereit dazu, und der Bauer wies ihm einen festgestampften Heuschober von vier Klafter

Umfang an und den begann nun das Gespenst auseinanderzumachen.

Inzwischen schickte der Bauer so schnell wie möglich zu Arnthor auf Sand. Der verstand mehr Dinge als andere Leute und wußte am besten gegen Gespenster und allerlei Zauber zu raten und zu helfen. Er machte sich auch sofort auf und kam nach Hagi in dem Augenblick, wo das Gespenst soeben damit fertig war, den Heuschober zu lockern und nun seinen Lohn haben wollte, nämlich zu der Bauerntochter gelassen zu werden. Arnthor ging dem Gespenst entgegen und fragte, was es denn von der Bauerntochter wolle. Das Gespenst sagte, dies ginge niemand etwas an. Arnthor fragte, ob es damit zufrieden sei, wenn es die Bauerntochter nur sehe, und es erklärte sich auch damit zufrieden. Da hieß Arnthor es warten, bis er die Bauerntochter geholt habe. Er holte sie und wickelte ihr ein großes Tuch um den Kopf, so daß sie weder hören noch sehen konnte, dann führte er sie hinaus und zeigte sie dem Gespenst.

Da sagte das Gespenst, nun wäre es von Arnthor übertölpelt worden, denn es hätte nicht erwartet, daß er die Bauerntochter dergestalt sichern würde, sonst hätte es sie verrückt gemacht. Es geriet in furchtbare Wut und wollte durchaus an das Mädchen heran, aber Arnthor verwehrte es ihm. Aber er merkte, daß es nicht leicht war, das Gespenst auf diese Art los zu werden, darum ließ er eine rote Färse aus dem Stalle führen und ließ das Gespenst auf sie los. Und so wütend war das Gespenst, daß es diese Färse in lauter kleine Stücke zerriß. Dadurch aber hatte es sich selbst geschwächt, und Arnthor konnte es jetzt in eine kleine Grube im nördlichen Teil des Grasgartens von Hagi bringen. Dort soll er einen großen Pfahl eingeschlagen und das Gespenst daran festgebunden haben, und dieser Pfahl habe bis jetzt im Grasgarten zu Hagi gestanden. Das Gespenst aber habe von da ab keinen Schaden mehr anrichten können.

65. Johanna



Es lebte einmal ein König mit seiner Königin in seinem Reiche. Sie hatten nur eine einzige Tochter namens Johanna. Die war so schön und gut, daß nirgends ihresgleichen gefunden wurde. Nicht weit davon wohnte ein armer Häusler in seiner Hütte mit seiner Frau und seinen zwei Söhnen. Dieser Häusler hieß Hörd. Die Königstochter spielte, solange sie klein war, oft mit den Knaben. Der ältere hieß Lettfeti und war genau so alt wie die Königstochter, der jüngere hieß Snarfari und war nur ein Jahr jünger. Der ältere der Brüder glich durchaus seinem Vater, war wie dieser groß und häßlich und von so böser Gemütsart, daß die meisten Leute nicht gern etwas mit ihm zu schaffen hatten. Aber der jüngere war schön und freundlich, gerade so wie seine Mutter, die einst wegen ihrer Schönheit weit und breit berühmt gewesen war.

Als Johanna zwölf Jahre alt und eine schöne blühende Jungfrau geworden war, wurde der König sehr schwer krank. Frau und Tochter saßen Tag und Nacht an seinem Bette, aber seine Krankheit wurde nur immer noch schlimmer. Da schickte die Königin in ihrer Angst ihre Tochter zu Hörd, ob er nicht noch eine Hilfe wisse. Als nun Johanna zu der Hütte kam, da ward sie von dem Alten recht unfreundlich empfangen. Aber da sie ihn flehentlich um Hilfe bat, so bestellte er sie schließlich auf den andern Morgen wieder her und versprach, sich bis dahin nach einem Mittel umzutun.

Als das Mädchen nun am andern Tage wiederkam, da schickte der Häusler es an den See, der an der einen Seite der Königshalle sich entlang zog. Hier sollte sie sich in ein Boot setzen, das am Ufer lag, und es loslösen. Es würde dann von selbst mit ihr zu einer Insel fahren, wo ein heilkundiger Zwerg wohne. Wenn dieser verspräche, ihren Vater zu retten, so sei alles gewonnen.

Johanna machte nun alles, wie es ihr der Alte gewiesen hatte. Sie ging zu dem See, machte das Boot los, und sogleich fuhr es mit ihr bis zu der Insel. Wie sie nun zu dem Zwerge kam, da ward sie auch von diesem sehr unfreundlich empfangen. Er sagte, ihr Vater hätte ihn dereinst aus seiner Wohnung unter den waldbewachsenen Felsen verjagt und seitdem müsse er auf dieser einsamen Insel wohnen. Und jetzt habe er gewiß keine Lust, dem König auch noch das Leben zu retten. Damit ging er davon.

So blieb denn Johanna ratlos und verlassen stehen und schließlich setzte sie sich an einen Bach und weinte bitterlich. Es dauerte nicht lange, so kam ein kleines Mädchen, um Wasser zu holen, und auch sie war in Tränen. Johanna fragte sie mitleidig, was ihr denn fehle. Da erzählte die Kleine, sie habe ein Messer und einen Gürtel verloren, die sie von ihrer Mutter geliehen bekommen hätte. Da schenkte ihr Johanna sogleich ihr eigenes Messer und ihren eigenen Gürtel, und das waren beides große Kostbarkeiten. Da war das Mädchen überaus erfreut und lief mit den Dingen davon.

Nach einer kleinen Weile kam eine Frau zu Johanna und dankte ihr für die Gaben, die sie ihrem Kinde geschenkt habe. Sie selbst könne ihr zwar nichts zum Entgelt wiedergeben, aber wenn der Zwerg, ihr Mann, heimkäme, so sollte sie schon ihren Lohn empfangen. Johanna ging nun mit der Frau in ihr Haus. Die Frau gab ihr Speise, so gut sie nur konnte, und Johanna schlief in der Nacht mit der Tochter in der gleichen Stube. Aber sie konnte erst gegen Morgen in Schlaf kommen. Da war es ihr im Traum, als ob ein furchtbarer Unhold versuchte, sich neben sie zu legen. Sie wehrte sich mit allen Kräften gegen ihn, und wie er sie nicht besiegen konnte, ward er wütend und verfluchte sie. Am Tage sollte sie zum scheußlichsten Ungeheuer werden und in jeder Nacht solle ein riesiger zottiger Hund bei ihr schlafen und ihr keine Ruhe lassen.

Als Johanna endlich erwachte, war der Zwerg inzwischen heimgekommen und gab ihr nun ein Mittel, das ihren Vater

vom Tode erretten konnte. Zugleich sagte er ihr aber auch, daß er den Fluch nicht aufzuheben vermöge, den im Traume der Unhold über sie ausgesprochen habe. Der einzige, der ihr vielleicht helfen könne, sei Hörd. Der Zwerg gab ihr Geld und sagte, dies solle sie dem Hörd von ihm bringen, dann würde er wohl williger werden, denn er sei ja sein Pflegesohn. Wenn sie aber einmal in großer Not sei, so solle sie seinen Namen rufen, dann würde er ihr zu Hilfe kommen.

Johanna dankte dem Zwerge für seine Wohltaten und eilte nach Hause. Sie gaben nun dem König das Heilmittel, und da wurde er wieder frisch und gesund. Aber über den Fluch, der ihre Tochter betroffen hatte, waren der König und die Königin todunglücklich, und Johanna ging selbst zu Hörd, um ihn um Rettung zu bitten. Der Alte versprach auch zu tun, was er könne. Aber er sagte, daß er nur wenig Hoffnung habe, denn der Riese, der sie verzaubert habe, sei der schlimmste Unhold weit und breit.

Nun verging einige Zeit. Die Königstochter war verschwunden, und an ihrer Stelle lebte ein fürchterliches Ungeheuer im Schlosse. Da ließ der König im ganzen Lande bekanntmachen, daß derjenige, der seine Tochter vom Zauber erlösen könne, sie heiraten solle. Als Hörd dies hörte, da sagte er zu seinen Söhnen: „Nun ist es an der Zeit, seine Manneskraft zu zeigen!"

Da erklärte der jüngere Sohn Snarfari sogleich, daß er sich aufmachen wolle, um das Mädchen zu befreien. Der Alte wollte lieber den älteren Sohn hinziehen lassen, schließlich aber willigte er ein unter der Bedingung, daß er nach drei Tagen den Lettfeti senden würde, wenn Snarfari bis dahin nicht zurückgekehrt sei. Hörd schickte nun seinen Sohn zuerst zu seinem Bruder Halfdan, der draußen tief im Walde wohnte. Als Wahrzeichen gab er ihm einen Ring mit und ließ ihn bitten, dem Snarfari mit allen Kräften beizustehen. Halfdan nahm den Neffen freundlich auf, aber auch er riet ihm dringend von dem Vorhaben ab. Aber der Jüngling ließ sich nicht zurückhalten, und so schickte ihn Halfdan zu

dem dritten Bruder Ulf, der wieder um eine Tagereise weiter draußen im Walde wohnte. Dieser Oheim gab sich wiederum zuerst alle Mühe, den Neffen von dem Wagestück zurückzuhalten, aber als dies vergebens war, entließ er ihn am andern Morgen mit genauen Anweisungen, wie er sich zu verhalten habe. Es seien im ganzen sieben Riesen, ein altes Weib mit vier Töchtern und zwei Söhnen, mit denen er zu kämpfen haben werde. Der älteste Sohn habe sich der Königstochter bemächtigen wollen, um sie zu heiraten. Aber er habe sich nicht ins Haus des Zwerges hineinwagen können und darum habe er aus Rache den schweren Fluch auf Johanna gelegt.

Snarfari machte sich nun auf den Weg nach den Weisungen Ulfs und kam zu der Höhle, als die Riesen gerade fort waren, um sich am Bache zu waschen. Er versteckte sich in ein Erdhaus, das sich unter dem Bette der Alten befand. Hier ward er auch nicht von ihr gefunden, obwohl sie bei der Rückkehr sogleich roch, daß ein Mensch da sein müsse. Endlich gegen Sonnenaufgang schliefen die Riesen ein, da zündete Snarfari vor der Höhle einen großen Scheiterhaufen an, um sie drinnen zu ersticken. Aber durch Ungeschicklichkeit machte er Lärm, die Riesen erwachten alle, und die Alte stürzte sich sogleich auf ihn, während die übrigen das Feuer löschten. Snarfari ward in eine schwere Eisenkiste gesteckt und sollte beim nächsten Festmahl verspeist werden.

Als nach drei Tagen Snarfari nicht heimgekehrt ist, da sandte Hörd den Lettfeti aus. Auch dieser kam zu den Oheimen Halfdan und Ulf, ward von ihnen freundlich aufgenommen und erhielt die genauen Anweisungen nebst dem Versprechen, daß sie ihm zu Hilfe kommen würden, sowie er ihren Name riefe. Als Lettfeti zur Höhle kam, waren gerade die Riesen wieder am Bache, um sich zu waschen. Er befreite seinen Bruder und legte fünf Haarkämme, die Ulf ihm gegeben hatte, in die fünf äußersten Betten, in denen die vier Töchter und der jüngste Sohn zu schlafen pflegten. Dann versteckte er sich mit Snarfari im Erdhaus.

Als die Riesen heimkamen, roch die Alte sogleich, daß ein Mensch da sein müsse. Sie eilte mit ihrem ältesten Sohne ins Erdhaus, und während die Brüder mit ihnen kämpften, riefen sie gegen die andern Unholde ihre Oheime zu Hilfe. Halfdan und Ulf kamen. Ulf hatte ein Zauberschwert, das noch von Hartschädel dem Feueralten herstammte. Mit diesem Schwerte konnte der älteste Sohn der Riesin getötet werden. An der Alten aber glitten alle Schwerter ab, so daß dem Lettfeti nichts anderes übrigblieb, als ihren Kopf an dem Felsen zu zerschmettern. Dann verbrannten sie die Leichen der erschlagenen Riesen und nahmen alle Schätze aus der Höhle mit sich.

Eine von den Töchtern aber war während des Kampfes entflohen und eilte zur Königshalle, um sich an Johanna zu rächen. Von Johanna aber war gerade mit dem Tode der Alten der schreckliche Fluch gewichen, und es herrschte große Freude in der Königshalle. Da kam die furchtbare Unholdin herein und ging schnurstracks auf Johanna los. Johanna rief in ihrer Angst den Zwerg und sogleich stand er vor ihr. Er warf der Riesin ein Sandpulver in die Augen, so daß sie heulend aus der Halle entfloh und sich in den See stürzte.

Nun kamen auch die Brüder herbei, es ward ein großes Freudenfest gefeiert, und Lettfeti erhielt zum Lohne die Königstochter.

66. Asmund und Signy

Es herrschte einmal ein König in seinem Reiche. Er hatte mit seiner Frau zwei Kinder, einen Sohn und eine Tochter. Der Sohn hieß Asmund und die Tochter Signy. Sie waren vielversprechend, da sie alle Fertigkeiten, die bei Hofe damals verlangt wurden, leicht beherrschten, und wuchsen daheim bei ihren Eltern auf, die ihnen all ihre Wünsche gern erfüllten.

So schenkte der König seinem Sohn zwei Eichen aus dem Walde. Asmund höhlte sie zum Zeitvertreib aus und richtete in ihren Stämmen verschiedene Zimmer ein. Signy ging oft mit ihm hinaus in den Wald und wollte sie gerne mit ihrem Bruder zusammen haben. Asmund kam gerne ihrem Wunsche nach, und sie trug ihre Edelsteine und Kostbarkeiten, die ihre Mutter ihr geschenkt hatte, dorthin und barg sie in den Eichbäumen.

Da mußte der Vater in den Krieg, und als er fort war, wurde die Königin krank und starb. Die Kinder gingen in den Wald hinaus, und setzten sich in ihre Eichbäume, nachdem sie sich für ein ganzes Jahr Nahrungsmittel hinausgeschafft hatten.

In einem andern Lande herrschte ein König; dessen Sohn hieß Ring. Er hatte gehört, wie schön Signy sei und wollte um sie freien. Er bekam von seinem Vater ein Schiff zur Fahrt dahin, und bei gutem Fahrwind kam er in das Land, wo Signy wohnte.

Auf dem Weg zur Königshalle traf er ein Weib, das war so schön, wie er nie vorher eines gesehen zu haben glaubte. Er fragte, wer sie sei. Und als sie sagte: „Signy, die Königstochter“, da fragte er sie, warum sie denn so allein hier wandere. Da sagte sie, sie tue es aus Kummer um den Tod ihrer Mutter und auch, weil ihr Vater nicht zu Hause sei.

Der Königssohn erzählte ihr nun, daß er ihretwegen gekommen sie, er wolle um sie freien. Da nahm sie seine Werbung freundlich auf, bat ihn aber, zum Schiff zu gehen, da sie noch weit in den Wald hineingehen wollte.

Sie ging nun dahin, wo die beiden Eichen standen, riß sie mit den Wurzeln aus, nahm eine auf den Rücken, die andere über die Brust, trug sie so zur See und watete hinaus mit ihnen bis zum Schiffe. Dann nahm sie ihre schöne Gestalt wieder an, die sie vorher gehabt hatte, und erzählte dem Königssohn, ihr Gut sei nun an Bord gekommen, anderes habe sie nicht.

Daraufhin segelte der Königssohn wieder heimwärts, wo ihn seine Eltern und seine Schwester voll Freuden empfin-

gen. Er gab Signy eine schöne Wohnung und ließ die beiden Eichbäume vor ihren Fenstern in die Erde graben.

Nach einem halben Monat kam der Königssohn zu Signy mit der Kunde, daß er in vierzehn Tagen mit ihr Hochzeit feiern wolle. Dann gab er ihr kostbare Stoffe, damit sie für sich und für ihn die Brautkleider machen solle bis dahin.

Kaum war der Königssohn fort, als sie voll Wut den Kleiderstoff auf den Boden schleuderte, zornig einherfuhr und eine andere Gestalt annahm und sich in das schlimmste Riesenweib verwandelte.

Sie sagte, sie wisse doch nicht, was sie mit solchem Putz da anfangen solle, sie habe sich doch nie auf etwas anderes verstanden als Menschenfleisch zu essen und Pferdeknochen zu zerbrechen. Sie stöhnte, schlug Lärm und schrie vor Hunger, weil ihr Bruder Eisenschädel nicht käme, wie er's doch versprochen habe.

Da öffneten sich drei Bretter im Fußboden ihres Zimmers, und ein Riese kam heraus mit einer riesengroßen Kiste im Arm. Sie erbrachen die Kiste, sie war voll von Menschenleibern. Sie fraßen beide mit großer Gefräßigkeit, und dann verschwand der Riese genau so wie er gekommen war, und man konnte keine Spur von ihm mehr entdecken. Als das Weib sich aber gesetzt hatte, zerrte sie an dem Stoffe und wollte ihn zerreißen.

Die Königskinder, die in den Eichen drin saßen, konnten von dort aus alles sehen, was da in der Wohnung der Königstochter vorging. Da bat Asmund seine Schwester Signy, sie möge herausgehen und den Kleiderstoff wegnehmen, damit sie nicht Tag und Nacht sich dies furchtbare Gebaren mit ansehen müßten.

Signy tat so; sie machte die Kleider in sechs Tagen, so gut sie eben konnte, ging dann wieder aus ihrem Eichbaum heraus und warf sie zur großen Freude des Riesenweibes auf den Tisch. Als dann der Königssohn kam und die Kleider holte, bewunderte er sie, wie geschickt sie sie gemacht habe und sie freuten sich in großer Herzlichkeit.

Nun benahm sie sich wieder so wie vorher, bis Eisenschädel kam. Als Asmund wiederum dies wilde Gebaren bemerkte, ging er zum Königssohn und bat ihn mitzukommen und sich etwas anzusehen, was sich in der Wohnung der Königstochter, die hergekommen sei, abspiele.

Der Königssohn hörte voll Staunen die Erzählung über seine Braut. Er ging mit Asmund dahin und versteckte sich hinter dem Getäfel, denn von dort konnten sie durch eine kleine Öffnung ins Zimmer der Braut sehen. Sie raste genau wie vorher und sagte zu Eisenschädel:

„Wenn ich mit dem Königssohn verheiratet bin, dann wird es mir wohl besser gehen als jetzt, dann will ich die ganze Gesellschaft drinnen in der Halle erschlagen und mit meinesgleichen herkommen; dann werden sich wohl die Riesen freuen über mich und meinen Mann."

Als der Königssohn das hörte, wurde er so zornig, daß er Feuer an die Wohnung legte und sie samt allem, was darinnen war, verbrannte. Asmund erzählte ihm nun von den Eichbäumen. Der Königssohn war erstaunt über die Schönheit der Signy wie über alles, was sich in den Bäumen befand. Er freite dann um die rechte Signy, Asmund aber freite um Rings Schwester und bald wurde eine Doppelhochzeit gefeiert.

Asmund zog dann heim zu seinem Vater. Später erbten Asmund und Ring die Reiche ihrer Väter und herrschten dort bis in ihr hohes Alter. Und damit ist das Märchen aus.

67. Das Gespenst zu Bakki



Das Gehöft Bakki im Hrutafjord soll früher nördlich an der See auf den Hellisholar-Hügeln gestanden haben. Erst später wurde es wegen Gespensterspukes dorthin verlegt, wo es jetzt ist. Das aber ging so zu:

Ein Bauer im Kirchspiel freite um die Tochter des Pfarrers zu Bakki, doch bekam er sie nicht. Darüber grämte sich der Mann so sehr, daß er

siech wurde und starb. Man begrub ihn auf dem Kirchhof zu Bakki und es war im Sommer, als dies geschah. Zunächst ereignete sich nun nichts Besonderes. Im Winter aber kam die Tochter des Pfarrers den Leuten etwas wunderlich vor. Da geschah es, daß ihre Amme, eine alte Frau, die mehr wußte als andere Leute, eines Abends auf den Kirchhof hinausging und hatte ihr Strickzeug bei sich. Das Wetter war gut und am Monde zogen Wolken vorüber. Die Pfarrerstochter hatte ihr nämlich gesagt, daß jener tote Mann jeden Abend zu ihr komme und sehr freundlich und gut gegen sie sei. Aber sie hatte auch gesagt, daß diese Sache ihr sehr unangenehm sei und ihr ahne, es würde noch ein Unglück daraus entstehen. Sie hatte die Amme gebeten, ihr zu helfen in dieser Not und eben deshalb war nun die Alte auf den Kirchhof gegangen.

Sie ging an das Grab jenes Mannes und fand es offen. Da ließ sie ihr Garnknäuel in das Grab rollen und setzte sich selbst an den Rand, um zu stricken. Nun können aber Gespenster nicht wieder in ihr Grab hinein, wenn man irgend etwas hat hineinfallen lassen und das eben wußte die Alte. Sie saß nun und wartete, bis das Gespenst kam. Und als es kam, bat es die Alte, sie möchte das Knäuel herausnehmen, damit es in sein Grab hineinkäme. Die Alte sagte, sie würde das nicht eher tun, als bis es ihr genau mitgeteilt habe, was es mit seiner nächtlichen Wiedergängerei für eine Bewandtnis habe.

Das Gespenst sagte, es besuche die Pfarrerstochter: „Denn nun kann ihr Vater es mir nicht mehr verwehren. Sie wird einem Kinde das Leben schenken und das wird ein Knabe sein."

„Sage mir, was aus diesem Kinde werden wird," sagte die Alte.

„Aus dem Knaben wird ein Pfarrer hier zu Bakki werden und die Kirche wird mit allen, die in ihr sind, versinken, wenn er vor dem Altar zum erstenmal den Segen über die Gemeinde spricht und dann werde ich Rache genommen haben dafür, daß ich die Pfarrerstochter nicht bei meinen Lebzeiten bekommen habe."

„Schlimm ist deine Prophezeiung, wenn sie sich wirklich erfüllt," sagte die Alte, „aber was für Mittel gibt es denn, um sie abzuwenden?"

„Dafür gibt es nur ein Mittel," sagte das Gespenst, „nämlich den Pfarrer zu durchbohren, gerade wenn er den Segen über die Gemeinde spricht. Aber es wird sich niemand finden, der das machen will."

„Sonst gibt es keine andern Mittel, um das Unglück zu verhindern?" fragte die Alte. „Nein," sagte das Gespenst. „Da fahre nun in dein Grab," sagte die Alte, „und komm niemals wieder daraus hervor."

Dann zog sie ihr Knäuel heraus, das Gespenst fuhr hinein und das Grab schloß sich. Die Alte betete über dem Grabe und von dem Spuk hat man nie wieder etwas gehört. Dann ging sie heim, erzählte aber niemand etwas von der Geschichte.

Nach einiger Zeit kam die Pfarrerstochter nieder und gebar einen schönen starken Knaben. Es wird nicht erzählt, ob sie ihrem Vater etwas von der Herkunft des Kindes gesagt hat. Der Knabe wurde nun zu Bakki von der Mutter und dem Großvater aufgezogen. Schon früh zeichnete er sich körperlich und geistig vor andern Kindern aus. Später ließ man ihn studieren und er war immer den andern weit voran. Dann wurde er Hilfsprediger bei seinem Großvater.

Die alte Amme aber hatte inzwischen eingesehen, daß alles so kommen würde, wie das Gespenst es vorhergesagt hatte. Sie ging also zu ihrem Sohne, der kein Feigling war und nicht leicht vor irgend etwas zurückschreckte, wenn es einmal darauf ankam. Sie erzählte ihm die ganze Geschichte und bat ihn, sich auf den Pfarrer zu stürzen, sobald er vor dem Altar damit beginne, den Segen über die Gemeinde zu sprechen. Sie wolle schon dafür bürgen, sagte sie, daß ihm kein Unheil daraus erwachse. Zunächst wollte der Mann sich durchaus nicht darauf einlassen, dergleichen zu tun, schließlich aber gab er doch ihrem Drängen und innigen Bitten nach und versprach es ihr. Auch ließ ihn die Alte schwören, daß er sie nicht im Stich lassen werde.

Nun kam also der Tag, an dem der junge Hilfsprediger zum ersten Male den Gottesdienst abhalten sollte und die Leute strömten in hellen Haufen zur Kirche. Sie staunten alle über die Tüchtigkeit und Beredsamkeit des jungen Pfarrers. Wie er aber die Hände erhob und den Segen über die Gemeinde zu sprechen begann, da winkte die alte Frau ihrem Sohne. Dieser stand auf, aber er tat es nur sehr ungern, und dann durchbohrte er den Pfarrer, so daß er tot zu Boden fiel. Davon waren alle aufs höchste überrascht und die Männer wollten den Mörder ergreifen. Einige wollten sich auch um den Prediger zu schaffen machen, aber da war nichts mehr von ihm zu finden als ein Halswirbel, der lag auf den Stufen vor dem Altar. Da erkannten die Leute, daß hier nicht alles ganz geheuer gewesen war. Und nun trat die alte Frau hervor und erzählte ihnen die ganze Geschichte von Anfang an. Da erschraken die Leute gewaltig und dankten der Alten für ihre Klugheit und Tatkraft. Und nun wurde man auch gewahr, daß die Kirche sich schon ein wenig geneigt hatte und der Chor schon ein wenig eingesunken war. Das war daher gekommen, daß der Pfarrer schon die ersten Worte des Segens gesprochen hatte, als er getötet wurde.

Nach diesem Begebnis war es zu Bakki nicht mehr geheuer und der Spuk war dermaßen groß, daß man das Gehöft niederriß und dorthin verlegte, wo es jetzt ist.

68. Thorstein Gruseler und das schreiende Gespenst

Es wird erzählt, daß eines Sommers König Olaf auf verschiedenen Gehöften zu Gastmählern war und so auch auf dem Gehöft, das „an der Reina" heißt. Er war mit großer Gefolgschaft da, und es war da auch ein Mann bei ihm, der Thorstein Thorkelsson hieß, ein Isländer, der erst im Winter vorher zum König gekommen war. Am Abend, als die Leute an den Trinktischen saßen, sagte König Olaf, daß keiner von

seinen Leuten diese Nacht allein hinausgehen sollte. Wer aber einmal austreten müsse, solle seinen Schlafgenossen mitnehmen, sonst möchte die Sache übel ablaufen. Dann tranken die Männer weiter den Abend, und als die Trinktische abgenommen worden waren, gingen sie schlafen.

In der Nacht erwachte nun Thorstein der Isländer und wollte austreten; aber der Mann, der neben ihm lag, schlief so fest, daß Thorstein nicht länger versuchen konnte, ihn wachzukriegen. Da stand er denn auf, schlüpfte mit den Füßen in die Schuhe, hing sich einen dicken Pelzmantel um und ging an den heimlichen Ort. Es war ein großes Haus, so daß elf Leute auf jeder Seite sitzen konnten. Er setzte sich nun auf den ersten Sitz, und wie er nun ein Weilchen gesessen hatte, da sah er, wie ein Gespenst hereinkam auf den hintersten Sitz und sich da niedersetzte. Thorstein fragte: „Wer ist da gekommen?" Das Gespenst antwortete: „Hier ist Thorkel der Dünne gekommen, der mit König Harald Kampfzahn auf dem Schlachtfeld gefallen ist." „Woher kommst du denn da?" fragte Thorstein. Das Gespenst antwortete: „Geradeswegs aus der Hölle."

„Was kannst du denn von dort erzählen?" fragte Thorstein. Jener antwortete: „Was möchtest du denn hören?" „Wer erträgt denn am besten die Höllenstrafen?" „Keiner besser", sagte das Gespenst, „als Sigurd der Fafnistöter." „Was für eine Strafe hat er denn?" „Er heizt einen Ofen", sagte das Gespenst. „Wenn's weiter nichts ist!" sagte Thorstein. „Aber er ist selber der Brennstoff", sagte das Gespenst. „Das will schon eher etwas heißen!" sagte Thorstein.

„Aber wer erträgt seine Strafe am schlechtesten?" Das Gespenst antwortete: „Starkad der Alte erträgt sie am schlechtesten; er schreit so, daß uns Teufeln dies die allerschlimmste Pein von allen ist und so, daß wir vor seinem Geschrei gar keine Ruhe haben." „Was für eine Pein hat er denn," sagte Thorstein, „daß er sie so übel erträgt, ein so tapferer Mann, wie er doch gewesen sein soll?" „Er steht bis zu den Knöcheln im Feuer!" „Wenn's weiter nichts ist!" sagte Thorstein, „für

einen so großen Kämpen, wie er gewesen ist!" „Du siehst es vom falschen Standpunkt aus," sagte das Gespenst, „nur seine Fußsohlen ragen aus dem Feuer heraus!" „Das will schon eher etwas heißen!" sagte Thorstein, „aber schrei du doch mal ein bißchen so wie er schreit!"

„Meinetwegen", sagte das Gespenst. Es riß seine Backen auseinander und brüllte entsetzlich. Da zog sich Thorstein den Pelz über den Kopf, ihm wurde übel dabei und er sagte: „Ist dies sein größtes Geschrei?" „Keineswegs," sagte das Gespenst, „das ist das Geschrei von uns kleinen Teufeln." „Dann schrei mal ein wenig wie Starkad!" sagte Thorstein. „Meinetwegen", sagte das Gespenst.

Dann begann es zum zweitenmal zu schreien und zwar so gewaltig, daß Thorstein sich baß verwunderte, wie ein so kleiner Teufel so mächtig schreien könne. Er hatte sich aber wiederum den Pelz um den Kopf gewickelt, doch setzte es ihm so stark zu, daß er ohnmächtig ward und die Besinnung verlor. Da fragte das Gespenst: „Warum schweigst du nun?"

Thorstein vernahm es, während er wieder zur Besinnung kam. „Ich schweige deshalb, weil ich mich wundere, daß du bei so gewaltiger Stimme kein größeres Gespenst bist, als du mir scheinst. War das übrigens Starkads größtes Geschrei?" „Weit gefehlt, das war eher sein kleinstes!" „So zögere doch nicht länger", sagte Thorstein, „und laß mich endlich sein größtes hören."

Das Gespenst sagte nicht nein. Thorstein machte sich fertig, legte den Pelz zusammen, wickelte sich ihn um den Kopf und hielt ihn von außen mit beiden Händen. Das Gespenst war mit jedem Schrei um drei Sitze näher an Thorstein herangerückt, und es waren nun nur noch drei Sitze zwischen ihnen. Das Gespenst blies nun seine Backen so gräßlich auf, verdrehte die Augen und fing an, so gewaltig zu brüllen, daß es dem Thorstein unerhört vorkam. In dem Augenblick läutete die Glocke im Gehöft, und Thorstein fiel bewußtlos vornüber auf den Boden. Das Gespenst aber erschrak dermaßen über den Glockenton, daß es nieder in den Boden stürzte und man noch

lange einen Lärm unten in der Erde vernehmen konnte. Thorstein kam bald wieder zu sich, stand auf, ging zu seinem Bett und legte sich nieder.

Am Morgen standen die Leute auf, der König ging zur Kirche und hörte die Messe. Dann ging man zu Tisch, aber der König schien nicht sehr heiter. Da ergriff er das Wort: „Ist einer heute nacht allein an den heimlichen Ort gegangen?" Da stand Thorstein auf, fiel vor dem König nieder und sagte, daß er sein Gebot übertreten habe. Der König antwortete: „Es ist ja nun weiter kein Unglück geschehen, aber du beweist doch wieder, was man von euch Isländern sagt, daß ihr recht eigenwillige Kerle seid. Ist dir denn etwas begegnet?"

Da erzählte Thorstein nun alles, wie es gewesen war. Der König fragte: „Wie fiel es dir denn bei, ihn schreien zu lassen?" „Das will ich euch sagen, Herr. Das war mir doch wahrhaftig noch im Sinn, daß Ihr alle Leute verwarnt hattet, allein hinauszugehen. Und wie nun der Schlingel kam, schien mir das nicht gut abzulaufen. Aber ich dachte, daß Ihr, Herr, davon erwachen würdet, wenn er schrie, und damit schien mir schon manches geholfen zu sein." „So war es auch," sagte der König, „daß ich davon erwachte, und ich wußte, was los war; darum ließ ich läuten, weil ich wußte, daß nichts anderes dir helfen könnte. Aber du hast wohl tüchtig Angst gehabt, wie das Gespenst schrie?"

Thorstein antwortete: „Ich weiß nicht, was das ist, Herr: Angst." „War keine Furcht in deiner Brust?" sagte der König. „Nein," sagte Thorstein, „aber beim letzten Schrei gruselte es mich doch ein bißchen in der Brust." Der König sagte: „Nun will ich dir deinen Namen verlängern und dich Thorstein Gruseler von jetzt ab nennen, und hier ist ein Schwert, das ich dir zu dieser Namengebung schenken will." Thorstein dankte ihm, und so wird erzählt, daß Thorstein ein Gefolgsmann König Olafs wurde und bei ihm war fortan und auf Orm dem Langen mit den andern Kämpen des Königs gefallen ist.

69. Der starke Grettir und der Wiedergänger Glam

Ein Mann hieß Thorhall, der wohnte auf Thorhallsstatt im Schattental; das liegt im obern Seetal. Thorhall hatte eine Frau, die Gudrun hieß; sein Sohn hieß Grim und seine Tochter Thurid. Sie waren beide schon aus den Kinderschuhen heraus. Thorhall war ein reicher Mann, besonders an Vieh, und es hatte dort kein Mann sonst so viel Vieh wie er. Häuptling war er nicht, aber ein rechtschaffener Bauer. Es spukte aber dort, und er bekam nur schwer einen Schafhirten, der ihm brauchbar erschien. Er fragte viele kluge Leute um Rat, was er machen sollte, aber keiner wußte ein nützliches Mittel.

Thorhall ritt jeden Sommer zum Thing. Er besaß gute Pferde. Nun geschah es einmal Sommers auf dem Althing, daß Thorhall nach der Hütte des Gesetzessprechers Skapti Thoroddsson ging. Skapti war der klügste der Männer und sehr ratskundig, wenn man ihn darum anging. Skapti empfing den Thorhall freundlich, denn er wußte, daß er ein reicher Mann war, und fragte ihn, was es für Neuigkeiten gäbe. Thorhall sprach: „Um einen guten Rat möchte ich dich bitten." „Dabei komme ich wenig in Betracht," sagte Skapti, „aber worum handelt es sich denn?" Thorhall sprach: „Die Sache ist die, daß es mir schwer fällt, einen Schafhirten zu bekommen. Sie erleiden sehr leicht Schaden, und einige verlassen vor Ablauf ihrer Zeit meinen Dienst. Es will keiner zugreifen, der da weiß, was los ist." Skapti antwortete: „Da wird ein böser Geist im Spiele sein, wenn die Leute dein Vieh weniger gern hüten wollen als das anderer Männer. Weil du aber bei mir Rat gesucht hast, will ich dir einen Schafhirten verschaffen, der Glam heißt, stammt aus Sylgstal in Schweden und kam vorigen Sommer hierher, groß und stark, aber nicht sehr beliebt bei den Leuten." Thorhall sagte, darauf gäbe er nichts, wenn er nur das Vieh gut hüte.

Skapti sagte, er dürfe schwerlich noch je einen andern zu finden hoffen, wenn selbst diesem Kraft und Mut fehlen sollten, die Schafe zu hüten. Thorhall ging fort, und dies fand statt gegen Thingschluß.

Dem Thorhall waren zwei Falben weggekommen und er machte sich selbst auf, sie zu suchen; daraus entnahmen die Leute, daß er kein großer Herr war. Er ging am Sledhügel hin, südlich des Bergzuges Armannsfell. Da sah er, wie ein Mann aus dem Godenwalde herkam und Reisig auf einem Pferde führte. Kurz darauf trafen sie zusammen. Thorhall fragte ihn nach dem Namen, und er nannte sich Glam. Er war groß an Wuchs und wunderlich von Aussehen, mit großen grauen Augen und wolfsgrau von Haar. Dem Thorhall wurde etwas seltsam zumute, wie er den Mann erblickte. Aber er merkte doch, daß es der war, an den man ihn gewiesen hatte.

„Welche Arbeit ist dir die liebste?“ fragte Thorhall. Glam sagte, es sei sein Geschäft, Schafe im Winter zu hüten. „Willst du meine Schafe hüten?“ fragte Thorhall; „Skapti hat dich mir übergeben.“ „Ich werde dir nur dann dienen, wenn ich mein eigener Herr sein kann, denn ich bin schwer umgänglich, wenn mir etwas nicht paßt“, sagte Glam. „Das macht mir nichts aus,“ sagte Thorhall, „und ich will, daß du zu mir kommst.“ „Meinetwegen,“ sagte Glam, „sind denn Schwierigkeiten dabei?“ „Es spukt wohl etwas“, sagte Thorhall. „Vor Gespenstern fürcht' ich mich nicht,“ sagte Glam, „und dann wird's auch wenigstens nicht langweilig da.“ „Spaß beiseite,“ sagte Thorhall; „aber es trifft sich gut, daß du kein zu kleiner Knirps bist.“

Dann schlossen sie den Handel ab, und Glam wollte zu Winters Anfang kommen. Hierauf trennten sie sich, und Thorhall fand seine Pferde, die er soeben noch gesucht hatte. Thorhall ritt heim und dankte dem Skapti für seinen guten Dienst. Dann verging der Sommer, ohne daß Thorhall etwas von dem Schafhirten hörte oder irgendeiner etwas von ihm erfuhr. Aber zur ausgemachten Zeit kam er nach Thorhall-

statt. Der Bauer nahm ihn gut auf, aber allen andern gefiel er nicht, am wenigsten der Hausfrau. Er besorgte die Schafhut und hatte wenig Arbeit damit. Seine Stimme war tief und laut, und alles Vieh lief zusammen, wenn er es rief. Es war eine Kirche in Thorhallstatt, aber Glam wollte nicht hineingehen. Er machte sich nichts aus dem Gottesdienst, war ungläubig, eigensinnig und unfreundlich und niemand mochte ihn leiden.

Nun ging die Zeit hin bis zum Weihnachtsabend; da stand Glam früh auf und verlangte sein Essen. Die Hausfrau sagte: „Das ist nicht Sitte der Christenleute, an diesem Tage zu essen, denn morgen ist der erste Weihnachtsfeiertag," sagte sie, „darum muß man heute fasten!" Er antwortete: „Ihr habt viel Aberglauben, der zu nichts taugt. Ich sehe nicht, daß es den Leuten jetzt so viel besser geht als damals, wo sie sich nicht darum kümmerten. Mir schien's damals besser, als die Leute noch Heiden hießen; ich will mein Essen und keine ungerechte Behandlung!" Die Hausfrau sprach: „Ich weiß genau, daß es dir übel bekommen wird heute, wenn du so etwas Schlechtes tust." Aber Glam bat sie, ihm sofort sein Essen zu geben, sonst sollte es ihr noch schlechter ergehen. Da wagte sie nicht, ihm zuwider zu handeln, und als er gegessen hatte, ging er hinaus und sein Atem roch unrein.

Das Wetter war ganz dunkel geworden, es schneite vom Himmel herab, Sturm toste, und es wurde immer noch schlechter bis zum Abend. Anfangs hörten die Leute den Schafhirten noch, aber später dann kaum mehr. Der Schnee fiel und gegen Abend erhob sich ein Unwetter. Die Leute gingen zur Messe, der Tag ging zu Ende und Glam kam nicht heim. Man sprach nun darüber, ob man ihn nicht suchen sollte, aber weil eine solche Finsternis herrschte, als ob es Neumond wär, so wurde nichts aus dem Suchen. Er kam die ganze Julnacht nicht heim, und die Leute warteten die Messe ab. Als es vollständig Tag geworden war, gingen sie auf die Suche und fanden das Vieh in den Bennen, vom Unwetter stark mitgenommen, oder hinauf in die Berge gelaufen. Dann

gelangten sie zu einer Spur weiter oben im Tal. Es kam ihnen so vor, als hätte da ein mächtiger Ringkampf stattgefunden, denn Steingeröll und Erde waren weithin aufgewühlt. Sie suchten genauer und sahen, wo Glam lag, ein wenig seitwärts von ihnen. Er war tot und schwarz wie Hel und dick wie ein Ochse. Es ergriff sie ein großer Ekel und es grauste sie sehr vor ihm. Dennoch versuchten sie ihn in die Kirche zu tragen, aber sie kamen nicht weiter mit ihm als bis zum Rand einer Schlucht etwas weiter abwärts, dann gingen sie heim und sagten dem Bauern die ganze Geschichte. Er fragte, was den Glam wohl umgebracht haben könnte. Sie sagten, sie hätten da eine Spur bemerkt so groß, als ob man den Boden eines Fasses dort niedergestoßen hätte, von wo die Spur sichtbar war, bis hinauf zu den Bergen ganz oben im Tal, und große Blutflecken immer die Spur entlang. Daraus schlossen sie, daß das Gespenst, das schon früher dagewesen war, den Glam umgebracht haben müßte, daß es aber dabei einige Wunden erhalten haben müsse, von denen es wohl genug gehabt hätte, denn seit jener Zeit wurde das Gespenst nicht wieder gesehen.

Am zweiten Weihnachtstag versuchte man es von neuem, den Glam zur Kirche zu bringen. Es wurden Pferde vorgespannt, aber sie brachten ihn nicht von der Stelle, sobald das Gelände eben war und es nicht einen Abhang hinunter ging. So kehrten sie unverrichteter Dinge heim. Am dritten Tag ging ein Priester mit ihnen, und sie suchten den ganzen Tag und fanden den Glam nicht. Da wollte der Priester nicht länger mitgehen, aber da fand sich der Schafhirt, sobald der Priester nicht mehr dabei war. Da gaben sie es auf, ihn nach der Kirche zu bringen, und sie warfen Steine über ihn, wo er gerade lag. Nicht lange danach merkten die Leute, daß Glam anfing umzugehen. Das brachte ihnen großen Schaden, denn manche fielen in Ohnmacht, wenn sie ihn sahen, und andere verloren den Verstand. Kurz nach Weihnachten glaubten ihn die Leute daheim auf dem Hofe zu sehen. Da erschraken die Leute mächtig und viele machten sich fort. Dann

begann Glam nachts auf den Häusern zu reiten, daß das Dach fast zerstört wurde. Nun spukte es Nacht und Tag. Die Leute wagten es kaum noch, ins Tal hinauf zu kommen, auch wenn sie da ihre Geschäfte hatten. Das schien allen Leuten im Bezirke ein großes Übel zu sein.

Im Frühling nahm sich Thorhall ein neues Gesinde und stellte seinen Hof wieder her. Nun erschien der Wiedergänger weniger, solange die Sonne hoch stand. So ging es bis zum Mittsommer. Da fuhr ein Schiff in das Hunavatn, und darauf war ein Mann, der Thorgaut hieß. Er war im Auslande geboren, groß und stark; er hatte zweier Männer Kraft, war ledig und allein für sich und wollte in Dienst gehen, denn er war mittellos. Thorhall ritt zu dem Schiff und traf Thorgaut; er fragte ihn, ob er ihm dienen wolle. Thorgaut hatte nichts dawider und keine besondern Wünsche.

„Du mußt nämlich damit rechnen," sagte Thorhall, „daß das kein Geschäft für Feiglinge ist wegen der Wiedergänger, die dort umgehen, und ich will dich nicht etwa betrügen." Thorgaut antwortete: „Ich werde mich wohl nicht sogleich aufgeben, auch wenn ich da ein paar Gespensterchen sehe; das muß schon toll hergehen, ehe ich mich fürchte, und deswegen werd' ich mir keine andere Dienststelle suchen." Nun wurden sie handelseinig, und Thorgaut sollte im Winter die Schafe hüten.

Der Sommer verstrich, Thorgaut übernahm das Vieh zu Wintersanfang. Allen gefiel er gut. Regelmäßig kam der Glam und ritt auf dem Hause. Das schien dem Thorgaut absonderlich und er sagte: „Der Knecht müßte doch noch etwas näher kommen, ehe ich mich fürchte." Thorhall bat ihn, kein Aufhebens davon zu machen: „Am besten ist es, daß ihr euch nicht aneinander versucht." Thorgaut sagte: „Mit eurer Courage ist's nicht weit her; ich fall nicht so leicht um, wenn man in der Dämmerung davon schwätzt." So verstrich der Winter bis zur Julzeit, und am Heiligen Abend machte sich der Schafhirt auf zu dem Vieh. Da sprach die Hausfrau: „Nun wär's gut, wenn's nicht so ging wie das letztemal."

Er antwortete: „Hab' nur keine Angst, Hausfrau!“ sagte er, „es müßte schon was Nennenswertes geschehen, wenn ich nicht wiederkomme.“ Dann eben ging er zu seinem Vieh. Das Wetter war kalt und es schneite tüchtig.

Thorgaut kam gewöhnlich heim, wenn es halbdunkel war. Heut aber blieb er aus. Die Kirchgänger kamen wie gewöhnlich. Den Leuten kam es so vor wie das letztemal. Der Bauer wollte suchen lassen nach dem Schafhirt, aber die Kirchgänger machten Ausflüchte und sagten, sie trauten sich nicht hinaus zu den Trollen in der Nacht, und der Bauer getraute sich selber nicht, und so unterblieb die Suche. Am Weihnachtstag, als die Leute gegessen hatten, machten sie sich auf, nach dem Schafhirten zu suchen. Sie gingen zuerst zum Steinhaufen Glams, denn sie glaubten, daß er am Verschwinden des Schafhirten schuld wäre. Und als sie dem Steinhaufen näher kamen, erblickten sie in der Tat ein großes Ereignis. Sie fanden den Schafhirten, und es war ihm der Hals gebrochen und jeder Knochen im Leibe entzwei. Sie brachten ihn dann zur Kirche, und es geschah keinem ein Leid durch Thorgaut. Glam aber spukte von neuem und noch mehr. Er trieb es so schlimm, daß die Leute sich alle davon machten von Thorhallstatt, außer dem Bauern und seiner Hausfrau.

Sie hatten lange Zeit ein und denselben Rinderhirt gehabt, und Thorhall wollte ihn nicht gern loslassen, weil er so gut und tüchtig war. Er war schon recht alt, und es fiel ihm nicht leicht, wegzugehen; und er sah auch, daß alles zugrunde ging, was der Bauer besaß, wenn niemand sich darum kümmerte. Und einmal nach Mittwinter geschah es eines Morgens, daß die Hausfrau nach dem Stall ging, um wie immer die Kühe zu melken. Es war schon ganz hell, denn keiner wagte sich früher hinaus außer dem Rinderhirt; er ging schon hinaus, sobald es tagte. Sie hörte einen großen Lärm im Stall und ein fürchterliches Brüllen. Schreiend lief sie zurück und sagte, sie wüßte nicht, was für ein schreckliches Ereignis im Stalle vor sich ginge. Der Bauer ging hinaus und kam zu den Kühen, und sie stießen einander. Das schien ihm nicht

gut, und er ging in die Scheune. Da sah er den Rinderhirten liegen, den Kopf in dem einen Stand, die Füße in dem andern; er lag auf dem Rücken. Der Bauer ging zu ihm und fühlte ihn an; er fand bald, daß er tot und sein Rückgrat entzwei war. Es war ihm auf dem Stein zwischen den Ständen zerbrochen worden. Nun wurde es auch für den Bauern unerträglich, dortzubleiben, und er verließ das Gehöft mit allem, was er fortschaffen konnte. Aber alles Vieh, was zurückblieb, brachte Glam um. Und dann fuhr er das ganze Tal entlang und verödete alle Gehöfte oberhalb Tunga. Thorhall war bei seinen Freunden den Rest des Winters. Keiner konnte mehr mit Pferd oder Rind das Tal hinaufziehen, denn sie wurden sofort umgebracht. Aber als es Frühling wurde und die Sonne sehr hoch stand, ließ es etwas nach mit der Wiedergängerei. Da wollte Thorhall wieder zu seinem Grund und Boden zurück. Er konnte nur schwer Gesinde bekommen, und doch wollte er wieder in Thorhallstatt wohnen. Es ging alles wie vorher, sobald es Herbst wurde, nahm der Spuk wieder zu. Am meisten wurde die Tochter des Bauern heimgesucht, und es kam dahin, daß sie davon starb. Viele Ratschläge wurden gesucht, aber alles umsonst. Die Leute glaubten schon, daß das ganze Seetal verödet werden würde, falls man kein wirksames Mittel finden könnte.

Nun wird erzählt, daß zu jener Zeit, als die Leute von nichts so viel redeten wie von den Wiedergängereien Glams, der starke Grettir nach dem Seetal kam zum Besuche seines Oheims Jökul. Grettir fragte genau nach allem, was sich ereignet hatte. Jökul sagte, es wäre nichts in dem Gerede übertrieben worden: „Aber lockt es dich denn, lieber Neffe, dahin zu gehen?" „Allerdings", sagte Grettir. Jökul bat ihn, das nicht zu tun: „Denn es ist ein großes Wagestück, und deine Verwandten setzen viel dabei aufs Spiel mit einem Manne wie du als Einsatz," sagte er. „Es scheint uns keiner von den jungen Leuten dir gleich zu sein. Böses holt man sich bei Bösen, wie Glam einer ist. Viel besser ist's, mit Menschen anzubinden als mit solchen Unholden."

Grettir sagte, es locke ihn dennoch nach Thorhallstatt zu gehen und zu sehen, wie es dort aussähe. Jökul sprach: „Ich sehe wohl, daß es nichts nützt, dich zurückzuhalten; aber wahr ist doch, was gesagt wird: daß Glück und Tüchtigkeit nicht dasselbe sind." „Bei dem einen steht das Unglück vor der Tür, bei dem andern ist es schon drinnen, und denk du lieber an dich, wie's dir selber noch zuletzt gehen wird", sagte Grettir. Jökul antwortete: „Vielleicht schauen wir beide ein wenig in die Zukunft; aber ändern können wir nichts." Dann trennten sie sich und keinem von beiden gefiel die Prophezeiung des andern.

Grettir ritt nach Thorhallstatt, und der Bauer nahm ihn wohl auf. Er fragte, wohin Grettir wollte; der aber sagte, er wolle die Nacht dableiben, wenn es dem Bauern recht wäre. Thorhall sagte, daß er ihm dafür Dank wissen müsse, „aber wenigen erscheint damit ein Vorteil verbunden, hier zur Zeit zu Gast zu sein. Du wirst wohl schon davon gehört haben, was hier vor sich geht. Ich möchte nicht gern, daß dir Unheil bei mir erwächst. Aber auch wenn du selbst mit heiler Haut davonkommst, das weiß ich genau, daß du dein Pferd einbüßen wirst; denn keiner behält sein Tragtier unversehrt, der hierher kommt."

Grettir sagte, um Pferde stünd's im allgemeinen nicht schlecht, was immer auch mit diesem hier geschehe. Thorhall war froh darüber, daß Grettir dableiben wollte und nahm ihn mit beiden Händen auf. Grettirs Pferd wurde fest im Hause eingeschlossen. Dann gingen sie schlafen, und die Nacht verging, ohne daß Glam ins Haus kam. Thorhall sprach: „Dein Kommen hat Glück gebracht; denn jede Nacht war Glam gewohnt, auf dem Hause zu reiten und die Türen zu zerbrechen, wie du wohl merken kannst." Grettir sagte: „Nun wird eins von beiden der Fall sein, daß er sich nicht länger ruhig verhält oder daß er sich mehr als nur eine Nacht entwöhnt. Ich werde noch eine zweite Nacht hier bleiben und sehen, wie es geht." Dann gingen sie zu Grettirs Pferd und es war ihm nichts geschehen. Dem Bauern wuchs das Ver=

trauen, daß nun alles gut stünde. Grettir blieb noch die zweite Nacht, und der Knecht kam nicht in die Wohnung. Dem Bauern schien alles besser zu gehen. Er ging dann nach Grettirs Pferde zu sehen. Da war der Stall aufgebrochen, als der Bauer herzukam, das Pferd war zur Tür herausgezogen und ihm jeder Knochen im Leibe entzwei.

Thorhall erzählte dem Grettir, was geschehen war und bat ihn, sich in acht zu nehmen, „denn gewiß ist dein Tod, wenn du Glam erwartest!" Grettir antwortete: „Weniger kann ich für mein Pferd nicht verlangen, als den Burschen wenigstens mal zu sehen." Der Bauer sagte, das wäre kein Vergnügen, ihn zu sehen, „denn er ist keinem menschlichen Wesen ähnlich; aber ich bin über jede Stunde froh, die du hier bist."

Nun verstrich der Tag, und als die Leute schlafen gehen wollten, wollte Grettir sich nicht ausziehen und legte sich auf dem Sitze gegenüber dem Bettverschlag des Bauern nieder. Er hatte einen zottigen Pelz über sich und klemmte den einen Zipfel unten mit den Füßen fest, den andern faltete er unter dem Kopf zusammen und guckte aus dem Schlitz am Kopf hervor. Ein sehr starker Pfosten war vor dem Sitze, und er stemmte die Füße dagegen. Der ganze Türrahmen war von der Außentüre abgebrochen, aber ein Türrest war davorgebunden und ohne Sorgfalt festgemacht. Die Wand, die einst zwischen Hausflur und Schlafkammer war, war ganz zerbrochen, sowohl oberhalb wie unterhalb des Dachquerbalkens. Von den Bettsäcken war keiner an seinem Platze. Alles sah höchst unwirtlich aus. In der Schlafstube brannte Licht die Nacht hindurch. Und als die Nacht zu einem Drittel vorüber war, hörte Grettir draußen ein großes Dröhnen. Es war da etwas aufs Haus gestiegen und ritt auf der Schlafkammer und schlug mit den Fersen, daß es in allen Balken krachte. So ging es lange Zeit, dann kam es oben vom Hause herab und ging zur Tür. Und wie die Haustür aufging, sah Grettir, daß der Knecht den Kopf hereinsteckte, und der schien ihm fürchterlich groß und ungeheuerlich dick zu sein. Glam ging langsam und reckte sich hoch auf, als er in die Tür kam.

Er reichte bis an die Dachbalken hinauf, wandte sich der Schlafkammer zu, legte die Ellbogen auf den Querbalken und streckte den Oberkörper darüber hinein in die Schlafkammer. Von dem Bauern hörte man keinen Laut, denn dem erschien das schon schrecklich genug, was er draußen vor sich gehen hörte. Grettir lag still und rührte sich nicht. Glam sah, daß da ein Packen auf dem Sitze lag, ging hinein in den Schlafraum und griff fest nach dem Pelz. Grettir stemmte sich gegen den Pfosten, und so ging das nicht. Glam zerrte zum zweitenmal und zwar noch fester, aber der Pelz bewegte sich nicht. Beim drittenmal griff er mit beiden Händen so fest zu, daß er den Grettir vom Platze empor zog, da rissen sie den Mantel zwischen sich mitten entzwei. Glam sah sich den Fetzen an, den er hielt, und wunderte sich baß, wer so fest ihm gegenüber zupacken könnte. Und in dem Augenblick lief Grettir ihm unter den Händen durch, faßte ihn in der Mitte und spannte seine Arme um Glams Rücken so fest er konnte und wollte den Glam nach rückwärts biegen. Aber der Knecht faßte Grettirs Ellbogen so fest, daß er taumelte unter dieser Gewalt. Grettir flog da nur so an den Sitzen herum. Die Pfosten gingen entzwei und alles zerbrach, was ihnen im Wege war. Glam wollte ihn hinauszerren, aber Grettir stemmte seine Füße gegen alles, was er erreichen konnte. Und doch zog ihn der Glam aus der Schlafkammer hinaus. Sie hatten da einen sehr harten Kampf, denn der Knecht wollte ihn auch aus dem Hause hinauszerren. Aber so übel auch der Kampf mit Glam drinnen war, das sah Grettir doch ein, daß es noch viel übler war, draußen mit ihm zu schaffen zu haben, und deshalb wehrte er sich mit aller Kraft dagegen, hinauszukommen. Glam strengte sich außerordentlich an und preßte ihn an sich, als sie an die Flurtür kamen. Und als Grettir sah, daß er sich nicht mehr dagegen stemmen konnte, unternahm er zu gleicher Zeit zwei Handlungen auf einmal: er sprang, so mächtig er konnte, dem Knecht gegen die Brust und stemmte sich mit beiden Füßen gegen einen in der Erde befestigten Stein, der bei der Türe stand. Darauf war der

Knecht nicht vorbereitet, er hatte gerade sowieso schon den Grettir an sich gezogen. So schwankte er nach hinten hinüber und stürzte rückwärts aus der Tür, so daß seine Schultern oben den Querbalken der Türe mitnahmen und die Decke entzwei ging, sowohl die Sparren wie die gefrorene Rasenbedeckung. So fiel er rückwärts und rücklings aus dem Hause hinaus und Grettir über ihn. Heller Mondschein war draußen und kleine Wolkenstücke am Himmel, die den Mond bald bedeckten, bald freiließen. Und in dem Augenblick, wo Glam hinfiel, gab eine Wolke den Mond gerade frei, und Glam stierte mit den Augen dagegen. Und so hat Grettir dann selbst gesagt, daß dies der einzige Anblick gewesen sei, der ihn jemals erschreckt habe. Da wurde ihm so schwach von dem allen zusammen, aus Müdigkeit und weil er sah, wie Glam seine Augen schrecklich rollen ließ, daß er nicht vermochte, sein Schwert zu gebrauchen, sondern beinahe dalag zwischen Leben und Tod. Aber darin besaß Glam eine stärkere Zaubermacht als die meisten andern Wiedergänger, daß er also sprechen konnte: „Du hast viel Wert darauf gelegt, Grettir,“ sagte er, „mit mir zusammenzutreffen. Aber es wird nicht wunderlich erscheinen, wenn dir kein großes Glück daraus erwächst. Und auch das muß ich dir sagen, daß du jetzt nur die Hälfte der Kraft und der Stärke besitzest, die dir bestimmt war, wenn du nicht mit mir zusammengetroffen wärst. Jetzt kann ich die Kraft nicht von dir nehmen, die du früher gehabt hast. Aber das kann ich doch bewirken, daß du niemals stärker wirst als du jetzt bist, und du bist ja auch stark genug, daß es mancher zu seinem Schaden empfindet. Du bist berühmt geworden durch deine Taten, aber von nun an werden Ächtung und Morde dein Los sein, und die meisten deiner Taten werden sich dir zu Unglück und Unheil verwandeln. Du wirst ein Ächter werden und immer draußen liegen müssen einsam und allein. Und den Fluch erlege ich dir auf, daß diese meine Augen dir ständig vor den Blicken stehen, wie ich sie habe; und es wird dir schwer fallen, allein zu sein, und das wird dir wohl dein Ende bringen.“

Und wie der Knecht das gesprochen hatte, da verließ die Ohnmacht den Grettir, die ihn befallen hatte. Da zog er sein Schwert und hieb dem Glam den Kopf ab und legte ihn unten hin bei ihm. Indem kam der Bauer heraus. Er hatte sich angezogen, während Glam seine Worte sprach, aber er hatte nicht gewagt näher zu kommen, bevor Glam nicht getötet war. Thorhall lobte Gott und dankte Grettir sehr, daß er diesen unreinen Geist überwunden hatte. Dann machten sie sich daran und verbrannten den Glam zu kalten Kohlen. Dann taten sie die Asche in einen Sack und gruben ihn ein, wo am wenigsten Schaftriften und Menschenwege waren. Dann gingen sie heim, und der Tag war heraufgekommen. Grettir legte sich nieder, denn er war ganz steif. Und so erzählt dann die Geschichte weiter, daß Grettir noch berühmter im ganzen Lande wurde und daß ihm Thorhall, als sie sich trennten, ein gutes Pferd und neue Kleider gab, denn die alten waren von dem Kampfe ganz zerrissen, daß Grettir dann davonritt, daß aber mit ihm eine große Veränderung vor sich ging im Laufe der Zeit, daß er immer schwermütiger wurde und die Finsternis nicht mehr ertragen konnte, weil er immer das Glamsgesicht sah, und daß zuletzt alles so gekommen ist mit Ächtung und Tod, wie es der Wiedergänger Glam ihm geweissagt hatte.

70. Das weissagende Meermännlein



Einmal im Herbst fuhr ein Vater mit seinem Sohn, Handi und Rindi geheißen, auf Fischfang, und sie fingen ein Meermännlein. Es wurde zu König Hjörleif gebracht. Der gab ihn einer seiner Gefolgsfrauen zur Verwahrung und bat sie, gut mit ihm umzugehen. Aber niemand vernahm je ein Wort von ihm. Einmal spielten die Kerzenjunker am Hofe des Königs miteinander Ringen und verlöschten dabei das Licht. In dem Augenblick benetzte die Königin Hild den kostbaren Mantel der Königin Aesa. Da schlug sie der König, aber Hild

schob es auf den Hund, der in der Halle lag, und so schlug der König den Hund. Da lachte das Meermännlein. Der König fragte, warum es lache. „Über deine Einfalt", sagte es, „denn diese werden dir das Leben retten".

Der König fragte das Meermännlein genauer, aber es antwortete nicht mehr. Später ließ es der König an die See bringen und bat es, ihm zu sagen, was er zu wissen bedürfte. Da sprach das Meermännlein, als es fuhr zur See:

„Ich sehe etwas leuchten
südlich auf der See.
Es will der dänische König
die Tochter rächen.
Schon hat er draußen
ein Gedränge von Schiffen.
Er zwingt den Hjörleif
zum Zweikampf heraus.
Hüte dich vor Unglück,
wenn du willst hören.
Mich verlangt's nach der See."

Und als sie mit ihm dorthin ruderten, wo sie es eingefangen hatten, da sprach es:

„Eine Kunde kann ich sagen
Halogalands Söhnen,
eine wenig gute,
wollt ihr sie hören:
Her fährt von Süden
die Tochter des Sward,
mit Blut besprengt,
von Dänemark.

Sie trägt auf dem Haupte
den Helm gebunden,
Hedins schreckliches
Heerzeichen auf dem Haar.
Kurz werden die Männer
auf Krieg nur warten
hier auf der Seefahrt,
wahres seh ich.

Der Schild wird bersten,
es schickt die Jungfrau
hierher ihren Blick
zu den Herren der Männer.
Jeder Bursche soll schwingen
Schwert und Speere,
bevor der gewaltige
Waffensturm beginnt.

Doch muß ich, wenn's wahr ist,
die Heerfahrt tadeln.
Alle haben das Jahr
zu teuer erhandelt,
wenn der Frühling kommt."

Dann ließ König Hjörleif das Meermännlein über Bord. Da ergriff ihn ein Mann bei der Hand und fragte: „Was ist dem Menschen das Beste?" Das Meermännlein antwortete:

„Kalt Wasser den Augen,
den Zähnen Walfischfleisch,
Leinwand dem Leib.
Mich laßt in die See.
Mich fängt aber
fürder bei Tage
kein Mensch in sein Schiff
vom Grunde des Meers.

Der König gab Handi und Rindi Land zum Bebauen und Knechte und Mägde zugleich. Dann schickte König Hjörleif Pfeilbotschaft und sammelte sein Heer. Eines Nachts kam König Hreidar von Seeland mit seinem Heer und schlug einen Ring um den Hof König Hjörleifs. In dieser Nacht heulte der Hund König Hjörleifs, der niemals heulte, außer er wußte seinen Herrn in Gefahr. König Hjörleif durchbrach den Zaun von Männern und schoß dann seinen Speer zurück auf das Heer. Da hörte er, daß König Hreidars Sohn gefallen wäre. Der König sah aus dem Walde den Brand seines Hofes und die Abfahrt Hreidars mit gewaltiger Beute. Und auch darin gingen die dunklen Weissagungen des Meermänn=

leins alle in Erfüllung, daß Hreidar seine Fahrt nicht zu seinem Glück unternommen hatte, denn König Hjörleif drang in seine Halle und durchstieß ihn, als er auf dem Hochsitz saß, und ließ ihn tot an den Galgen hängen und brachte sein ganzes Reich unter sich.

71. Grettir und die Trollsriesin

Ein Priester hieß Stein, der wohnte auf Eyjardalsa im Bardartal. Südlich davon auf dem Hofe Sandhaug wohnte Thorstein der Weiße. Steinwör hieß seine Frau, die war jung und fröhlich. Ihre Kinder waren damals noch jung. Es schien den Leuten dort Spuk und Trollunwesen zu sein. Zwei Winter, bevor der starke Grettir nach dem Nordlande kam, ging die Hausfrau Steinwör von Sandhaug wie gewöhnlich zur Weihnachtszeit nach Eyjardalsa, und der Bauer blieb daheim. Die Leute legten sich am Abend schlafen, aber in der Nacht hörten sie ein großes Gekrache in der Schlafkammer und beim Bett des Bauern. Keiner wagte aufzustehen und nachzusehen, denn sie waren nur gering an Zahl. Als die Hausfrau am Morgen heimkam, war der Bauer verschwunden und keiner wußte, was aus ihm geworden war. So verstrichen die beiden nächsten Halbjahre, und im Winter wollte die Hausfrau wieder zur Messe fahren. Sie bat ihren Knecht, daheim zu bleiben. Er tat es nicht gern, aber er gehorchte doch. Alles geschah so wie das vorige Mal, und der Knecht war verschwunden. Das schien den Leuten eine seltsame Sache. Dann fand man ein paar Blutspuren an der Außentür. Da glaubten die Leute zu wissen, daß jene beiden von Unholden geholt worden wären. Davon sprach man weit herum in der Gegend, und so hörte auch Grettir davon. Und da es ihm mit Spuk und Wiedergängern immer gut geglückt war, so fuhr er nach dem Bardartal und kam zum Heiligen Abend nach Sandhaug. Er gab sich nicht zu erkennen und

nannte sich Gest. Die Hausfrau sah, daß er außerordentlich groß von Wuchs war, und das Hofvolk hatte mächtig Angst vor ihm. Er bat um Nachtquartier. Die Hausfrau sagte, Essen könne er haben, „aber du tust es auf deine eigene Verantwortung!"

Er sagte, so solle es sein. „Ich werde hier bleiben," sagte er, „geh du nur zur Messe, wenn du willst." Sie antwortete: „Du scheinst mir kein Feigling zu sein, wenn du das wagst." „Mein Leben muß Abwechslung haben", sagte er. „Übel dünkt es mich, daheim zu bleiben," sagte sie, „aber ich komme nicht über den Fluß." „Dann will ich dir helfen", sagte Grettir.

Dann machte sie sich fertig zur Messe und ihre Tochter mit ihr, die noch ganz klein war. Starkes Tauwetter war draußen, das Eis war geborsten und Eisgang auf dem Flusse. Da sprach die Hausfrau: „Es können weder Menschen noch Pferde hinüber." Nun wird erzählt, daß Grettir Mutter und Kind auf dem Arme hindurchtrug, wie hoch das Eis in dem geschwollenen Flusse auch ging, und daß alle, die es hörten, sich darüber verwunderten. Die Hausfrau blieb die Nacht auf dem Pfarrhof, Grettir aber kehrte nach Sandhaug zurück. Es wurde Abend, und er verlangte zu essen. Als er gegessen hatte, bat er die Leute, tiefer in die Stube hineinzurücken. Dann nahm er die Tische und losen Scheite und machte quer durch die Stube eine große Wand, so daß keiner vom Gesinde herüber konnte. Es wagte auch keiner zu widersprechen oder nur im geringsten zu murren. Die Stubentür war an der Seitenwand am Hintergiebel des Hauses, eine Bank stand gleich daneben. Dort legte er sich nieder, aber zog sich nicht aus. Licht brannte in der Stube der Tür gegenüber. So lag er in die Nacht hinein.

Um Mitternacht hörte er draußen ein starkes Dröhnen. Dann trat in die Stube ein riesiges Trollsweib. Sie hatte einen Trog in der einen Hand, in der andern ein Messer, reichlich groß. Sie sah sich um, als sie hereintrat, sah, wo Grettir lag und lief auf ihn los, aber er schnell in die Höhe,

und sie packten sich grimmig und rangen lange miteinander in der Stube. Sie war stärker, aber er schlüpfte immer behende unten durch. Alles was ihnen im Weg war, zerbrachen sie, selbst die Bretterverkleidung der Stubenwand. Sie zog ihn durch die Tür nach dem Flur; dort stemmte er sich mächtig entgegen. Sie wollte ihn heraus aus dem Hause zerren, aber das gelang ihr nicht eher, ehe sie nicht den ganzen Türrahmen zerrissen hatten, dann trug sie ihn auf den Schultern hinaus. Sie schleppte ihn zum Flusse hinab und immer weiter zur Wasserfallschlucht. Da war Gest außerordentlich müde, aber eines von beiden mußte er tun, sich entweder wehren, oder sie würde ihn in die Schlucht hinabstürzen. Die ganze Nacht rangen sie. Niemals, glaubte er, habe er seine Kräfte mehr anstrengen müssen. So fest hielt sie ihn an sich gedrückt, daß er seine Hände zu nichts anderem gebrauchen konnte, als sie mitten um ihren Leib zu spannen. Und als sie an die Wasserschlucht gekommen waren, da schüttelte er die Riesin, daß sie taumelte. Dabei bekam er den rechten Arm frei. Er griff schnell nach dem Schwerte, mit dem er umgürtet war, schwang es und hieb der Trollin in die Achsel, so daß sie den rechten Arm verlor, und so kam er frei. Sie aber stürzte sich in die Schlucht und dann in den Wasserfall. Gest war steif und müde und blieb dort lange auf der Klippe liegen. Bei Tagesgrauen ging er heim und legte sich zu Bett. Er war ganz und gar geschwollen und blau.

Als die Hausfrau von der Messe kam, schien ihr ihre Wirtschaft übel zugerichtet. Sie ging zu Gest und fragte ihn, wie es denn käme, daß alles so zerbrochen und zerhauen sei. Da erzählte er ihr die ganze Geschichte. Ihr schien das nicht unbeträchtlich und sie fragte ihn, wer er wäre. Da sagte er ihr die Wahrheit und bat sie, den Priester zu holen, weil er ihn gern sprechen möchte. Das geschah auch, und wie der Priester Stein nach Sandhaug kam, da erfuhr er schnell, daß Grettir gekommen war unter dem Namen Gest. Der Priester fragte, was er glaubte, daß aus den Männern geworden sei, die verschwunden wären. Grettir sagte, er glaube, daß sie in der

Schlucht verschwunden seien. Der Priester sagte, er könne die Sache nicht glauben, solange keine Beweise zu sehen seien. Grettir sagte, später würden sie das besser wissen. Da fuhr der Priester heim. Grettir lag viele Tage zu Bett, die Hausfrau pflegte ihn gut, und so verstrich die Weihnachtszeit. Das sind Grettirs eigene Worte, daß das Trollsweib sich in die Wasserschlucht stürzte, als sie die Wunde erhielt. Aber die Bardartalsleute sagen, sie wurde während dem Ringen vom Tag überrascht, sei zersprungen, als er ihr die Hand abhieb, und stünde da noch in Weibsgestalt auf dem Fels.

Nach Weihnachten ging Grettir eines Tages nach Eyjardalsa. Als er den Priester traf, sagte er: „Ich sehe, Priester," sagte er, „daß du wenig Zutrauen zu meinen Worten hast. Nun will ich, daß du mit mir zum Flusse gehst und zusiehst, was du davon halten sollst." Der Priester tat so. Als sie an den Wasserfall kamen, sahen sie eine Höhle oben unter dem Berge. Es war eine steil abfallende Felswand, so groß, daß man nirgends hinaufkommen konnte, beinahe zehn Klafter von oben bis zum Wasserspiegel. Sie hatten ein Seil bei sich. Da sprach der Priester: „Es scheint mir allzu gefährlich, da herniederzusteigen." Grettir antwortete: „Möglich ist's immerhin; am besten für einen mutigen Mann. Ich möchte gern wissen, was in dem Wasserfall ist, aber du sollst auf das Seil aufpassen!" Der Priester ließ sich's gefallen und trieb einen Pfahl in den Fels und machte ihn fest im Geröll.

Nun ist von Grettir zu erzählen, daß er einen Stein in eine Schlinge im Seil einließ und ihn hinunter ins Wasser warf. „Welches Verfahren wirst du nun anwenden?" sagte der Priester. „Ich will nicht gebunden sein," sagte Grettir, „wenn ich in den Wasserfall komme. So rät's mir mein Herz."

Dann machte er sich fertig für die Fahrt. Er war wenig bekleidet, umgürtete sich mit dem Schwerte und hatte sonst weiter keine Waffe. Dann sprang er von dem Uferfelsen nieder in den Wasserfall. Der Priester sah noch seine Fußsohlen und wußte dann nicht mehr, was aus ihm geworden war. Grettir tauchte unter den Wasserfall, und das war nicht

leicht, denn der Wirbel war groß, und er mußte bis auf den Grund tauchen, bevor er hinauf hinter den Wasserfall kam. Dort war eine Anhöhe, auf die er hinauf gelangte. Dann kam eine große Höhle hinter dem Wasserfall, vor der das Wasser vom Berge herabstürzte. Er ging da hinein in die Höhle und es brannte ein großes Feuer darin. Grettir sah, daß da ein Riese darin saß, schrecklich groß und fürchterlich anzusehen. Aber als Grettir auf ihn zu kam, sprang der Riese auf, griff einen Spieß und schlug nach dem Ankömmling, denn er konnte sowohl hauen wie stechen damit. Ein Holzschaft war daran; dergleichen nannten die Leute Schaftschwert. Grettir schlug mit dem Schwert nach ihm und traf den Schaft, daß er entzwei ging. Da wollte der Riese hinter sich nach dem Schwerte greifen, das in der Höhle lag. Indem schlug ihm Grettir vorn an der Brust fast die ganzen Brustknorpel und den Bauch ab, so daß die Eingeweide aus ihm herausstürzten hinab in den Fluß, und der Strom trieb sie oben dann weiter. Und wie der Priester beim Seil saß, sah er, daß etwelche Fasern oben ganz blutig vor dem Strom trieben. Da hielt er in der Gefahr nicht stand und glaubte zu wissen, daß Grettir tot wäre. Da lief er von der Seilhalte weg und ging heim. Es war Abend geworden, und der Priester erzählte als gewiß, daß Grettir tot sei und sagte, es wäre recht schade um einen solchen Mann.

Nun ist wieder von Grettir zu erzählen. Er hieb schnell weiter mitten hinein, bis der Riese tot war. Dann ging er tiefer in die Höhle hinein. Er machte Licht und untersuchte die Höhle. Davon wird nichts gesagt, wieviel Geld er in der Höhle gefunden hat; aber die Leute glauben, daß es schon etwas war. Er hielt sich nun dort auf bis spät in die Nacht und fand die Knochen von zwei Menschen und tat sie in einen Sack. Dann verließ er die Höhle, schwamm nach dem Seil, zog daran und glaubte, der Priester würde noch da sein. Aber als er merkte, daß der Priester heimgegangen war, mußte er sich mit den Händen emporziehen und kam so hinauf auf den Fels. Es wird dann noch erzählt, wie er den Sack mit den

Knochen vor der Kirchtüre niederlegte und wie er dem Priester sagte, daß er wenig sorgfältig auf das Seil geachtet habe. Es geschah aber in Zukunft kein Schaden mehr dort im Tale, und Grettir schien da eine große Landreinigung vorgenommen zu haben.

72. Das Seehundsweibchen


ie Seehunde sind zuerst von Menschen gekommen, welche sich selbst hinabgestürzt und in der See ertränkt haben. Einmal in jedem Jahre, und das ist in der Epiphaniasnacht, ist es ihnen vergönnt, aus dem Balg zu schlüpfen und da sind sie andern Menschen gleich: sie vergnügen sich da mit Tanz und Spiel nach der Weise der Menschen auf dem Steingrund am Strande und in den Klippenhöhlen.

Einmal versteckte sich ein Bursche vom südlichen Hofe in Mikladal unter einem Stein am Strande; nach Sonnenuntergang sah er eine Menge von Seehunden herbeischwimmen; und wie die ans Land gekommen waren, fuhren sie aus ihren Bälgen, legten sie am Strande hin und glichen nun richtig andern Menschen. Der Bursche sah auch ein wunderschönes Mädchen aus dem Seehundsbalg schlüpfen und sogleich faßte ihn großes Verlangen nach ihr. Er holte sich heimlich ihr Fell, das sie abgelegt hatte. — Die Seehunde tanzten und vergnügten sich die ganze Nacht; aber als der Tag zu grauen begann, fuhr jeder wieder in seinen Balg. Nur das wunderschöne Mädchen konnte seine Haut nicht wiederfinden, weinte und jammerte, denn da war die Nacht vergangen und die Stunde des Sonnenaufgangs war gekommen. Aber ehe sich die Sonne aus dem Meere erhob, bekam sie Witterung von ihrer Haut bei dem Burschen und mußte nun zu ihm hin. Sie bat ihn flehentlich und mit guten Worten um ihr Fell, aber er hörte nicht darauf, sondern ging die Schlucht aufwärts nach Hause, und sie mußte ihm und dem Fell, das er bei sich trug, folgen. Er nahm sie nun zu sich und sie lebten gut miteinander wie andere Ehegatten. Aber er mußte auf der Hut sein, sie nicht zu dem

Fell kommen zu lassen; er verbarg es daher in einer Truhe, versperrte diese gut und trug den Schlüssel am Leib. Eines Tages war er mit ausgerudert, und wie er da draußen auf dem Meere saß und einen Fisch aufzog, kam seine Hand zufällig an den Gürtel, wo der Schlüssel gewöhnlich hing; da durchfuhr es ihn, denn er wurde erst jetzt gewahr, daß der Schlüssel vergessen war und er rief in Sorge und Schmerz: „Heute werde ich verwitwet." Alle zogen ein und setzten sich an die Ruder, um schleunigst heimzurudern. Zu Hause merkte er, daß sein Weib verschwunden war, aber die Kinder, die sie zusammen hatten, saßen ruhig daheim. Damit ihnen kein Schaden widerführe, während sie allein drinnen säßen, hatte sie das Feuer auf dem Herde gelöscht, Messer und alles Scharfe unter Schloß und Riegel gebracht. Dann war sie zum Strande hinabgesprungen, in die Haut gefahren und hatte sich in die See gestürzt. Sie hatte den Schlüssel gefunden, als der Mann ausgerudert war, schloß die Kiste auf, sah hier die Haut liegen und konnte sich nicht länger beherrschen.

Gerade als sie in die See sprang, tauchte das Männchen, welches früher mit ihr in Liebe zusammengelebt hatte, an ihrer Seite auf und nun schwammen sie beide von dannen; — alle diese Jahre hatte es hier gelegen und auf sein Weibchen gewartet. Als die Kinder, die sie mit dem Manne hatte, zum Strand hinabkamen, sah man einen Seehund vor dem Lande liegen und auf sie schauen, und alle dachten, das möchte ihre Mutter sein.

So vergingen viele Jahre. Einmal geschah es, daß die Mikladalsmänner hinaus auf den Paarungsplatz wollten, um Seehunde zu schlagen, da kam die Nacht zuvor das Seehundweibchen im Traume zum Bauern auf dem südlichen Hofe und sagte ihm, sie sollten das Männchen, das vor der Höhle liege, nicht erschlagen, weil das ihr Gatte sei, und die zwei Jungen, die im Innersten der Grotte lägen, müßten sie schonen, weil das ihre Söhne seien und sie sagte auch, wie sie gefärbt waren. Aber der Bauer schenkte dem Traume

keine Beachtung und ging mit den Männern. Sie erschlugen alle Seehunde und bei der Verteilung bekam der Bauer das ganze Männchen, die Vorder- und Hinterbeine der Jungen. Zum Nachtmahl hatten sie das Haupt, die Vorder- und Hinterbeine gekocht, und als es vorgesetzt wurde, hörte man ein Krachen und großes Getöse und das Seehundweibchen kam als der häßlichste Troll in die Rauchstube, schnupperte in den Trog und rief zornig: „Hier liegt der Alte mit der aufgestülpten Nase, die Hand Hareks und der Fuß Fridriks — und das soll gerächt werden an allen Männern von Mikladal. Es sollen ihrer so viele abstürzen oder ertrinken, bis es genug sein werden, daß sie sich an den Händen halten und die ganze Insel Kallsöy umspannen können." So ist es leider auch gekommen, aber die Menge der Toten ist noch immer nicht so groß geworden, daß sie schon genügen würden, um jene Insel zu umspannen.

73. Das Loch der Riesin



estlich von Sandsbygd geht ein großes Loch in die Erde hinab, welches das Loch der Riesin genannt wird; denn es wohnt eine Riesin darin. Einmal stieg ein Mann aus dem Dorfe auf den Grund des Loches, um die Riesin aufzusuchen. Die Fahrt verlief gut und er sah dort eine übergroße Alte stehen und Gold in einer Mühle mahlen; ein kleines Kind saß drinnen bei ihr und spielte mit einer Goldrolle. Die Alte war blind und deshalb wagte sich der Mann so still vorwärts zur Mühle und nahm von dem Golde, das sie mahlte, an sich. Die Riesin sah und hörte nichts von ihm, aber merkte doch an sich, daß sich etwas Böses zutragen müsse und sagte deshalb: „Entweder ist das die Maus, welche herumläuft, oder der Dieb, der stiehlt — oder geht mir Alten das Mahlen nicht recht." Der Mann ging nun mit dem Golde weg von ihr, nahm dem Kinde die Goldrolle und schlug

es auf den Kopf; das begann jämmerlich zu weinen. Als die Riesin dies hörte, ahnte ihr Böses und sie sprang auf die Füße, tastete nun in der ganzen Höhle nach ihm, aber fand niemand, denn der Mann war längst aus der Höhle hinaus, war auf das Pferd gestiegen und jagte mit verhängten Zügeln schleunigst heim mit dem Golde. Die Riesin rief daher so laut als möglich nach ihrer Nachbarin, erzählte ihr von ihrem Unfall und bat sie, ihr den Dieb fangen zu helfen. Sie war nicht faul zu Fuß, ihm nachzurennen, schritt über den Teich so gewaltig, daß die Fußspuren noch im Felsen gesehen werden, je eine auf jeder Seite des Teiches; sie werden die Spuren der Riesin genannt. Er war so weit entkommen, daß ein tüchtiges Stück Wegs zwischen ihnen lag. Als er zum Wolismoor kam, da war die Riesin ihm so nahe gekommen, daß sie den Schwanz des Pferdes erreichen und packen konnte, und sie ließ ihn nicht los, sondern hielt das Roß in der Bewegung auf; der Mann spornte das Roß so hart, daß es einen Sprung vorwärts machte, aber der Schwanz riß ab, weil die Riesin sich fest auf den Beinen hielt und Kraft hatte, zu widerstehen; das Roß fiel und der Mann kopfüber von ihm — da sah man die Kirche und der Mann war gerettet. Die Riesin, welche da keine Gewalt über ihn hatte, mußte so getaner Dinge umkehren. Noch hört man über dem Riesinnenloch, wie die alte blinde Riesin in der tiefen Höhle Gold mahlt.

74. Dulurin



Einmal in alten Zeiten war Hungersnot auf den Färöern; ein großes Sterben war über die Schafe gekommen, das Korn war nicht reif und nichts war im Meere zu erfischen. In Wagar soll die Not am größten gewesen sein, denn es war lange her, daß sie etwas auf den guten Fischbänken westlich im Meere oder weiter draußen auf den Frühjahrsfischbänken gefangen hatten — nicht ein Bissen wurde gefangen —; sie

versuchten auszurudern, aber kamen ganz leer nach Hause. Dort im Westen ging nun ein armer Mann schwermütig und kummergefesselt und klagte über seine Not; er hatte viele kleine Kinder, aber wußte sich keinen Rat, wie er sich einen Bissen verschaffen sollte, um ihn in den Mund der Kinder zu legen. Während er so in Trübsinn und Ratlosigkeit ging und über das Schicksal klagte, das so hart war, daß er seine Kinder verhungern lassen müsse und selbst verhungern solle, begegnete er einem Huldrenmann, der ihn fragte, warum er in so schlechter Stimmung sei und was er für Sorgen hätte. Der Wagmann sagte ihm nun, wie schlecht es mit ihm stehe. Der Hulder antwortet ihm, daß es seine Sünde sei, daß er solche Not leiden solle, denn der Fisch würde nicht ausgehen, wenn sie ihn nur zu finden vermöchten, und darum wolle er ihm nun sagen, wie man die Fischbank finden solle: „Fluß im Tal — Hügel auf Hardawöll, Bächlein auf der Zunge (Vorgebirge) — hier sollst du Fische fangen — Eisen gekaut und getreten — wer dort nichts fängt, ist todgeweiht." Aber als der Hulder das gesagt hatte, verschwand er plötzlich, ohne diese dunklen Worte und unbekannten Namen zu deuten. Doch prägte sich der Mann gut ein, was gesagt worden war, und begann darüber zu grübeln, und endlich glaubte er einigermaßen erraten zu haben, wo die Fischbank liegen könne; alte Leute im Dorf kannten die Namen und wußten ihm zu sagen, wo diese Zeichen zu finden seien. Aber nun galt es, noch zu erfahren, warum der Hulder „Eisen gekaut und getreten" gesagt hatte. Schließlich fiel ihm ein, daß gekautes Eisen das Mundstück an einem Zaum sein könnte und getretenes Eisen könnte ein Hufeisen sein; das nahm er und machte sich Angeln daraus. Als er nun damit fertig war, bemannten sie ein Boot zur Ausfahrt und fanden die Fischbank so, wie der Wagmann die Worte des Hulders gedeutet hatte. Er gab allen Bootmännern die Angeln, die er selbst aus Mundstücken und Hufeisen geschmiedet hatte und dann warfen sie aus. Sie waren auf die rechte Bank gekommen und sie hatten nicht länger als eine kleine Weile gesessen, so

war das Boot bis zum Versinken voll von Fischen. Sie ruderten nun fröhlich von der Fischbank heim, die noch heutzutage Dulurin nach dem Hulder heißt; dorthin fuhren die Leute noch immer. Auf der Heimfahrt ruderten die Wagmänner an einem Boote vorbei, das sie nicht kannten, und das war ein Hulderboot; der Vormann erhob sich vom Sitze und sagte zum Wagmann: „Ein Glückskind bist du, gut war es gedeutet, und gut war die Fischbank getroffen." Das Boot verschwand da aus ihrem Gesicht und wurde nicht mehr gesehen. Aber die Fischer aus Wagar waren froh, etwas zu haben, um es den Weibern und Kindern diesen Abend und später geben zu können.

75. Die Hausfrau in Husawik



in armes Mädchen, namens Sissal, lebte einmal in Skuwoy; sie hatte Unterkunft bei einem Bauer dort; als ein armes Geschöpf lag sie in der Nacht unter der Mühle mit Lumpen bedeckt; tagsüber saß sie draußen auf der Weide, um die Kühe zu hüten, daß sie nicht in Gefahr kommen oder von einer Wand abstürzen sollten. Eines Tages, als sie bei den Rindern saß, kam eine Schläfrigkeit über sie, sie schlief im Sitzen ein und kam auf das Gesicht zu liegen. Im Traum hörte sie jemand zu ihr sagen: „Du schläfst über Gold! Grabe unter dem Rücken zwischen den beiden Seen, dort sollst du das finden, was dich reich macht!" Sie erwachte, erfreut über diesen guten Traum; aber hier war kein Rücken und kein See zu sehen und sie dachte deshalb, der Traum habe nichts zu bedeuten. Sie ging nach Hause, legte sich auf ihr Lager unter der Mühle, wie sie gewohnt war zu tun. Am nächsten Tage ging sie wieder auf die Weide hinaus, auf denselben Platz wie am Tage vorher; Schläfrigkeit befiel sie, sie schlief wieder im Sitzen ein und hörte wiederum dieselbe Stimme sagen: „Du schläfst über Gold und so weiter." Am dritten Tag ging

es ihr ebenso. Sie wunderte sich sehr darüber, tröstete sich, daß dieser Traum doch nichts zu bedeuten habe und ging zu einer alten Frau im Dorfe. Der erzählte sie alles. Die Alte riet ihr nun dort zu graben, wo ihr Gesicht auf der Erde gelegen habe; der Rücken, von dem im Traum die Rede war, werde der Nasenrücken sein und die Seen die Augen; grübe sie dort, so werde sie wohl das Gold finden. Das Mädchen tat so, wie das Weib gesagt hatte und fand das große Goldhorn, welches Sigmund Brestisson gehabt hatte. Nun ging sie froh nach Hause, brachte es zum Bauer und zeigte ihm, was sie gefunden hatte und sagte ihm alles. Der Bauer sah, daß ihr das Glück folgen würde und sandte das Horn zum Könige nebst der Erzählung, wer es gefunden hatte. So wird erzählt, daß das Gold so rein war, daß der König es nicht besser in allen Reichen besaß; er gab ihr den Wert des Hornes in Geld und noch dazu ein Landgut in Husawik. Für das Geld kaufte sie das ganze Land, das gegen Husawik und Skarwanes liegt, und man glaubt, daß sie die reichste Frau gewesen ist, die auf den Färöern gelebt hat.

Die Blockhäuser, die sie sich in Husawik erbaute, kamen ganz aus Norwegen angetrieben, so zugeschnitten, daß sie gleich aufgestellt werden konnten; nichts fehlte daran außer dem Ljoarabogen; diese Stube wurde „die große Stube" genannt und war ein Prachtwerk. Der Steinzaun, den sie um den Friedhof errichten ließ, steht noch; die Wände der Heuscheune, der Grund des Bootshauses, das Steinpflaster zwischen den Häusern im Dorfe, alles erinnert noch an die Hausfrau zu Husawik. Um all diese großen Steine, die man hier sieht, vom Gebirge zu ihrem Hause herabzuziehen, benutzte sie den Neck; aber schließlich ging es ihm schlecht: als er über die Takkmoore mit einem großen Steine kam, riß der Neckschwanz ab und man sieht ein Zeichen von ihm am Steine, der dort liegt; aber der Neck verschwand in den „kleinen Teich" und lebt seitdem dort.

Die Hausfrau war böse im Herzen; so wird gesagt, daß sie zwei Mägde lebendig in die Erde vergraben ließ; die eine

in dem Acker „Teig“, die andere, welche Brynhild hieß, im Brynhildarhügel. Wenn die Knechte vom Felde heimkamen und die Karste auf der Schulter trugen, wurden sie übel empfangen und bekamen wenig zu essen, denn da dachte sie, sie wären faul gewesen und hätten wenig gearbeitet. Kamen sie aber heim und schienen müde zu sein, zogen sie die Karste nach sich oder waren sie naß, wenn sie von der Ausfahrt kamen, so war sie sanft und gut und empfing sie freundlich. In Skarwanes ließ sie einen Acker herstellen und die Erde mit Spaten wenden; sie hatte Viehställe an mehreren Stellen oberhalb des Dorfes, in Kwiggjargil und „am Hügel“; einige Wiesen werden noch „Leinwiesen“ genannt, hier legte sie Leinwand auf die Bleiche. Sie band die Felder um den Hof mit Runen, so daß kein Stein auf sie herabfällt, obgleich kein Zaun um sie ist; wird Geröll von den Klippen herabgeworfen, so bleibt es auf dem steilen Abhang liegen und fällt nicht herab.

Den Sohn der Hausfrau nennen einige Olaf, den Schäfer; der Enkel war Einiwald, die Tochter Einiwalds war Herborg, die Reiche. Sie hatte ein Kind mit dem Sohne Roalds, welcher damals Oberrichter war und auf seinem Hofe in Dal in Sandoy saß. Dieser Sohn Roalds ging mit dem Boote bei der Tangbank, in der Nähe von Skarwanes, unter. Als die Nachricht von diesem Unglück zu Roald gebracht wurde, war Herborg zugegen. Sie fragte da den Oberrichter, ob ein Kind im Mutterleibe auch dann das Erbe bekommen solle, wenn der Vater tot sei. „Das volle und ganze Erbe“, antwortete Roald. Sie sagte: „Erinnert euch daran, die ihr's gehört habt“, und fiel in Ohnmacht. Nun erst vermutete der Oberrichter, daß sie mit einem Kinde von seinem Sohn gehe, denn sie waren noch nicht verheiratet. Ihr Sohn hieß Asbjörn und wuchs bei seinem Großvater Einiwald auf, aber sie vertrugen sich nicht gut, weil der Großvater nicht vergessen konnte, daß er ein uneheliches Kind war. Asbjörn ließ sich in Skarwanes nieder und bekam die zwölf Äcker vom Gebirge bis zum Strande von Husawik. Eines Tages trafen sich

Einiwald und Asbjörn im Felde und stritten über die Grenze zwischen Husawik und Skarwanes; sie rauften sich lange, und noch mehr als ein Jahr später waren die Gruben am Fuße des Westfjelds sichtbar, wo sie sich gerauft hatten; endlich neigte sich der Sieg auf die Seite des Alten und er setzte die Grenzzeichen, wie sie zwischen ihnen sein sollten. Asbjörn erbaute einen Zaun auf der Grenzscheide. Während er hin und her ging und Steine zum Zaun zusammenschleppte, sah er einen Mann mit einem Schurz um die Lenden hin und her gehen und Steine schleppen wie er selbst; — er glaubte zuerst, daß das ein Huldrenmann sei, da er ihn nicht kannte; aber dann entdeckte er, was das war — das war er selbst, der sich als Doppelgänger gesehen hatte; er starb, ehe das Jahr zu Ende ging.

76. Der Kormoran und der Eidervogel



Der Kormoran und der Eidervogel wollten beide Daunen haben. Aber das war schwierig, sich darüber zu verständigen, denn keiner wollte dem andern nachgeben: nur einer sollte sie bekommen, aber beide wollten sie gleich gern haben. Damit dieser Streit nun ein Ende nehmen möchte und sie nicht beide die Daunen verlieren sollten, beschlossen sie, daß der von ihnen, der am nächsten Morgen früher erwache und dem andern anzeige, wann die Sonne über dem Meeresrand auftauche, der solle die Daunen haben, um sich damit zu wärmen. Der Kormoran wußte wohl, daß er fest schlafe und schwer aufwache; aus Furcht, beim Sonnenaufgang nicht wach zu werden, wollte er die Nacht nicht schlafen; er dachte, die Daunen seien wohl eine Nachtwache wert. Und nun setzte sich der Kormoran ganz stolz darüber, daß er, der sonst Schlafmütze hieß, die ganze Nacht nicht schlafen solle, während er den Eidervogel fest neben sich schlafen sah. Den ersten Teil der Nacht ging es erträglich, aber als es länger dauerte,

fing es an schwer zu werden und er mußte mit dem Schlafe kämpfen, der ihn befallen wollte. Doch saß er noch halbwach, als es vom Tag zu leuchten begann; da rief er vor Freude: „Nun blaut es im Osten!“ Über diesen Ruf erwachte der Eidervogel, der nun ausgeschlafen hatte; dagegen war der Kormoran so schläfrig, daß er nun die Augen nicht mehr offenhalten konnte, wo es am meisten darauf ankam, zu wachen. Als die Sonne aufging, rief der Eidervogel: „Tag im Meer! Tag im Meer!“ So erhielt er die Daunen; der Kormoran mußte noch mehr büßen; er verlor die Zunge, weil er nicht schweigen konnte, wo es galt zu schweigen, und das sagt man oft, wenn einer plauderhaft ist: „Warum ist der Kormoran ohne Zunge?“, damit er an seine eigene Zunge denken kann und in bezug auf das, was nicht gesagt werden soll, ihr einen Riegel vorschiebt.

77. Die Jagd nach dem Monde

Eines Abends sah man von Skard in Kunoy den Mond auf den Bergspitzen südlich vom Dorfe; wer dort oben gewesen wäre, hätte ihn mit Händen greifen und nach Skard mit herabnehmen können; das wäre sehr schön und bequem gewesen, meinten sie, ihn die langen Winterabende bei sich zu haben; da würde es nichts schaden, wenn kein Tran zum Einschütten in die Lampe da war — der große leuchtende Mond könnte wohl für sie scheinen. Es sollten darum alle Männer, die gehen konnten, aufs Gebirge steigen und den Mond herzuschaffen, damit er ihnen immer leuchte. Das tun sie auch, aber als sie dort hinaufkamen, war kein Mond mehr auf dem Berge, er war hoch in die Luft gefahren vor ihnen und weiter südwärts gegangen, und keiner hatte so lange Arme, daß er ihn hätte erreichen und fangen können. Zurück ins Dorf zu fahren ohne Mond, hielten sie für eine allzu große Schande; sie gehen da eiligst auf eine höhere Spitze um ihn zu fangen,

und es sah auch so aus, als ob ihnen das glücken sollte, denn je weiter hinab sie von der Bergspitze kamen, desto tiefer sank der Mond auf die südliche Bergspitze herab, und nun trösteten sie sich und rannten, was sie nur konnten, auf jenen Berg; aber als sie auf ihn hinaufgekommen waren, war der Mond wieder fort. Nun glaubten sie, der Mond fürchte sich vor ihnen und begannen von einer Spitze zur andern zu rennen und riefen alle so schmeichelnd als sie nur konnten:

„Mond, Mond, komm in meine Tasche,
Du sollst Butterbrot dafür bekommen."

Aber der Mond wollte nicht in die Tasche der Skardmänner kommen und nicht ihr Butterbrot haben, sondern fuhr seines Wegs weiter, über andern als ihnen zu leuchten. Erschöpft und todmüde kamen sie nach Hause, aber keinen Mond brachten sie mit sich.

78. Die Fahrt im Huldrenboot

Ein Mann aus Gasadal ging eines Nachts bei gutem Wetter von Hause fort ostwärts nach Akranes, um sich dort von den Bömännern in ihr Boot nehmen zu lassen; denn die Gasadalsleute waren gewöhnt, mit den Bömännern gemeinsam auszurudern. Als er nun nach Osten über die Skardsa kam, sah er ein Boot nach Akranes zu rudern; da lief er schnell zu ihnen hinab. Sieben Männer sah er im Boote und auf einer Bank war ein Sitz; zwar erkannte er sie nicht in der Dunkelheit, aber er meinte, es würde schon alles in guter Ordnung sein. Er sprang rasch in das Boot und sie stießen sofort vom Lande ab.

Der Mann setzte sich nun auf die Bank, wo er gewohnt war zu sitzen und legte das Ruder aus. Aber als er sich nun bedenkt, kennt er keinen Mann im Boot und argwöhnt da, es möchten die Huldern sein, unter die er gekommen. Doch stellt er sich furchtlos und rudert tüchtig wie sie. Sie fahren nordwärts um die Insel nach der Fischbank Rawnamuli, auf

die die Wagmänner im Westen hinauszurudern pflegen. Die Huldern befestigten den Köder und warfen aus, aber der Gasadalsmann saß und schwieg still, denn die Schnur zwar hatte er mit sich aus Gasadal gebracht, aber seine Angeln hingen in Bö und er hatte keinen Köder. Der Vormann im Boot fragte ihn nun, warum er nicht auswerfe; er antwortete: „Kein Haken ist da und kein Bissen ist da!“ Der Huldrenmann gab ihm Angel und Köder und kaum hatte er ausgeworfen, so fühlte er es zucken und zog einen großen Fisch heraus. Als er ihn fertig aufgeschnitten hatte und ihn ins Boot niederlegte, nahm ihn der Vormann und zeichnete ihn, und so geschah es mit jedem Fisch, den er angelte. Als sie nun gute Fische in das Boot bekommen hatten, ruderten sie wieder heim und legten bei Akranes ebendort an, wo sie den Gasadalsmann aufgenommen hatten. Weil er den Tag in Eigenfischfang gesessen hatte, warfen sie jeden Fisch an das Land, den sie gezeichnet hatten. Als er an das Land gekommen war und seinen Fang aus dem Huldrenboote mitgenommen hatte, merkte er erst, daß er sein Messer im Boote vergessen hatte. Da rief er ihnen zu: „Das Scharfe am Schenkel ist zurückgeblieben!“ Der Huldrenmann nahm das Messer und warf es nach ihm, aber er traf ihn nicht. Da rief er: „Sei verflucht, ein Glückskind bist du.“ Sie stießen nun wieder vom Lande ab, aber der Huldrenmann sagte nun: „Ein Hund warst du, daß du mir nicht Dank für das Boot sagtest.“

79. Die drei Götter und der Bauernsohn

s war einmal ein Bauer, der hatte mit dem Riesen Skrymsli gespielt, und da er verlor, wollte der Riese seinen Sohn haben. In seiner Not rief der Bauer zu Odin, und schon stand Odin am Tisch. Odin verbarg den Knaben als Korn in einer Ähre mitten in einem Getreidefeld. Der Riese raufte das Getreide aus, und so kam ihm auch jenes Korn in die

Hand, aber Odin rettete den Knaben im letzten Augenblick zu seinen Eltern und sagte, nun sei's mit seinem Schutze zu Ende. Da rief der Bauer zu Hönir, und schon stand Hönir am Tisch. Hönir verbarg den Knaben als Flaum am Hals des mittelsten von sieben Schwänen. Aber der Riese fing sich den Schwan in der Luft und biß ihm den Hals ab. Der Flaum flog aus seinem Schlund, aber Hönir rettete den Knaben im letzten Augenblick zu seinen Eltern und sagte, nun sei es mit seinem Schutze zu Ende. Da rief der Bauer zu Loki, und schon stand Loki am Tisch. Loki ließ ein Bootshaus machen mit einer starken Eisenstange hinter der Tür. Dann fuhr er mit dem Knaben auf die äußerste See und verbarg ihn dort als Rogenkorn in einer schwarzen Flunder. Der Riese fuhr in seinem Stahlboot auch hinaus, und Loki war als Knecht mit in dem Boot. Auf der äußersten See warf Skrymsli die Angel aus und fing die schwarze Flunder. Er nahm sie auf die Knie und zählte den Rogen ab. Da versteckte Loki den Knaben im letzten Augenblick hinter sich. Und als sie wieder am Strande waren, lief der Knabe ohne jede Fußspur über den weißen Sand zu dem Bootshaus. Aber der Riese stapfte hinterdrein und jach in die Tür und zerstieß sich den Schädel an der Eisenstange. Loki hieb ihm ein Bein ab, aber es wuchs sogleich wieder an. Da hieb ihm Loki das andere Bein ab, warf Stahl und Stein dazwischen, und nun starb der Riese. Loki gab den Knaben den Eltern zurück und sagte, nun sei es mit seinem Schutze zu Ende.

Anmerkungen

1. Aus der „Prosaedda“ des Snorri Sturluson I, 140, Gylfaginning Kap. 44.
2. Ebendaher, Kap. 45—47. Elli heißt Alter, Hugi Gedanke, Logi Feuer. — Über die Parallelen zu diesen beiden Märchen 1 und 2, insbesondere die irischen, vgl. Fr. v. d. Leyen, Das Märchen in den Göttersagen der Edda S. 40; Derselbe, Die Götter und Göttersagen der Germanen, 2. Aufl. 1920, S. 158 und 260; Derselbe in Pauls und Braunes Beiträgen 33, S. 372ff.; ferner Karl W. v. Sydow in Danske Studier 1910, 66ff., 145f.; auch Dähnhardt, Natursagen 3, 141f.; Fr. Panzer, Beowulf 1910, S. 73, 83, 165, 346, 352, 354. Auf die Entsprechungen bei Saxo Grammaticus sei hier (wie für Nr. 3) nur hingewiesen. Noch derbere isländische Fassungen von Nr. 2 verraten folgende Verse aus der Liederedda. Harbardslied Str. 26 (Thule II, S. 67) höhnt Harbard den Thor:

   Thor hat Kraft genug,
   Doch keinen Mut:
   Vor Schrecken und Herzensangst
   Wurdest du in den Handschuh gestopft,
   Und nicht trautest du dich, Thor zu sein;
   Da wagtest du nicht einmal
   Vor lauter Angst
   Zu niesen und zu furzen,
   Daß es Fjalar (= Skrymi) vernahm.

   Lokasenna Str. 60 und 62 (Thule II, S. 59) höhnt ihn Loki:

   Deine Ostfahrten ließest den andern du
   Besser verborgen sein,
   Seit du, Held, hocktest in des Handschuhs Däumling
   Und dich nicht trautest, Thor zu sein. —

   Zu leben denk ich lange Zeit,
   Hebst du den Hammer auch;
   Rauh schienen dir die Riemen Skrymis,
   Nicht kamst du zur Kost.

3. Ebendaher, I, 284, Skaldskaparmal Kap. 18 (2). Vgl. dazu v. d. Leyen, Märchen in der Edda S. 45, Göttersagen S. 140; Sydow in Danske Studier 1910, S. 150, 152, 173; Panzer, Beowulf S. 347, 350. König Harald hardradi von Norwegen (1047—66) ging einmal mit Skald Thjodolf über die Gasse und hörte, wie sich in einem Hause ein Gerber und ein Schmied zankten. „Mach mir augenblicklich ein Gedicht hierauf,“ rief er dem Skalden zu, „der eine der Kerle sei der Riese Geirröd, der andere Thor,“ Weinhold, Altnordisches Leben S. 234 nach der Haraldssaga hardráda Kap. 101 (Fornmanna sögur 6, 361). Im gleichen Jahrhundert hatte der isländische Skalde Eilif Gudrunarson in seiner Thorsdrapa den Mythus besungen (Wisén, Carmina Norrœna, S. 30).

4. Saga af Thorsteini Bœarmagni, Fornmanna sögur III, 1827, S. 175 ff.; zwei verwandte Fassungen stehen ebenda S. 135 und Flateyjarbók 1, 359. Das Glück des Königs Olaf und der Schutz, der von ihm ausgeht, werden auch sonst oft erwähnt; der zauberkundige Riesenkönig Godmund auf Grundir in Gläsiswellir desgleichen, sein Nachkomme Heidreck ist aus der Herwararsaga bekannt. Mit Olafs Untergang ist die Schlacht bei Swoldr gemeint. Vgl. noch E. Rußwurm, Zeitschrift für deutsche Mythologie, 1, 1853, S. 410—432.
5. Die ersten Kapitel der Vatnsdœla saga, ed. W. H. Vogt, Altnordische Sagabibliothek Nr. 16, Halle 1921, Kap. I—VII, 3; vgl. Thule X, S. 23—34. Charakteristisch ist der alte Namenglaube, der Glaube an die mystische Partizipation zwischen Leben und Name einer Person. Daß Thorstein dem sterbenden Jökul seinen Namen so unumwunden nennt, ohne die an die Kenntnis des Namens geknüpfte besonders starke Verwünschungsmacht des Sterbenden zu fürchten, soll wohl ein Zeichen des unbekümmerten Heroismus sein. In ganz verwandter Situation scheint der eddische Sigurd dem sterbenden Fafnir gegenüber viel vorsichtiger zu sein, jedenfalls fügt der Redaktor in Prosa ausdrücklich hinzu: „Sigurd verhehlte seinen Namen deshalb, weil es der Glaube der Alten war, daß das Wort eines sterbenden Mannes viel vermöchte, wenn er seinen Feind unter Namensnennung verfluchte." (Fafnismal, der Anfang des Gedichts; vgl. Thule I, S. 117.)
6. Nach Maurer, Isländische Volkssagen S. 317 Nr. 11 aus einem alten alliterierenden Lied [dem Wambarljod (zu wömb „Bauch, Magen")], Variante und Parallelen bei Rittershaus, Neuisländische Volksmärchen Nr. XI S. 50 ff. Holmgard ist Nowgorod.
7. Nach Maurer S. 284—287 und dem längeren isländischen Text bei Arnason II, S. 424—427, danach übersetzt bei Poëstion Nr. XVII S. 137; Parallelen bei Rittershaus S. 71, zu den Wunschgaben R. Köhler, Kleinere Schriften zur Märchenforschung, 1898, S. 126, Schlafdorn ebenda S. 261. Eine der Melusinensage verwandte Fassung aus Jón Thorkelsson, Thjódsögur og munnmæli, Reykjavik 1899 bei Rittershaus Nr. XIX S. 78. In Mardöll liegt unzweifelhaft der alte Name der Göttin Freyja Mardöll oder Marthöll vor; auch Freyja weint goldene Tränen. Von ihr heißt ein kurzes Märchen bei Snorri in der Prosaedda (Gylfaginning Kap. 35): Freyja vermählte sich mit einem Manne, der Od heißt. Ihre Tochter war Hnoß. Sie war so schön, daß nach ihrem Namen hnossir (Kleinode) genannt wird, alles was schön und kostbar ist. Od fuhr weite Wege, Freyja aber weinte nach ihm, und ihre Tränen sind rotes Gold." Mardallar tár oder grátr, das Weinen oder die Tränen der Mardöll, ist eine von Snorri mehrfach bezeugte Umschreibung für Gold. Vgl. zu dem Freyja-Märchen v. d. Leyen, Das Märchen in den Göttersagen der Edda S. 8.
8. Sagan af Finnu forvitnu, nach Arnason II, 383—386 und kürzer bei Maurer S. 282; Poëstion S. 186 ff.; eine sonst nicht nachweisbare Motivkette von „entschieden isländischem Gepräge", vgl. Rittershaus S. 87, Parallelen zu einzelnen Motiven ebenda. Finna, die „Zauberkundige", ist ein sprechender Name.
9. Die berühmte isländische „Lenore", nach dem Text bei Arnason I,

S. 280—283, vgl. M. Lehmann-Filhés, Isländische Volkssagen I, 1889, S. 129; Avenstrup und Treitel, Isländische Märchen und Volkssagen S. 121. Eine kürzere Variante bei Maurer S. 73. Die Verstümmelung Garun, weil das Gespenst Gud = Gott nicht aussprechen kann. Seelenpforte (saluhlid), das Kirchhofstor mit der Glocke im Regendach, durch das die Toten in die Kirche getragen werden. Zu den (europäischen und südamerikanischen) Parallelen vgl. Erich Schmidts „Lenore" in den „Charakteristiken"; Wollner, Archiv für slawische Philologie 6, 239ff. und Naumann, Primitive Gemeinschaftskultur S. 95.

10. Nach Arnason I, S. 105—107; vgl. Maurer S. 10—11. Eine Kombination von Mahrtendienst und Hadesfahrt eines nicht dazu Bestimmten, mit ganz ähnlichen Zügen wie in Nr. 4. Arnason I, 107 (= Lehmann-Filhés S. 49) „Ulhild das Elbenmädchen" zeigt dieselben Züge; Rittershaus S. 322.
11. Nach Arnason II, S. 260—263; vgl. Maurer S. 251—253, Avenstrup und Treitel S. 170. Die Ächter sind fast zu Trollen und Zauberern geworden; die Schlußpartien erinnern an die Ächtersage aus der Vatnsdœla, oben Nr. 5. Das Motiv vom roten Hund begegnet auch sonst zuweilen, vgl. Maurer S. 8: Ein Mann füttert unterwegs einen dunkelroten Hund, der zu ihm ins Zelt kommt. In der Nacht erscheint ihm ein altes Weib und dankt ihm für die Wohltat, die er ihrer Tochter erwiesen; siehe unser Märchen Nr. 33.
12. Nach Arnason II, S. 218—221; vgl. Maurer S. 254ff.
13. Nach Arnason II, S. 223—227; vgl. Maurer S. 258ff.
14. Nach Arnason II, S. 189—193; vgl. Maurer S. 264, Lehmann-Filhés II, 1891, S. 138.
15. Nach Arnason I, S. 54; vgl. Lehmann-Filhés I, S. 27.
16. Arnason II, S. 8; Lehmann-Filhés II, S. 45. Auch aus dem nordischen Altertum sind sprechende und zukunftskundige Schiffe bekannt. In der isländischen Flóamannasaga (Thule XIII) heißt es Kap. 26: „Als ich heute morgen herauskam, hörte ich folgendes Gespräch von den Schiffen: das Schiff, das Stakanhöfdi heißt, sagte (zu dem andern): ‚Weißt du, Vinagaut, daß Thorgils uns besitzen wird?' ‚Ich weiß es', antwortete das andere Schiff, ‚und es gefällt mir wohl,' und dies," fuhr der Mann fort, „hat gewiß etwas zu bedeuten."
17. Arnason II, S. 306—312; Poëstion IX, S. 63; eine Variante bei Maurer S. 281. Über diese und weitere Varianten Rittershaus S. 107ff. „Da fährt der Widder aus seiner Haut", d. h. er verliert seine Wolle, so fett ist er hier. — Vgl. noch den Eingang von „Raudiboli", Rittershaus S. 36 Nr. 8 und unser Märchen Nr. 24.
18. Arnason II, S. 9—13; Lehmann-Filhés II, S. 46. Vgl. in Snorris Prosaedda, Skaldskaparmal Kap. 43 das folgende Märchen: Warum das Gold Frodis Mehl heißt. König Frodi besuchte einst in Schweden den König Fjolnir. Dort kaufte er zwei Mägde, die hießen Fenja und Menja. Sie waren groß und stark. Zu jener Zeit wurden in Dänemark zwei Mühlsteine gefunden, so groß, daß niemand stark genug war, sie zu drehen. Und von der Natur waren die Steine, daß man mit ihnen alles das auf der Mühle mahlen konnte, was derjenige, der mahlte, vorher sagte. Grotti hieß diese Mühle und Hengekiefer (Hengikjopt) hieß

der Mann, der dem Frodi die Mühle gab. König Frodi ließ jene Mägde zur Mühle führen und hieß sie, Gold, Frieden und Glück für Frodi zu mahlen. Er gab ihnen keine längere Ruhe- oder Schlafenszeit, als der Kuckuck schwieg oder ein Lied gesungen werden konnte. Es wird nun erzählt, daß sie jenes Lied sangen, was Grottasang heißt, und ehe noch das Lied zu Ende war, hatten sie für Frodi Unglück gemahlen, so daß in dieser Nacht ein Seekönig kam, der Mysing hieß, und erschlug den Frodi und machte gewaltige Beute. Da war Frodis Friede vorbei. Mysing nahm die Mühle Grotti mit sich und auch die Mägde Fenja und Menja und befahl ihnen, Salz zu mahlen. Aber um Mitternacht fragten sie, ob er nicht genug Salz hätte; er befahl ihnen weiter zu mahlen. Da mahlten sie noch eine kleine Weile, dann gingen die Schiffe zugrunde, und dort ist seitdem ein Strudel im Meere, wo die See durch das Mühlsteinloch fällt. Davon ist die See salzig. — Vgl. noch v. d. Leyen, Das Märchen in den Göttersagen der Edda S. 58ff.; Parallelen bei Rittershaus S. 336.

19. Arnason II, S. 315—319; Poëstion (eine längere Fassung) S. 1; Varianten Rittershaus S. 113ff. Die goldene Schere hatte ihr noch die Mutter vor dem Tode gegeben, sie hatte sich Stufen damit in die Grubenwand gegraben. Ein Zaubergürtel hatte sie vor dem Hungertod bewahrt. Verkleidet ging sie zur Burg und wurde Näherin unter dem Namen Näfrakolla. Dem Bräutigam hatte die Königin einen Vergessenheitstrank gegeben. Zuletzt war der Bräutigam nachgeschlichen und hatte so den Betrug entdeckt.
20. Arnason II, S. 169—170; Lehmann-Filhés II, S. 118.
21. Arnason II, S. 397—399; Poëstion S. 239; Varianten bei Rittershaus S. 152.
22. Arnason I, S. 608; Lehmann-Filhés II, S. 3; Avenstrup und Treitel S. 252. In andern isländischen Bärensagen wird behauptet, der Bär sei ein verzauberter Mensch und die Bärin bringe menschliche Kinder zur Welt.
23. Arnason I, S. 89—93; Lehmann-Filhés I, S. 41; Avenstrup und Treitel S. 7; dazu Rittershaus S. 310—313.
24. Arnason II, S. 427—431; Poëstion S. 289; Rittershaus S. 188. Vgl. unser Märchen Nr. 17.
25. Arnason I, S. 275; Lehmann-Filhés I, S. 127; vgl. Naumann, Primit. Gemeinschaftskultur S. 36.
26. Arnason II, S. 470; Poëstion S. 38; Rittershaus S. 190.
27. Arnason II, S. 360—367; Poëstion S. 171; Rittershaus S. 31.
28. Arnason II, S. 508—509; Poëstion S. 42; Rittershaus S. 351.
29. Arnason I, S. 242—245; Lehmann-Filhés I, S. 110; Avenstrup und Treitel S. 114. Vgl. Naumann, Primit. Gemeinschaftskultur S. 44.
30. Arnason I, S. 632; Lehmann-Filhés II, S. 16; Avenstrup und Treitel S. 258; Maurer S. 173.
31. Arnason I, S. 632; Lehmann-Filhés II, S. 16; Avenstrup und Treitel S. 257; Maurer S. 172.
32. Arnason II, S. 473—479; Poëstion S. 274—284; Rittershaus S. 232, woselbst Varianten mit zum Teil besser erhaltenem Motiv vom dankbaren Toten.

33. Arnason I, S. 11; Lehmann-Filhés I, S. 9; Avenstrup und Treitel S. 42.
34. Arnason II, S. 440—442; Poëstion S. 233ff.; Rittershaus S. 150.
35. Arnason II, S. 446—449; Poëstion S. 55ff.; Rittershaus S. 283.
36. Arnason I, S. 352; Avenstrup und Treitel S. 187.
37. Arnason I, S. 193; Lehmann-Filhés I, S. 86; Avenstrup und Treitel S. 108.
38. Gering, Islendzk æventyri I, S. 246 (II, S. 158); vgl. Rittershaus Einleitung S. XXII und S. 315.
39. Arnason I, S. 73—74; vgl. Maurer S. 18—20; Lehmann-Filhés I, S. 34. Arnason fügt hinzu: Andere sagen, daß neben der Pfarrerstochter in der Kirche ihre beiden Kinder saßen, aber ihr Mann erwischte gerade noch die Kinder und verschwand mit diesen. Aber zu dem Knechte habe die Pfarrerstochter gesagt: „Bekomme du weder Ausschlag noch Schnupfen, und niemals mehr komme dir Rotz in die Nase, und ich lege doch keinen so schweren Fluch auf dich, wie du verdient hast." [Ausschlag und Schnupfen gelten nämlich als sehr nützliche Reinigung des Körpers; Maurer S. 20.] Vgl. auch Rittershaus S. 315.
40. Arnason I, S. 55; Avenstrup und Treitel S. 40.
41. Arnason II, S. 511—516; Poëstion S. 125; Rittershaus S. 368.
42. Nach Poëstion S. 143—152, der das Märchen von seinem isländischen Freund Prof. Steingrimr Thorsteinsson erhielt (vgl. S. XXI). Varianten bei Rittershaus S. 158ff. Vgl. noch Fr. R. Schröder, Halfdanar saga Eysteinssonar, Einleitung S. 36.
43. Arnason II, S. 431—434; Poëstion S. 49ff.; eine längere Variante bei Arnason II, S. 434—440; vgl. Rittershaus S. 173.
44. Arnason I, S. 443—445; Avenstrup und Treitel S. 198ff.
45. Arnason I, S. 203—207; Lehmann-Filhés I, S. 92; Avenstrup und Treitel S. 89.
46. Arnason II, S. 215; vgl. die ähnliche Geschichte Arnason II, S. 202; Rittershaus S. 293; Lehmann-Filhés II, S. 158.
47. Arnason II, S. 204—212; Rittershaus S. 295; Lehmann-Filhés II, S. 146.
48. Arnason I, S. 64ff.; Rittershaus S. 310; vgl. Nr. LXXXI; Lehmann-Filhés I, S. 29; Avenstrup und Treitel S. 16.
49. Handschriftlich in der Landesbibliothek zu Reykjawik; hier nach der (verkürzenden) Wiedergabe von A. Rittershaus S. 162; vgl. unser Märchen Nr. 35 und Fr. R. Schröder, Halfdanar saga Eysteinssonar, Einleitung S. 18.
50. Handschriftlich in der Landesbibliothek zu Reykjawik; hier nach der Wiedergabe von Rittershaus S. 1.
51. Handschriftlich in Reykjawik; hier nach Rittershaus S. 265.
52. Handschriftlich in Reykjawik; hier nach Rittershaus S. 169.
53. Björn Bjarnason: Saknakver, Isafjördur 1900, S. 58; hier nach der (verkürzenden) Wiedergabe von Rittershaus S. 217.
54. Arnason I, S. 265; Lehmann-Filhés I, S. 114; Avenstrup und Treitel S. 127.
55. Arnason I, S. 270; Rittershaus S. 373; Lehmann-Filhés I, S. 118; Avenstrup und Treitel S. 130. Zu dem Motiv vom ewigen Kampf der

durch eine Frau immer wieder auferweckten Krieger vgl. den Hildemythos in der Fassung des Snorri, Prosaedda, Skaldskaparmal Kap. 50, (auch W. Grimm, Deutsche Heldensage S. 375 (327); Martin, Kudrun S. XLIV), wo es dann heißt: „... In der Nacht aber ging Hilde zur Walstatt und weckte durch Zauberkunst die Toten alle, und den andern Tag gingen die Könige zum Schlachtfelde und kämpften, und so auch alle, die Tags zuvor gefallen waren. Also währte der Kampf fort einen Tag nach dem andern, und alle, die da fielen, und alle Schwerter, die auf dem Walplatze lagen, und alle Schilde wurden zu Steinen. Aber sobald es tagte, standen alle Toten wieder auf und kämpften, und alle Waffen wurden wieder brauchbar." „Und so", heißt es in den Liedern, „würden die Hjadninge fortfahren bis zur Götterdämmerung." — Vgl. auch Naumann, Primitive Gemeinschaftskultur S. 40.

56. Arnason I, S. 118; Lehmann-Filhés I, S. 53.
57. Arnason I, S. 110—114; Rittershaus S. 319; vgl. unser Märchen Nr. 10; Avenstrup und Treitel S. 24.
58. Arnason I, S. 181; Rittershaus S. 325; Lehmann-Filhés I, S. 81; Avenstrup und Treitel S. 73.
59. Arnason II, S. 505—508; Poëstion S. 98; Rittershaus S. 429. Zu Wind und Unwind: im Original „vind og ei vindi", ei = nicht und æ = immer lauten fast gleich (Poëstion S. 102); zu Den Papa rächen: Poëstion meint, auch hier läge vielleicht ein Wortspiel vor; papi heißt sowohl „Papst" wie „Vater".
60. Bjarnason, Sagnakver S. 92—100; hier nach der (verkürzenden) Wiedergabe von Rittershaus S. 432.
61. Arnason I, S. 141; Lehmann-Filhés I, S. 68; Avenstrup und Treitel S. 60.
62. Arnason II, S. 239; Lehmann-Filhés II, S. 176.
63. Arnason II, S. 499; Poëstion S. 81; Rittershaus S. 259.
64. Arnason I, S. 298; Lehmann-Filhés I, S. 138. Vgl. Naumann, Primitive Gemeinschaftskultur S. 52: „Man gelangt durch den Tod in den Besitz übernatürlicher Kräfte ... Da man weiß, daß man nach dem Tode stärker an Kräften sein wird, nimmt man sich selbst das Leben, um bestimmte Drohungen ausführen zu können."
65. Handschriftlich in der Landesbibliothek zu Reykjawik; hier nach der verkürzenden Wiedergabe von Rittershaus S. 9.
66. Arnason II, S. 332; Poëstion S. 45; Rittershaus S. 131; über eine längere Fassung ebenda S. 130 (Arnason II, S. 326; Poëstion S. 85). Danach gingen die Kinder in die Bäume aus Angst vor der bösen Stiefmutter, die ihr Vater nach dem Tode der Königin geheiratet hatte, und die falsche Signy ist die Tochter dieser Stiefmutter.
67. Arnason I, S. 285; Lehmann-Filhés I, S. 132.
68. Aus der Olafssaga Tryggvasonar (Thorsteins tháttr skelks), Flateyarbok I, S. 416—418; Arthur Bonus, Isländerbuch II, 1907, S. 299 ff. Starkad, ein berühmter dänischer Sagenheld. Zum letzten Satz vergleiche den Schluß von Nr. 4.
69. Grettissaga Asmundarsonar Kap. 32—35, Altnordische Sagabibliothek 8 1900, S. 120 ff.; vgl. Thule 5, S. 91 ff. Das alte Gegenstück zu unserem Märchen Nr. 55.

70. Hálfssaga Kap. 7—8, Fornaldar sögur II, S. 35, A. Le Roy Andrews in Altnordische Sagabibliothek 14, 1909, S. 82—88. Zwei neuisländische Fassungen Arnason I, 132 ff., dazu Golther, Handbuch der germanischen Mythologie S. 151 ff., Maurer S. 31. In der neuisländischen Überlieferung hat das Meermännlein einen großen Kopf und lange Arme, vom Nabel abwärts ist es wie ein Seehund gestaltet, Andrews S. 82 Anm. und S. 13, daselbst Parallelstellen (Landnama II, 5).
71. Grettissaga Asmundarsonar Kap. 64—67, Altnordische Sagabibliothek 8, 1900, S. 233—241; vgl. Thule 5, S. 174 ff. Die isländische Variante zur Sage von Beowulfs Abenteuer mit dem Moorriesen Grendel und seiner Mutter.
72. Nach der Übersetzung O. L. Jiriczeks aus Hammershaimbs „Farösk Antologi", S. 326—385, Zeitschrift des Vereins für Volkskunde 2, 1892, S. 15 ff., Nr. XVIII; vgl. oben Nr. 30.
73. Nach Jiriczek ebenda S. 6 (Nr. VIa).
74. Nach Jiriczek ebenda S. 10, Nr. XII.
75. Nach Jiriczek ebenda S. 154, Nr. XXIX. Der Ljorabogen ist ein rundliches Stück Holz am Rauchlochrahmen, die Redensart bedeutet also „so gut wie nichts".
76. Nach Jiriczek ebenda S. 160, Nr. XXXIII.
77. Nach Jiriczek ebenda S. 161, Nr. XXXV. Narrensagen.
78. Nach Jiriczek ebenda S. 11, Der Gasadalsmann im Huldrenboot Nr. XIII). „Das Scharfe am Schenkel" für Messer; denn man muß vermeiden, die Dinge beim rechten Namen zu nennen. Auch darf man dem Huldrenvolk nicht danken, denn dann bekommen sie Gewalt über einen.
79. Aus dem färöischen Volkslied Loka táttur bei V. U. Hammershaimb, Färöiske kvåder, Kopenhagen 1851, I S. 140 ff., Simrock, Handbuch der deutschen Mythologie S. 106 ff., Golther, Handbuch der germ. Mythol. S. 397; vergl. das Lied von Gwyon und Coridwen in Vischers ‚Auch Einer' und die finnische Parallele bei Simrock.

Kurze Übersicht über die isländisch-färöische Märchenliteratur

Jón Arnason: Íslenskar thjódsögur og æfintyri. 2 Bde. Leipzig 1862.
Konrad Maurer: Isländische Volkssagen der Gegenwart. Leipzig 1860.
Jacobsen: Færöske Folkesagn og Aeventyr. Kjöbenhavn 1899/1900.
Hugo Gering: Islendzk Aeventyri. 2 Bde. Halle 1884.
Otto Jiriczek: Färöische Märchen, Zeitschrift des Vereins für Volkskunde 2, 1892.
Jos. Cal. Poëstion: Isländische Märchen. Wien 1884.
Adeline Rittershaus: Die neuisländischen Volksmärchen. Halle 1902.
M. Lehmann-Filhés: Isländische Volkssagen. 2 Bde. Berlin 1889. 1891.
Age Avenstrup und Elisabeth Treitel: Isländische Märchen und Volkssagen. Berlin 1919.

Inhaltsverzeichnis

Druck der Roßberg'schen Buchdruckerei in Leipzig

Hans Naumann, Primitive Gemeinschaftskultur / Beiträge zur Volkskunde und Mythologie

Inhalt: Einleitung: Primitive Gemeinschaftskultur. Eine Einführung in die Volkskunde / Primitiver Totenglaube: Ein Beitrag zur Theorie des Präanimismus. Der lebende Leichnam. Präanimistische Dämonen. Der gefährliche Tote / Märchenparallelen: Urzeugung oder Entlehnung? Der König mit der Schlange im Leibe. Parzival. Mutter und Sühnekind. Vampyr und Drachentöter, Blaubart und Däumling / Ida Naumann: Zum Schutzgeisterglauben: Tod und Tierglaube. Der Mensch und sein Sympathietier / Primitive Gemeinschaftsdramatik: Tanz und Drama. Untersuchungen zum Schwertfechterspiel / Stetit puella: Ein deutsches Volksrätsel im lateinischen Gewande. Ein Beitrag zur primitiven Denkweise / Bauernhaus und Kornkammer in Litauen. Ein Beitrag zum nördlichen Herd- und Vorhallenhaus und zum primitiven Gemeinschaftsleben / Studien über den Bänkelgesang.

Frankfurter Zeitung: In diesen Aufsätzen wird an einem ungeheuer reichen Belegmaterial, das ohne jede gelehrte Geste ausgebreitet ist, gezeigt, wie sich gewisse Motive in „verschiedenen Glaubensformen, präanimistisch und animistisch, und in verschiedenen Stilformen primitiv, mythisch, aristokratisch, ritterlich" abwandeln und in ganz verschiedenen Gestaltungen auftreten. Trotz der verschiedenen Gegenstände schließen sie sich doch zu einer Einheit zusammen, da sie verschiedene Ausblicke öffnen auf dieselbe Welt, die Welt des primitiven Gemeinschaftsmenschen.

Deutsche Hochschulwarte: Märchen, Sagen und Dramen, Toten- und Schutzgeisterglauben, Rätsel, Lieder, Trachten, Sitten sind ebenso sorgfältig behandelt wie die Entwicklung der Häuserarten und das hieraus resultierende Gemeinschaftsleben. Ein genaues Autorenverzeichnis und Sachregister schließt sich dem Werke an, das eine sehr wertvolle Ergänzung zu den „Märchen der Weltliteratur", „Thule" und zum „Deutschen Sagenschatze" bildet.

Vivos voco: Erwachsen aus umfassenden, gelehrten Studien des Verfassers, atmet die Schrift auf jeder Seite den frischen und starken Erdgeruch jener bodenständigen Bauernkultur, von der sie ausgeht, und ist durchweht von dem kräftigen Luftzug des alltäglichen Lebens in Bauernsitte, Volksrätsel und Jahrmarktstreiben. Naumanns Ausführungen gipfeln in der These, daß die sogenannte Volkskultur ein Produkt aus primitiver Gemeinschaftskultur und „gesunkenem Kulturgut" der Oberschichten ist. Das Buch ist nicht nur ein kulturpsychologisches Symptom unserer Zeit, sondern ein Symbol junger Keime, die aufzuwachsen beginnen, Besinnung auf die Urkräfte des Menschentums am Vorabend neuer Gestaltungen. Die Sachlichkeit des Verfassers glüht von Liebe zum Gegenstand seiner Entdeckung, der eben keine Mumie primitiver Kultur ist, sondern am Uralten uns Gehalt und Formen neuer Gemeinschaft ahnen läßt. Theodor Siegfried